Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Die Psychologie in Einzeldarstellungen

Weil ... ig

Ban ... -

Ban ... s it

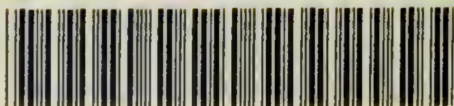
Ban ... ,

Herr
Herr
Herr
Herr
Herr
Herr
Herr
Herr
Herr
Herr
Herr
Herr
Herr
Herr
—
Herr
Herr
Herr

geno

Psychologie des Individuums (der individuellen Differenzen).

Die Darstellung in den einzelnen Monographien soll in erster Linie den Bedürfnissen eines streng wissenschaftlichen Fachstudiums entsprechen, doch wird dabei nach Möglichkeit zugleich dem immer wachsenden Interesse weiterer Kreise für die Psychologie Rechnung getragen werden. Ganz besonders dürfte bei manchen Anwendungsgebieten der Psychologie, wie der Psychologie des Kindes, der Psychologie des Aberglaubens und der Massen, eine gemeinverständliche Behandlungsweise des Stoffes am Platze sein, doch ... mit dem wissenschaftlichen ...ze Sammelwerk in erster



GR

Die Psychologie

in Einzeldarstellungen

Herausgegeben von

H. Ebbinghaus † und E. Meumann

III. Band

Die Psychologie der Frauen

von

G. Heymans



Heidelberg 1910

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Die Psychologie der Frauen

Von

G. Heymans



Heidelberg 1910
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Nr. 497.

Vorwort.

Sollte es wirklich an der Zeit sein, wieder einmal ein neues Buch über die psychischen Unterschiede der Geschlechter in die Welt zu schicken? Ich glaube: ja und nein. Ja, weil in den letzten Jahren auf dem vorliegenden Gebiete neue Untersuchungs- und Beweismethoden in Betrieb gesetzt worden sind, welche die Forschung auf ganz andere Bahnen geführt haben, als sie bis dahin betreten hatte; nein, weil diese Methoden eben erst in Betrieb gesetzt worden sind, und noch kaum Zeit gehabt haben, eine irgendwie erhebliche Vermehrung und Vertiefung unseres Wissens zustande zu bringen. Über zwanzig, vielleicht schon über zehn Jahre wird man demnach ein ungleich besser fundiertes, eingehenderes, reicheres Buch über Frauenpsychologie schreiben können, als jetzt möglich ist. Wenn ich nun dessenungeachtet dem Wunsche des Begründers der vorliegenden Sammlung, mich mit einer Arbeit über jenen Gegenstand an derselben zu beteiligen, mit Freuden nachgekommen bin, so hat dazu hauptsächlich die Hoffnung mitgewirkt, in dieser Weise am besten die allgemeinere Verwendung jener neuen Methoden fördern zu können. Es ist eben nötig, dieselben in Betrieb zu *sehen*, um sich davon zu überzeugen, daß sie wirklich betriebsfähig *sind*; und es ist nötig, daß viele diese Überzeugung haben, um den Betrieb derselben für die

Wissenschaft wirklich fruchtbar zu machen. So übergebe ich denn dieses Buch der Öffentlichkeit, in der ehrlichen Hoffnung, daß es sehr bald als durchwegs veraltet erscheinen möge.

Groningen.

G. Heymans.

Inhalt.

Einleitung.

Allgemeine und spezielle Psychologie.

Die Psychologie der Frauen bildet einen Abschnitt aus einem Teile der Psychologie, welcher meiner Ansicht nach am besten mit dem Namen spezielle Psychologie angedeutet wird und sich von der gegenüberstehenden allgemeinen Psychologie dadurch unterscheidet, daß diese das Gemeinsame und Übereinstimmende, jene dagegen das Besondere und Unterscheidende in den menschlichen Bewußtseinserscheinungen zum Gegenstande hat. Die allgemeine Psychologie sucht Gesetze, welche sich im Bewußtseinsleben jedes einzelnen Menschen nachweisen lassen; sie stellt z. B. fest, daß überall zwei gleichartige Reize in einem bestimmten, von ihrer absoluten Stärke unabhängigen Stärkeverhältnis zueinander stehen müssen, um eben unterschieden werden zu können; daß in allen Fällen, wo eine Vorstellung eine andere ins Bewußtsein ruft, diese beiden entweder sich ähnlich, oder früher zusammen dem Bewußtsein dargeboten worden sind, u. dergl. mehr. Es ergeben sich nun aber bereits bei der Feststellung dieser allgemeinen Gesetze individuelle Verschiedenheiten in bezug auf die quantitativen Verhältnisse: so wird etwa der eine zwei Helligkeiten schon unterscheiden können, wenn ihre Intensitäten sich wie

100 : 101, der andere erst, wenn sie sich wie 80 : 81 verhalten; so werden bei einigen Menschen die Ähnlichkeits-, bei anderen die Erfahrungsassoziationen häufiger vorkommen usw. In der Formulierung der allgemeinen Gesetze finden diese individuellen Verschiedenheiten keinen Platz: ebensowenig wie in der Formulierung des Gravitationsgesetzes die Verschiedenheit der spezifischen Gewichte, oder in der Formulierung des optischen Brechungsgesetzes diejenige der Brechungskoeffizienten einen Platz findet; man beschränkt sich darauf, in die betreffenden Formeln „Konstanten" aufzunehmen, für welche dann in jedem besonderen Fall besondere Werte eingesetzt werden. Aber weder in der Naturwissenschaft noch in der Psychologie sind darum die Verschiedenheiten ohne Bedeutung; vielmehr ergibt sich überall, daß sie selbst wieder in gesetzlichen Beziehungen zu einander stehen, welche nicht selten für Theorie und Praxis gleich große Wichtigkeit beanspruchen. Man denke etwa an die Beziehungen zwischen physikalischen und chemischen Eigenschaften, welche in dem periodischen System der Elemente zum Ausdruck gelangen, oder an die mannigfachen Korrelationen in bezug auf Bau und Funktionsweise verschiedener Organe, welche die biologischen Wissenschaften ans Licht gebracht haben. Solche Korrelationen sind auch auf psychischem Gebiete in großer Anzahl teils gefunden worden und teils noch zu finden; und eben die Erforschung derselben bildet die wesentliche Aufgabe der speziellen Psychologie.

Es ist nun zunächst über die Art und Weise, wie sich verschiedene Menschen nach der psychischen Seite voneinander unterscheiden können, noch einiges zu bemerken. Auch hier läßt sich die Analogie mit naturwissenschaftlichen Verhältnissen wenigstens insofern durchführen, als die vorliegenden Verschieden-

heiten auf beiden Gebieten nirgends oder nahezu nirgends solche der Qualität oder der herrschenden Gesetze, sondern überall oder fast überall solche der Quantität oder des Maßes sind. So wenig wie es Stoffe gibt ohne Gewicht oder ohne Wärmekapazität oder ohne elektrisches Leitungsvermögen, so wenig gibt es Menschen ohne Verstand oder ohne Gefühle oder ohne Neigungen jeder Art; schließlich findet sich alles in allen: Verstand auch beim Idioten, Egoismus beim Heiligen, Sittlichkeit beim Verbrecher, — nur in höchst verschiedenen Maßen, auch bei dem einen ungehemmt sich äußernd, bei dem anderen dagegen vielleicht bis zur Unmerklichkeit zurückgedrängt. Es ließe sich also eine allgemeine, für alle Menschen ohne Ausnahme gültige Charakterformel denken, in welcher nur für eine Anzahl Konstanten bestimmte Werte substituiert zu werden brauchten, um sie auf jedes beliebige Individuum anwendbar zu machen, und eine exakte Vorherbestimmung seiner psychischen Reaktionen unter allen möglichen Umständen zu gestatten. Selbstverständlich wird sich dieses Ideal niemals vollständig verwirklichen; mit jedem Schritte vorwärts, welchen die spezielle Psychologie macht, nähert sie sich demselben aber an. Verhielte es sich aber anders, als dieses Ideal es voraussetzt, so müßten wir ein für allemal auf die spezielle Psychologie verzichten. Denn nur insofern wir unseren Mitmenschen gleichen, können wir sie begreifen.

Es sind nun die Korrelationen, auf welche die spezielle Psychologie ihre Untersuchungen zu richten hat, im allgemeinen zweifacher Art. Erstens solche zwischen psychischen Eigenschaften unter sich (wie etwa Emotionalität und Phantasie, oder schwache Nachwirkung der Vorstellungen und Unfähigkeit zu abstraktem Denken); diese liegen der Lehre von den Temperamenten, der Unterscheidung verschiedener intellektueller

Typen, den Versuchen zu einer Klassifikation der Charaktere zugrunde. Zweitens aber solche zwischen psychischen Eigenschaften einerseits und anderen, welche an und für sich keine psychische Bedeutung haben, wie Alter, Geschlecht, Nationalität, soziale Stellung u. dergl., andererseits; mit diesen beschäftigt sich etwa die Kinderpsychologie, die Psychologie des Gelehrten, des Künstlers, des Verbrechers, und auch derjenige Teil der Psychologie, über welchen in diesem Buche gehandelt werden soll: die Psychologie der Frauen.

Die Psychologie der Frauen.

Ich möchte nun der Behandlung dieses Gegenstandes ein paar allgemeine Bemerkungen vorhergehen lassen. Wenn in der letzten Zeit die Frauenpsychologie mehr als früher in weiten Kreisen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, so liegt dies hauptsächlich daran, daß man sie mit gewissen praktischen Fragen, wie diejenigen des Frauenstudiums, des Frauenwahlrechts, der Berechtigung der Frau zum Bekleiden öffentlicher Ämter, in enge Verbindung gebracht hat. Und sicher wird man für die Entscheidung dieser praktischen Fragen wohlfundierte Einsichten in Sachen der Frauenpsychologie dringend nötig haben; denn was die Frau im Leben tun soll, hängt an erster Stelle davon ab, was sie ist. Aber ebenso sicher scheint zu sein, erstens, daß für die Entscheidung jener praktischen Fragen neben dem Gesichtspunkte der Frauenpsychologie noch mehrere andere (ökonomische, soziologische u. a.) in Betracht kommen; und zweitens, daß es der Frauenpsychologie selbst nur schaden kann, wenn sie in direktem Zusammenhang mit jenen praktischen Fragen behandelt wird: denn überall, wo starke praktische Interessen walten, entkommt die Wissenschaft schwerlich der Gefahr, sich durch dieselben

in eine oder die andere Richtung vom geraden Wege ablenken zu lassen. Darum wünsche ich nachdrücklich zu betonen, daß in diesem Buche zur „Frauenfrage“ in keiner Weise Stellung genommen werden soll. Vielleicht wird man demselben Gründe für eine oder die andere der sich gegenüberstehenden Meinungen entnehmen können; ich kann nur bezeugen, daß angesichts der ungeheueren Komplikation der Frage diese Gründe mir nahezu nirgends stark genug erscheinen, um für sich allein eine Entscheidung zu tragen. — Sodann wäre noch auf eine zweite Gefahr hinzuweisen, welche auf diesem Gebiete der vorurteilsfreien Forschung droht. Dieselbe liegt darin, daß man von vornherein annimmt, die etwa vorhandenen Unterschiede zwischen den Geschlechtern müßten notwendig Wertunterschiede sein. Darum wird nicht selten von Anfang an die Frage nicht auf Gleichheit oder Verschiedenheit, sondern auf Äquivalenz oder Inferiorität gestellt, und daraus erklärt es sich, daß manche Vorkämpferinnen der Frauenbewegung, um ihr Geschlecht vor abfälligen Urteilen zu schützen, nichts besseres zu tun wissen, als alle spezifisch männlichen Eigenschaften, bis zur Härte und zum Egoismus eingeschlossen, für dasselbe in Anspruch zu nehmen. Nun sollte aber doch klar sein, daß *zwar alle Wertunterschiede tatsächliche Unterschiede voraussetzen, daß aber keineswegs umgekehrt alle tatsächlichen Unterschiede auch Wertunterschiede mit sich führen.* Der durchschnittliche Italiener und der durchschnittliche Niederländer, der durchschnittliche Gelehrte und der durchschnittliche Künstler sind gewiß in hohem Grade verschieden: keineswegs aber wird man sich veranlaßt finden, dem einen ohne weiteres einen höheren Rang zuzuerkennen als dem anderen. Vielmehr wird man einige schätzenswerte Eigenschaften hier, andere dort stärker entwickelt und häufiger vertreten

finden, und vielleicht schließen müssen, daß beide Typen gleich wertvoll an sich, und für die Harmonie des Ganzen gleich unentbehrlich sind. Genau so könnte es sich aber auch mit dem Unterschied der Geschlechter verhalten. Und im Interesse einer rein sachlichen Untersuchung ist es von höchster Wichtigkeit, diese Möglichkeit von Anfang an ins Auge zu fassen und stets im Auge zu behalten. Bei jedem Mangel an einer oder der anderen Seite soll man sich sagen, daß er vielleicht einen gleich wichtigen Vorzug, bei jedem Vorzug, daß er vielleicht einen gleich wichtigen Mangel bedingt: nur so wird es möglich sein, jene vollkommene Gemütsruhe zu behaupten, ohne welche man bei einem so gefühlsbetonten und der exakten Beweisführung noch so wenig zugänglichen Gegenstande wie diesem schwerlich hoffen darf, zu irgendwie zuverlässigen Ergebnissen zu gelangen.

Des weiteren kann es, um für die vorgenommene Untersuchung den richtigen Gesichtspunkt zu finden, nützlich sein, über Maß und Umfang der Verschiedenheiten, welche diese Untersuchung voraussichtlich ans Licht wird bringen können, uns wenigstens vorläufig einigermaßen Rechenschaft zu geben. Während nämlich einerseits bisweilen behauptet worden ist, daß solche Verschiedenheiten überhaupt nicht vorliegen („les âmes n'ont pas de sexe", Mme de Staël), hat man andererseits nicht selten geglaubt, dieselben als polare Gegensätze deuten zu müssen, also etwa für den Mann das Denken, für die Frau das Fühlen in Anspruch genommen, jenem Spontaneität und Aktivität, dieser dagegen Rezeptivität und Passivität zugeschrieben, dort ein Vorwalten der bewußten, hier ein solches der unbewußten Geistestätigkeit angenommen usw. Es mag nun in den meisten dieser Aussprüche ein Teil Wahrheit enthalten sein, die Art und Weise aber, wie diese Wahrheit formuliert wird, ist

in hohem Grade dazu angetan, Mißverständnisse zu veranlassen, indem sie den Schein erweckt, als ob jene entgegengesetzten Eigenschaften normal nur dem Manne bzw. der Frau, oder wenigstens bei jedem Angehörigen des einen stärker ausgeprägt als bei jedem Angehörigen des anderen Geschlechtes vorkämen. Beide Annahmen wären mit der Erfahrung im Streit. Denn fürs erste gilt hier wie überall, daß die vorliegenden Differenzen sämtlich gradueller Natur sind, und daß also die Untersuchung an allen Punkten nicht auf Ja oder Nein, sondern auf Mehr oder Weniger zu richten ist. Und fürs zweite gilt in gleicher Allgemeinheit, daß die vorliegenden Differenzen sämtlich statistischer Natur sind: daß sie also nicht für jeden Mann und jede Frau einzeln, sondern nur für den Durchschnittsmann und die Durchschnittsfrau gelten. Es ist eben mit den psychischen Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern genau so bestellt wie etwa mit der Ungleichheit der Körperlänge: wenn wir mit Recht behaupten, daß die Frauen körperlich kleiner sind als die Männer, so ist damit doch keineswegs gesagt, daß jede einzelne Frau kleiner sei als jeder einzelne Mann. Vielmehr liegen hier die Verhältnisse so, wie in der beistehenden Figur 1 schematisch dargestellt worden ist.[1] In dieser Figur sind auf der horizontalen Achse (von einem Punkte aus, welcher in dieser Achse, 2 cm links vom Schnittpunkte derselben mit der vertikalen Achse hinzugedacht werden muß) Stücke abgemessen worden, welche den überhaupt bei Männern und Frauen vorkommenden Körperlängen proportional sind; auf dem Endpunkte jedes dieser Stücke ist eine Vertikale errichtet worden, welche die Prozentzahl der Männer angibt,

[1] Nach H. Treub u. C. Winkler, De vrouw en de studie, Haarlem 1898, S. 35.

welche tatsächlich die entsprechende Länge erreichen, und die Endpunkte dieser Vertikalen sind durch eine ausgezogene krumme Linie miteinander verbunden worden; in gleicher Weise sind dann die Prozentzahlen der Frauen, welche die verschiedenen Körperlängen erreichen, auf den entsprechenden Vertikalen angegeben, und die Endpunkte durch eine gestrichelte krumme Linie verbunden worden. Aus dieser Figur läßt sich nun ohne weiteres ersehen, in welchem Sinne wir den Frauen eine geringere Körperlänge als den Männern beilegen dürfen. Offenbar nicht in dem Sinne, daß jede

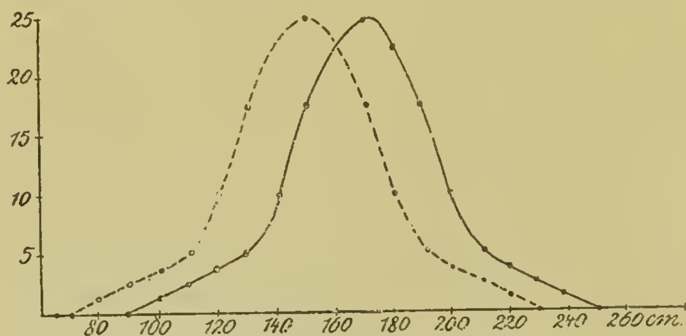


Fig. 1.

Frau kleiner sei als ein beliebiger, oder selbst als ein durchschnittlicher Mann: es gibt Frauen, welche eine Körperlänge bis zu 230 cm erreichen, während einzelne Männer nicht mehr als 90 bis 100 cm messen, und die durchschnittliche Länge der Männer nur etwa 170 cm beträgt. Wohl aber in dem Sinne, daß die durchschnittliche Länge der Männer (170 cm) diejenige der Frauen (150 cm) überragt; daß auch die längsten Männer länger (250 cm) sind als die längsten Frauen (230 cm), und die kleinsten Frauen kleiner (70 cm) als die kleinsten Männer (90 cm); und daß endlich für jede beliebige Körperlänge die

Anzahl der Männer, welche dieselbe überschreiten, größer ist als die Anzahl der Frauen, von welchen das Gleiche gesagt werden kann. Genau so liegen nun aber auch die Verhältnisse in bezug auf die psychischen Differenzen der Geschlechter. Wenn wir etwa den Frauen eine stärkere Emotionalität beilegen wie den Männern, so wird damit nicht geleugnet, daß es heißblütige Männer und kühle Frauen gibt, sondern nur behauptet, daß die durchschnittliche Frau mehr als der durchschnittliche Mann für starke Gefühle empfänglich ist, und daß also auch, nach einem beliebigen aber gemeinsamen Maßstab gemessen, ein größerer Prozentsatz der Frauen wie der Männer als „emotionell" wird bezeichnet werden müssen. *Es ist sowohl für die Theorie wie für die Praxis von höchster Wichtigkeit, diese Sachlage klar zu durchschauen und sich stets gegenwärtig zu behalten.* *Ersteres* weil man hier wie auf verwandten Gebieten so häufig glaubt, die Richtigkeit einer statistischen Regelmäßigkeit durch Berufung auf Einzelfälle bestätigen oder beanstanden zu können, also etwa jene Behauptung von der stärkeren Emotionalität der Frauen durch den Hinweis auf die hochgradige Apathie einer beliebigen Bekannten widerlegt zu haben. Nach dem Vorhergehenden wäre eine solche Argumentation selbst dann wertlos, wenn man hundert oder tausend Männer und Frauen herausgesucht hätte, von denen die ersteren sämtlich mehr emotionell wären als die letzteren; nur dann würde dieselbe Beachtung verdienen, wenn von hundert oder tausend *nicht herausgesuchten*, sondern aufs Geratewohl zusammengewürfelten Männern und Frauen jene sich durchschnittlich als mehr emotionell erwiesen wie diese. Aus demselben Grunde ist offenbar auch die von einigen Schriftstellern bevorzugte Art, zur Begründung irgendwelcher Ansichten über die Natur der Frau zahlreiche

diesen Ansichten entsprechende Beispiele aus der Geschichte oder sogar aus älteren und neueren Zeitungen anzuführen, als durchaus wertlos zu verwerfen, so lange die Möglichkeit fehlt, die Häufigkeit ähnlicher Fälle beim anderen Geschlecht zur Vergleichung heranzuziehen. Zweitens ist aber die Einsicht in die betreffende Sachlage auch wichtig für die Praxis, weil man so häufig glaubt, bei der Beurteilung der Angelegenheiten einzelner Frauen dasjenige, was man über „die Frau“ gehört oder gelesen hat, ohne weiteres auf den besonderen Fall anwenden zu dürfen. Das wäre auch ganz in der Ordnung, wenn „die Frau“, wie etwa „das Dreieck“, eine Abstraktion wäre, in welcher nur die allen einzelnen Exemplaren gemeinsamen Merkmale zusammengefaßt wären; tatsächlich stellt aber „die Frau“ wie „der Mann“ keine Abstraktion, sondern einen Durchschnitt vor, und kann demnach eine bestimmte Frau sehr wohl in einigen oder sogar in allen Punkten dem Durchschnittsmanne psychisch näher stehen als der Durchschnittsfrau. — In Sachen der psychischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern würde also überall die richtige Formulierung nicht lauten: die Frau hat, oder die Frauen haben die Eigenschaft A; selbst nicht: die meisten Frauen haben die Eigenschaft A; sondern nur: die Frauen haben durchschnittlich die Eigenschaft A in höherem Grade als die Männer. Und ich mache ausdrücklich darauf aufmerksam, daß im folgenden, auch wo ich der Kürze wegen einen jener ersteren Ausdrücke verwende, damit doch immer nur ein dem letzteren entsprechender Tatbestand gemeint sein soll.

Literatur.

Es erübrigt noch, einiges zur Literatur über die Frauenpsychologie zu bemerken. In seinem bekannten, 1893 in erster Auflage erschienenen Buche klagt Man-

tegazza[1], das Weib sei wenig und schlecht studiert worden: „wir haben vollständige Monographien der Seidenraupe, des Maikäfers, der Katze; aber über das Weib haben wir keine“. So schlimm steht die Sache nun freilich nicht, und stand sie auch damals nicht, wie die angehängte (vermutlich keineswegs vollständige) Bibliographie beweist (S. 307). Mit viel größerem Rechte könnte man sich über die Seltenheit von Monographien über den Mann beklagen, von denen ich nur eine einzige, dazu noch sehr alte, habe auftreiben können; doch ist zu bedenken, daß in den der Frau gewidmeten Schriften regelmäßig der Mann als Vergleichsobjekt vorausgesetzt wird, und daß also seine besondere Natur e contrario aus demjenigen, was über die ihrige behauptet wird, erschlossen werden kann. Haben wir also keine Veranlassung, mit dem Umfang der Literatur über die Psychologie der Geschlechter unzufrieden zu sein, so behält Mantegazza doch insofern recht, als die Mehrzahl der einschlägigen Bücher schwerlich als Monographien im wissenschaftlichen Sinne gelten können. Viele machen überhaupt keine wissenschaftlichen Ansprüche, sondern fassen nur subjektive Eindrücke zusammen; aber auch die anderen lassen oft im Interesse einer leichten Darstellung den methodischen Gedankenzusammenhang so weit zurücktreten, daß es schwer wird, die Zuverlässigkeit der Ergebnisse zu kontrollieren. Interessant (auch für die Psychologie der Geschlechter selbst) ist die verschiedene Behandlung des Stoffes bei männlichen und weiblichen Schriftstellern. Jene (Lombroso, Mantegazza) zeigen oft ein ungenügendes Verständnis für die erstaunliche Komplikation der Frauenseele; sie versuchen derselben mit ein paar allgemeinen Formeln beizukommen, lassen aber nicht selten das Meiste

[1] Die Physiologie des Weibes, Jena 1893, S. 3.

und das Wichtigste draußen. Die Frauen selbst (Laura Marholm, Paola Lombroso, Rosa Mayreder) scheinen bisweilen sich dieser Komplikation allzusehr bewußt zu sein; sie bieten statt des allgemeinen Typus besondere Individualitäten, statt der zwingenden Beweisführung interessante Erzählungen, und lassen es dabei an der Analyse fehlen. Jenem ersteren Vorwurf wird auch das vorliegende Buch schwerlich entgehen; eine richtige Frauenpsychologie haben wir wohl erst von einer Frau zu erwarten, welche genug Frau ist, um den ganzen Reichtum der weiblichen Psyche in sich erlebt zu haben, und gleichzeitig genug sich der männlichen Geistesart annähert, um jenen Reichtum analytisch bewältigen zu können. Dazu wird aber außerdem eine weitere Ausbildung der Untersuchungs- und Beweismethoden erforderlich sein, über deren bisherigen Stand wir jetzt noch einiges berichten wollen.

Die Untersuchungsmethoden.

Die Methoden der Frauenpsychologie.

Die Methoden der Frauenpsychologie sind die nämlichen wie diejenigen der speziellen Psychologie überhaupt. Da man beide Gebiete erst in der allerjüngsten Zeit wissenschaftlich zu bearbeiten angefangen hat, sind dieselben hier wie dort noch in der Ausbildung begriffen; darum scheint es nötig, darüber etwas ausführlicher zu reden.

Wie nahezu alle Tatsachenwissenschaften in ihrer Jugendzeit, hat auch die spezielle Psychologie bis dahin hauptsächlich drei keineswegs verwerfliche, jedoch primitive und für sich allein ungenügende Methoden zur Anwendung gebracht, nämlich erstens die rohe Induktion aus den Erfahrungen des täglichen Lebens, zweitens das unsystematische, bloß gelegentlich und mit ungenügender Vorsorge angestellte Experiment, und drittens die Deduktion. Was wir bis jetzt von der speziellen Psychologie wissen, entspringt im wesentlichen diesen drei Quellen[1]; wir wollen daher etwas genauer nachsehen,

[1] Insbesondere sind dieselben durch die französischen Forscher der letzteren 20 Jahre mit viel Geist und Geschick ausgenutzt worden. Man vergleiche: Malapert, Les éléments du caractère, Paris 1897; Paulhan, Les caractères, Paris 1894; Esprits logiques et esprits faux, Paris 1896; Analystes et esprits synthétiques, Paris 1903; Fouillée, Tempérament et caractère, Paris 1895; Lévy, Psychologie du caractère, Paris 1896; Pérez, Le caractère de l'enfant à l'homme, Paris 1892;

was sie leisten können und wo die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit liegen.

Die rohe Induktion.

Erstens die rohe Induktion. Das alltägliche Leben führt uns auf jedem Gebiete zahllose Erfahrungen zu, welche kürzere oder längere Zeit im Bewußtsein verweilen und dann wieder vergessen werden; welche jedoch sämtlich Spuren hinterlassen, aus denen mit der Zeit durch gegenseitige Unterstützung Annahmen, Erwartungen, sogar sichere Überzeugungen sich entwickeln können. Auf solche Weise entstehen die Vermutungen, welche der ungeschulte Mensch in bezug auf Wind und Wetter an das Aussehen des Himmelsgewölbes, in bezug auf die Stimmung eines Bekannten an seinen Gesichtsausdruck oder Stimmton, in bezug auf den Charakter irgendwelcher Person an einzelne Äußerungen oder Handlungen derselben knüpft usw.; welchen Grad der Sicherheit solche auf besondere Fälle gerichtete Vermutungen erreichen können, zeigen die Wetterprognosen des Seefahrers oder Hirten, oder die Menschenkenntnis des erfahrenen Weltmannes. In durchwegs gleicher Weise können aber auch allgemeine, auf Gruppen zusammengehöriger Erscheinungen sich beziehende Einsichten entstehen, und sind tatsächlich die Mehrzahl der Einsichten entstanden, welche in der älteren Literatur über die Frauenpsychologie vorgetragen werden. Die Verfasser haben viele Frauen kennen gelernt, von jeder derselben einen Eindruck empfangen, und aus allen diesen Eindrücken hat sich dann schließlich in ihrem Geiste ein Gesamtbild entwickelt, auf welches ihre Aussagen über „die Frau" sich in letzter Instanz beziehen. Daher sie denn auch (was als ein sicheres Kennzeichen für die

---

Ribéry, Essai de classification naturelle des caractères, Paris 1902 u. a.

Anwendung dieser Methode gelten darf) jene Aussagen nicht durch Gründe, wenigstens nicht durch irgendwie entscheidende Gründe zu stützen, sondern nur durch Beispiele aus Leben und Geschichte zu erläutern pflegen. Dennoch sind diese Aussagen keineswegs wertlos: vielmehr erteilt ihre sei es auch unbewußte Begründung durch ein umfangreiches Erfahrungsmaterial ihnen ein entschiedenes Recht auf Berücksichtigung. Nicht weniger jedoch verdienen gewisse Fehlerquellen, von welchen die betreffende Methode sich schwerlich befreit, berücksichtigt zu werden. Dazu gehört vor allem die durchwegs zufällige und kaum kontrollierbare Auswahl des Materials. Der Forscher hat vielleicht nur Frauen aus einem bestimmten Kreise gekannt, und dieser Kreis mag für die Gesamtheit der Frauenwelt sehr wenig repräsentativ sein; er hat sicher von jenen Frauen einige viel häufiger gesehen als andere, und diese werden dementsprechend zu seiner Gesamtvorstellung auch viel mehr als die anderen beigesteuert haben; am allerstärksten werden aber in dieser Gesamtvorstellung die Züge der Frauen, mit denen er im Familienkreise zusammenlebt, sich bemerklich machen. Und so dürfte denn nicht selten zutreffen, was J. S. Mill[1] behauptet: „one can, to an almost laughable degree, infer what a man's wife is like, from his opinions about women in general". Eine weitere, nicht weniger gefährliche Fehlerquelle liegt in Vorurteilen und Wünschen, welche bewußt oder unbewußt eine Selektion des Materials nach bestimmter Richtung herbeiführen. Wer durch Erziehung, Lektüre oder persönliche Neigung eine bestimmte Vorstellung oder ein bestimmtes Ideal von „der Frau" in sich ausgebildet hat, wird leicht dazu kommen, alle von dieser Vorstellung oder diesem

[1] The Subjection of Women (Ed. Stanton Coit), London 1909, S. 51—52.

Ideal merklich abweichende Individuen als Ausnahmen oder Abnormitäten zur Seite zu schieben; demzufolge denn auch eine entschieden widersprechende Erfahrung außerstande ist, an seiner Vorstellung etwas zu ändern. Ein lehrreiches Beispiel für das Maß, in welchem auch verdiente Forscher sich durch solche vorgefaßte Meinungen irreführen lassen können, bietet Quételet, welcher nach Havelock Ellis[1] „used to draw his conclusions from a few selected cases which he regarded as typical .... Thus he prepared a table to show the comparative height and weight of men and women at all ages; this table shows with beautiful uniformity that at no age are females taller or heavier than males. Subsequent investigation, on a more extensive scale and in a large number of countries, has shown that during certain years of development girls are distinctly heavier and taller than boys. This fact was not suspected in Quételet's time, and it is evident that if in his group of cases of boys and girls at the age of thirteen he had found that the girls were taller and heavier than the boys, he would have said to himself: this result is so extremely improbable and at variance with my other results, that I have evidently committed an error of judgment here. Then he would perhaps select a fresh series of cases, and if the result happened to reverse his previous questionable result he would be at once reassured in his error." Ähnliche Irrtümer können aber auf psychischem Gebiete noch viel leichter vorkommen als auf somatischem, weil hier nicht nur theoretische Vorurteile, sondern auch Sympathien und Antipathien ihr Gewicht in die Schale werfen. — Was aber das hier besprochene Verfahren, selbst wenn es unter den günstigsten Umständen und ohne jede vorhergehende

[1] Man and Woman, London 1899, S. 27—28.

Parteinahme ausgeübt wird, von Grund aus unfähig macht, als eine wissenschaftliche Methode zu gelten, ist die damit verbundene Unmöglichkeit einer wechselseitigen Kontrolle der verschiedenen Forscher. Wenn die Vorstellungen bezüglich der typischen Frau, welche sich im Laufe des Lebens bei dem einen und bei dem anderen ausgebildet haben, an einigen Punkten sich nicht decken, so gibt es, da die jenen Vorstellungen zugrunde liegenden Erfahrungen längst vergessen und nicht mehr zu erneuern sind, kein Mittel, um zu entscheiden, wer von beiden recht hat. Und aus dem nämlichen Grunde wird auch der einzelne Forscher für sich schwerlich imstande sein zu beurteilen, in welchem Maße seine Vorstellung, mag sie auch das stärkste subjektive Überzeugungsgefühl mit sich führen, durch die vorher erwähnten Fehlerquellen gefälscht sein kann. Damit ist aber die Methode als Beweismethode verurteilt. Als Untersuchungsmethode mag sie einiges leisten können, ihre Resultate werden stets der sorgfältigen Nachprüfung durch andere, den Erfordernissen der Wissenschaft besser entsprechende Methoden bedürfen.

Das Phantasie-experiment.

Neben dieser rohen Induktion ist dann in der speziellen Psychologie vielfach, mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein, ein Verfahren zur Anwendung gebracht worden, welches man als dasjenige des Phantasieexperiments bezeichnen könnte. Dieses Verfahren ist das nämliche, welches nicht nur vom Romanschriftsteller, sondern auch vom Historiker bei der Konstruktion bzw. Rekonstruktion der Charaktere einzelner Persönlichkeiten verwendet wird; es besteht darin, daß man sich möglichst vollständig in die Gedanken- und Gefühlswelt der betreffenden Personen zu versetzen sucht, um dann nicht zu erschließen, sondern unmittelbar nachzuerleben, wie sie unter bestimmten Umständen sich

äußern und handeln werden. Mit Unrecht würde man diesem „künstlerischen" Verfahren den Rang einer wissenschaftlichen Methode absprechen: vielmehr steht dasselbe durchaus in einer Linie mit dem sogenannten Analogieexperiment in der Naturwissenschaft. Wie beispielsweise der Geologe, um Hypothesen über die Entstehungsgeschichte bestimmter Gesteinsarten zu prüfen, in seinem Laboratorium die Grundstoffe, aus welchen jene Gesteinsarten sich gebildet haben sollen, ähnlichen Einwirkungen von Druck, Temperatur usw. aussetzt, wie damals in der Natur vorgelegen haben mögen, ebenso baut der Geschichtsforscher, um seine Auffassung einer historischen Persönlichkeit zu prüfen, in sich eine dieser Auffassung entsprechende Vorstellung der betreffenden Persönlichkeit auf und bringt diese Vorstellung in Verbindung mit derjenigen der Umstände, unter welchen sie gelebt und gehandelt hat, um dann, prinzipiell mit gleichem Rechte wie jener, aus seinen Erfahrungen am Nachbilde auf die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Annahmen in bezug auf das Urbild zu schließen.[1] In analoger Weise lassen sich aber auch Einsichten allgemeiner Natur gewinnen: der Psychologe, welcher irgendeinen Menschentypus (z. B. den Sanguiniker, den Künstler, den Hysteriker) verstehen will, wird schwerlich umhin können, sich in den betreffenden Typus zu versetzen, und in dieser Weise den notwendigen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Merkmalen desselben im eigenen Bewußtsein direkt zu erproben. Was aber überall dieses Verfahren ermöglicht, ist die früher (S. 2—3) hervorgehobene Gleichheit der Elemente und Gesetze des Bewußtseins bei allen Menschen, demzufolge eine fremde Psyche sich stets durch Verstärkung und Abschwächung vorhandener Daten in der Phantasie nachbilden läßt; und was dem-

[1] Vgl. meine Rede: De geschiedenis als wetenschap (Versl. en meded. d. Kon. Acad. v. Wetensch., Amsterdam 1906).

selben eine nach Umständen größere oder geringere Zuverlässigkeit sichert, ist die wohlbegründete Tatsache, daß solche in der Phantasie nachgebildete Bewußtseinsdaten wesentlich gleicher Natur sind und in gleicher Weise wirken wie die ursprünglichen. Des weiteren ist diese Methode der vorigen gegenüber dadurch im Vorteil, daß sie in höherem Maße als jene es dem einzelnen Forscher ermöglicht, die Tatsachen, auf welche seine Schlußfolgerungen sich stützen, zu kontrollieren. Dagegen hat sie mit jener wieder den Nachteil gemein, daß sie, wenn einmal verschiedene Forscher zu verschiedenen Ergebnissen gelangen, ihnen keinen gemeinsamen Boden zur Verständigung bietet, da auch sie nur mit einem konkreten Gesamteindruck arbeitet, welcher, in einem Bewußtsein gegeben, dem anderen in keiner Weise zur Anschauung gebracht werden kann. Darum scheint mir auch diese Methode (welche übrigens in der Frauenpsychologie weniger als in anderen Teilen der speziellen Psychologie in den Vordergrund getreten ist) nur heuristischen, nicht aber abschließenden Wert beanspruchen zu können.

Die Deduktion. An dritter Stelle wurde oben die deduktive Methode erwähnt. Von John Stuart Mill wurde vor einem halben Jahrhundert diese Methode der damals noch kaum geborenen speziellen Psychologie (von ihm „Ethology“ genannt) als die einzig zuverlässige empfohlen: man solle die induktiv gefundenen Gesetze der allgemeinen Psychologie deduktiv auf besondere Umstände (wie sie durch die Unterschiede des Alters, des Geschlechts usw. bedingt werden) anwenden, um so, vorbehältlich der Prüfung durch die allgemeine Erfahrung, die aus jenen Umständen sich ergebenden charakteristischen Differenzen herauszubekommen.[1] Was speziell die Frauenpsychologie anbe-

[1] A System of Logic, II, London 1879, S. 448—463.

langt, bezeichnet Mill als solche Umstände „the diversities of education, occupations, personal independence, and social privileges, and whatever original differences there may be in bodily strength and nervous sensibility between the two sexes“ [1]: aus diesen sei also nach allgemeinpsychologischen Gesetzen zu schließen, welche Fähigkeiten, Talente, Neigungen sie bei den Frauen begünstigen und zurückdrängen müssen, und schließlich das so aufgebaute Bild mit der Erfahrung zu vergleichen. Diese Methode ist dann, allerdings mit Vermeidung eines wichtigen Fehlers, in der späteren Zeit besonders in der Frauenpsychologie vielfach angewendet worden. Jener Fehler bestand darin, daß Mill die ursprüngliche Gleichheit aller individuellen Bewußtseinsanlagen voraussetzte, und demnach alle gegebenen Differenzen aus der Einwirkung äußerer (sei es körperlicher, sei es sozialer) Umstände im individuellen Leben ableiten zu können glaubte; wogegen man später, als die Tatsachen der Erblichkeit besser bekannt wurden, auch die Stammesgeschichte mit in Betracht gezogen hat, und aus den Einflüssen, denen die Frauen im Laufe der Zeiten ausgesetzt gewesen sind, die gegenwärtige Frau zu deduzieren versuchte. Aber auch in dieser verbesserten Form scheint mir die Methode keineswegs geeignet, uns zu sicheren Erkenntnissen zu verhelfen; und zwar möchte ich mich für die Begründung dieser Ansicht an erster Stelle auf die Geschichte anderer, weiter vorgeschrittener Wissenschaften berufen. Es lehrt nämlich diese Geschichte, daß man nahezu überall, wo ein neues Gebiet von der Forschung in Angriff genommen wurde, anfangs geglaubt hat, dasselbe mit den Mitteln der Deduktion leicht und schnell erobern zu können; daß dann aber

[1] a. a. O., S. 456.

auch stets wieder die Erweiterung des tatsächlichen Materials die Unzuverlässigkeit jener Deduktion ans Licht gebracht und die unumgängliche Notwendigkeit einer vorhergehenden Berücksichtigung dieses Materials bewiesen hat. In der Tat könnte es sich kaum anders verhalten. Die Wirklichkeit ist überall unendlich kompliziert; so kompliziert, daß wir stets wieder damit anfangen, diese Komplikation zu unterschätzen, und zu versuchen, eine gegebene Erscheinung aus wenigen besonders auffallenden Ursachen zu erklären. Auch scheint dies stets wieder trefflich zu gelingen: denn eben weil wir noch am Anfang stehen, ist auch unser Wissen um die zu erklärende Erscheinung noch unvollständig und ungenau, und können mehrere, also falsche wie richtige Erklärungen demselben genügen. Man denke etwa an die kartesianische Wirbeltheorie oder an die Emissionstheorie des Lichts. Selbstverständlich wird nun jenes für junge Wissenschaften charakteristische Vertrauen auf die Deduktion um so gefährlicher sein, je größer die Komplikation der Objekte ist, auf welche diese Wissenschaften sich beziehen: in der Astronomie wäre es allenfalls möglich gewesen, ohne vorhergehende exakte Kenntnis der Planetenbewegungen die Kepplerschen Gesetze aus dem Gravitationsgesetz zu ermitteln; in der Physiologie wird niemand glauben, durch Deduktion aus physikalischen oder chemischen Gesetzen und nachfolgende Prüfung an den Ergebnissen der Alltagserfahrung adäquate Vorstellungen von dem Verdauungsprozeß, der Drüsensekretion oder der Gehirntätigkeit gewinnen zu können. Es ist nun aber die Komplikation des Gegenstandes der Psychologie gewiß keine geringere als diejenige des Gegenstandes der Physiologie; vielmehr wirken bei jedem Bewußtseinsvorgang die angeborenen Anlagen, die gegenwärtigen und die Spuren aller früheren Bewußtseinsinhalte miteinander

zusammen, und trägt jeder dieser Faktoren, sei es auch in sehr verschiedenem Maße, dazu bei, den Verlauf zu bestimmen. Unter solchen Umständen diesen Verlauf, oder auch nur den allgemeinen Charakter desselben bei bestimmten Personen oder Gruppen, deduktiv aus allgemeinen Gesetzen und besonderen Umständen berechnen zu wollen, ist als ein hoffnungsloses Unternehmen zu bezeichnen. Hier wie in ähnlichen Fällen muß eben das deduktive Stadium erst erreicht werden; und der Weg, welcher zu demselben führt, ist derjenige des mühsamen und jahrhundertelang fortgesetzten Sammelns und Verarbeitens von Tatsachen. Erst wenn diese uns über die Maßverhältnisse, in welchen jene verschiedenen Faktoren ihren Einfluß geltend machen, und über die Verschiedenheit jener Maßverhältnisse bei verschiedenen Personen und Gruppen genügend orientiert haben werden, werden wir in besonderen Fällen versuchen können, unsere Kenntnisse deduktiv zu verwerten; bis dahin wird aber immer wieder die Gefahr drohen, daß wir, nachdem wir eine vorliegende Erscheinung scheinbar einwurfsfrei aus vorliegenden Faktoren deduziert haben, dennoch später finden, daß die Wirklichkeit auf einem ganz anderen Wege, an welchen wir gar nicht gedacht hatten, jene Erscheinung zustande zu bringen gewußt hat. Trotz alledem kann die deduktive Methode auch in einer jungen Wissenschaft wie die spezielle Psychologie bedeutende Dienste leisten. Erstens kann sie uns wieder helfen beim Suchen: die Aufmerksamkeit auf gewisse plausible Zusammenhänge lenken, und so eine induktive Untersuchung derselben veranlassen. Und zweitens ist sie unentbehrlich für die Erklärung desjenigen, was durch umfassende induktive Untersuchungen festgestellt worden ist. Nur beweisen kann sie nicht, und zwar nach dem vorhergehenden ebensowenig in Verbindung mit einer sie bestätigenden rohen Erfahrung, wie an und

für sich. Die Deduktion schafft Einsicht, aber keine Gewißheit, die methodisch geführte Induktion Gewißheit, aber keine Einsicht. Beide müssen zusammenwirken, um solide Wissenschaft aufzubauen; bei diesem Zusammenwirken muß aber stets die führende Rolle der Induktion überlassen werden.

Wenn also die drei bis dahin besprochenen Methoden zwar zur Vorbereitung, zur Kontrolle und zur Erklärung stets wieder herbeigezogen zu werden verdienen, dagegen weder einzeln noch zusammen wissenschaftliche Sicherheit zu begründen vermögen, so haben wir uns nach anderen Mitteln umzusehen, welche uns, sei es auch nur Schritt für Schritt, dieser Sicherheit näher bringen können. Nach allem vorhergehenden liegt das nächste Ziel, auf welches diese Mittel sich zu richten haben, in der Herbeischaffung eines umfassenden und zuverlässigen Tatsachenmaterials, d. h. also: möglichst vieler, möglichst vollständiger, möglichst exakter und möglichst unter sich vergleichbarer Charakterbeschreibungen von möglichst verschiedenen Individuen. Es wäre wünschenswert, daß sich zur Erreichung dieses Zieles eine große Anzahl von Psychologen zusammenschlössen, von welchen jeder für einige wenige ihm genau bekannte Personen, nach gemeinsamem Schema, auf Grund eigener Beobachtung, sorgfältiger Ausfrage und experimenteller Untersuchung solche Charakterbeschreibungen lieferte.[1] Bis jedoch eine solche Organisation der Arbeit zustande gekommen ist und Früchte getragen hat, also jedenfalls noch für die ersten Jahrzehnte, sind wir für die Begründung der speziellen Psychologie auf weniger feine Methoden angewiesen.

[1] Hoffentlich wird das neuerrichtete Institut für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung in Berlin bald zu solchen Untersuchungen die Initiative ergreifen.

Von diesen Methoden, welche also zwar der späteren Nachprüfung an einem besseren Materiale dringend bedürfen, für eine erste Orientierung jedoch vollauf genügen, verdienen besonders die biographische und die Enquetemethode eingehende Berücksichtigung.

Die biographische Methode.

Die biographische Methode besteht darin, daß man möglichst viele Lebensbeschreibungen historischer Personen liest und aus denselben sorgfältig alles, auch das scheinbar Unbedeutendste, verzeichnet, was in bezug auf die psychische Eigenart jener Personen mitgeteilt wird oder aus dem Mitgeteilten sich erschließen läßt, um dann mittels allseitiger Vergleichung der so gewonnenen Charakteristiken und statistischer Verarbeitung der Resultate Korrelationen zwischen einzelnen Eigenschaften oder Gruppen von Eigenschaften zu entdecken und als mehr oder weniger wahrscheinlich zu beweisen. Der Hauptvorzug dieser Methode liegt darin, daß sie sich oft auf Daten stützen kann, welche mit allen Hilfsmitteln der historischen Kritik, unter Verwendung sämtlicher zugänglicher Quellen sichergestellt worden sind, und von jedem Sachverständigen kontrolliert werden können. Dem stehen allerdings einige Nachteile gegenüber, deren allgemeine Bedeutung jedoch leicht überschätzt werden kann. Erstens ist natürlich überall mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der Biograph mit oder ohne Absicht die Geschichte seines Helden in einseitiger Beleuchtung dargestellt hat; doch merkt man es einer Biographie in den meisten Fällen ohne Schwierigkeit an, ob der Verfasser seinem Gegenstand unparteiisch gegenübersteht oder nicht, und kann letzterenfalls die gebotenen Daten aus anderen Quellen zu ergänzen oder zu korrigieren versuchen; auch lehrt die Erfahrung, daß, wenn man nur gewissenhaft alles notiert, was für die

Erkenntnis des Charakters Wert zu haben scheint, schließlich aus einer bewundernden und einer absprechenden Biographie so ziemlich das nämliche Charakterbild herauskommt, nur daß dort die guten, hier die schlechten Züge mehr in den Vordergrund gestellt worden sind. Zweitens sind die Biographien in sehr ungleichem Grade vollständig, was selbstverständlich die Vergleichbarkeit der Resultate unter sich beeinträchtigt; wenn man sich jedoch nur davor hütet, aus dem Nichterwähntwerden einer Eigenschaft auf das Fehlen derselben zu schließen, entspringen auch hieraus für die Zuverlässigkeit der Resultate keine großen Gefahren. Schwerer wiegt ein dritter Nachteil: der kaum ganz zu vermeidende Einfluß theoretischer Vorurteile des Bearbeiters auf die Deutung der vorliegenden Daten. Für die An- oder Abwesenheit einer Eigenschaft bei einer aus Biographien bekannten Person sprechen oft entscheidende, manchmal aber auch schwache oder zweifelhafte Gründe; nicht selten finden sich auch Mitteilungen vor, welche in entgegengesetzter Richtung, also die eine für, die andere gegen die Anwesenheit einer bestimmten Eigenschaft zu zeugen scheinen. In solchen Fällen muß nun aber doch eine Entscheidung getroffen werden: je deutlicher sich aber aus dem bereits vorliegenden Material bestimmte Charaktertypen abzusondern beginnen, um so größer wird die Gefahr, daß die Vorstellung dieser Typen unbewußt und unwillkürlich die Entscheidung mitbeeinflußt. Der Forscher ist dann eben mehr oder weniger darauf eingestellt, die bei den bisherigen Vertretern eines Typus häufig festgestellten Eigenschaften auch bei den folgenden zu finden; er wird Handlungen oder Äußerungen, welche auf diese Eigenschaften hinweisen, bei diesen Personen nicht so leicht als sonst übersehen; er wird bei anderen Handlungen und Äußerungen der-

selben, welche vielleicht aus jenen Eigenschaften, vielleicht aber auch anders zu erklären sind, eher an die erstere als an die zweite Deutung denken usw. Damit ist aber die Möglichkeit gegeben, daß das Material, aus welchem die Korrelationen bewiesen werden sollen, selbst bereits in einem für diese Korrelationen günstigen Sinne mehr oder weniger beeinflußt worden ist; und diese Möglichkeit läßt sich, da wir es hier vorwiegend mit unbewußten seelischen Prozessen zu tun haben, auch bei maximaler Gewissenhaftigkeit des Bearbeiters schwerlich ganz ausschließen. Aus diesem Grunde ist also das biographische Verfahren überall der Nachprüfung durch andere Methoden in hohem Grade bedürftig. Endlich kommt noch ein vierter Nachteil hinzu, dessen allgemeine Bedeutung man vielleicht überschätzt hat, welcher aber für die gegenwärtige Untersuchung schwerer wiegt als sonst. Derselbe liegt darin, daß die biographische Methode, indem nur von irgendwie hervorragenden Personen (und allenfalls von Verbrechern) Biographien geschrieben werden, notwendig mit einem mehr oder weniger ausgesuchten Materiale arbeitet; demzufolge es denn fraglich erscheinen könnte, ob den aus diesem Materiale gewonnenen Resultaten allgemeine Bedeutung beigelegt werden darf. Auf diese Frage kann nun, wie ich glaube, im allgemeinen geantwortet werden, daß durch jene Selektion weniger die Zuverlässigkeit als die Vollständigkeit der zu gewinnenden Resultate gefährdet wird; denn wenn auch innerhalb der bezeichneten Gruppen gewisse Eigenschaften häufiger und intensiver als im Durchschnitt auftreten, so brauchen darum doch die korrelativen Beziehungen, auf welche es für die Psychologie allein ankommt, hier keine anderen zu sein als dort. Und in der Tat haben bereits vorliegende Untersuchungen[1] gelehrt, daß im großen und ganzen

[1] Heymans, Über einige psychische Korrelationen, Zeitschr.

biographisches und Enquetematerial die nämlichen Korrelationen entdecken läßt. Ob jedoch auf dem besonderen Gebiete der Frauenpsychologie ein Gleiches zu erwarten wäre, erscheint mindestens als fraglich. Denn wenn wir auch von etwaigen Unterschieden in der Beanlagung ganz absehen, machen oder machten wenigstens bis vor kurzem die sozialen Verhältnisse es den Frauen viel schwieriger als den Männern, zum Ruhme zu gelangen; daher denn zu erwarten ist, daß die berühmten Frauen in anderer Weise als die berühmten Männer sich von ihren nicht berühmten Geschlechtsgenossen unterscheiden, und also auch der Unterschied zwischen jenen beiden nicht als Maßstab für den Unterschied zwischen den Geschlechtern überhaupt zu verwenden ist. Es soll demnach im folgenden nur ausnahmsweise, mehr zur Erläuterung als zur Begründung, biographisches Material herangezogen werden.

Die Enquetemethode. Viel wichtiger für unsere besonderen Ziele ist das Enqueteverfahren. Eine psychologische Enquete ist eine Untersuchung, welche mittels Rundfrage bei vielen (oft mehreren tausend) Personen Daten in bezug auf die psychischen Eigenschaften dieser oder anderer ihnen bekannter Personen in entsprechender Anzahl zusammenzubringen versucht. Die zu diesem Zwecke herumgesandten Fragebogen können dann sehr verschieden eingerichtet sein: einige berücksichtigen möglichst alle[1], andere nur eine oder einige Seiten der psychischen Persönlichkeit[2]; die Formulierung der Antworten kann entweder den Berichterstattern überlassen werden[3], oder

---

für angew. Psychol., I, 313—381; Heymans und Wiersma, Beiträge zur speziellen Psychologie[6], Zeitschr. f. Psychol., LI, S. 1—72. — [1] S. die Beispiele im Anhang, S. 278 ff. — [2] S. ein Beispiel S. 126—128. — [3] Die meisten amerikanischen Enqueten, wie etwa diejenigen von Stanley Hall über die

die Fragen können auf Ja oder Nein gestellt sein[1]; die Referenten können ersucht werden, entweder über sich selbst[2] oder über andere[3], entweder über einzelne Individuen[4] oder zusammenfassend über eine Gruppe von solchen[5] zu berichten usw.; und jede dieser Modifikationen hat dann ihre besonderen Vor- und Nachteile, auf welche hier nicht näher eingegangen werden soll. Gegen alle zusammen wird aber stets wieder die gleiche, scheinbar vernichtende Argumentation angeführt: die Kompetenz der Berichterstatter sei eine ungenügende oder zweifelhafte, und darum sei auch allen Resultaten, welche sich auf Grund ihrer Angaben gewinnen lassen, nur ein durchaus problematischer Wert beizulegen. Diese Argumentation bedarf einer eingehenden Untersuchung. Gegen die Prämisse, auf welche dieselbe sich stützt, ist nicht viel zu sagen: die Urteile derjenigen Personen, welche sich veranlaßt finden, eine in weitem Kreise herumgeschickte Frageliste zu beantworten, werden sicher in sehr verschiedenem und nicht kontrollierbarem Maße durch mangelhafte Kenntnisse, Vorurteil, Übereilung, Sympathien und Antipathien gefälscht sein, und von jeder einzelnen Zu- oder Absprechung einer bestimmten Eigenschaft an eine bestimmte Person muß demnach die Richtigkeit als eine durchaus fragliche angesehen werden. Aber die naheliegende Folgerung, daß dann auch alle diese Angaben zusammen keine ent-

Furcht und über den Zorn (Am. Journ. of Psych., VIII, X). — [1] Die im Anhang aufgenommenen Enqueten. — [2] Die meisten amerikanischen Enqueten; auch die von mir angestellte kleine Enquete über Depersonalisation und Fausse Reconnaissance (Zeitschr. f. Psych., Bd. 36 und 43). — [3] Die im Anhang aufgenommenen Enqueten. — [4] Die im Anhang aufgenommenen Enqueten und die meisten anderen. — [5] S. S. 126—128.

scheidende Beweiskraft beanspruchen können, wäre dennoch falsch. Die Sache liegt nämlich so, daß *neben jenen zahlreichen Ursachen, deren jede im einzelnen Fall eine falsche Entscheidung begünstigt, es überall doch eine Ursache gibt, welche auf die richtige Entscheidung hindrängt: nämlich der objektiv vorliegende Tatbestand.* Wenn nun (wie bei einem genügend großen Material und unter gewissen, sogleich zu besprechenden Bedingungen mit Sicherheit zu erwarten ist) jene Fehlerquellen im großen und ganzen gleich häufig eine Entscheidung in einem wie in dem anderen Sinne begünstigen, so müssen im Gesamtresultat die entgegengesetzten Wirkungen derselben sich aufheben, und nur die auf die richtige Entscheidung hindrängende Wirkung des vorliegenden Tatbestandes zurücklassen. Man orientiere sich an einem Beispiel aus einer anderen Wissenschaft. Ein Astronom wünscht etwa die Sterne von verschiedenen Typen in bezug auf ihre Entfernung von uns miteinander zu vergleichen; es läßt sich aber die Entfernung der Sterne nur in wenigen Fällen direkt bestimmen. Dagegen gibt es andere Erscheinungen, wie scheinbare Helligkeit und Eigenbewegung, welche mit der Entfernung (zugleich aber mit der wirklichen Helligkeit und der wirklichen Bewegung) funktionell zusammenhängen, und der Messung besser als jene zugänglich sind: der Astronom verwendet nun diese als Maß der Entfernung, indem er annimmt, daß die Sterne mit großer scheinbarer Helligkeit und Eigenbewegung *durchschnittlich* weniger entfernt sein werden als diejenigen mit kleiner scheinbarer Helligkeit und Eigenbewegung. Und zwar mit Recht, obgleich von jedem *einzelnen* Stern, welchen er der ersteren Gruppe zurechnet, die Möglichkeit zugegeben werden muß, daß er eigentlich in die zweite hineingehört, und umgekehrt. Genau

so liegt aber die Sache hier. Wir wollen Männer und Frauen in bezug auf ihre psychischen Eigenschaften vergleichen, können aber nur von wenigen Exemplaren beider Geschlechter durch eigene Beobachtung die psychischen Eigenschaften bestimmen. Nun machen wir es wie der Astronom: statt auf die psychischen Eigenschaften selbst, richten wir unsere Untersuchung auf andere Tatsachen (die Urteile unserer Berichterstatter darüber), welche mit jenen (zugleich aber mit der größeren oder geringeren Kompetenz der Berichterstatter) funktionell zusammenhängen. Und wir verwenden diese Urteile als Maß für die Häufigkeit jener Eigenschaften, indem wir annehmen, daß das Geschlecht, von welchem am häufigsten gewisse Eigenschaften ausgesagt werden, *durchschnittlich* diese Eigenschaften auch in höherem Maße besitzen wird als das andere. Hier wie dort müssen aber, wenn diese Annahme gerechtfertigt sein soll, gewisse Bedingungen erfüllt sein. Erstens *muß genug Material vorhanden sein, um eine annähernde gegenseitige Kompensation der Wirkungen jener störenden Nebenursachen zu gewährleisten*; ob dem so ist, läßt sich mittels bekannter mathematischer Methoden entscheiden. Zweitens müssen *keine systematischen Fehler vorliegen*: es müssen keine Umstände gegeben sein, welche, auch abgesehen von der Entfernung, die Sterne des einen Typus als heller und beweglicher erscheinen lassen wie diejenigen des anderen Typus, oder welche, auch abgesehen von den tatsächlichen Geschlechtsunterschieden, die Urteile über die Männer in einer, diejenigen über die Frauen in anderer Richtung beeinflussen. Dieser zweiten Bedingung wird nun im allgemeinen viel schwerer zu genügen sein als jener ersteren. Bei der vorliegenden Untersuchung werden wir z. B. überall mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen haben, daß die Berichterstatter unwillkürlich

die beiden Geschlechter nicht ganz nach den gleichen Kriterien beurteilt, sondern vorzugsweise Männer mit Männern, und Frauen mit Frauen verglichen haben. Wenn also eine Eigenschaft, wie etwa die Emotionalität, merklich stärker bei den Frauen als bei den Männern vertreten ist, so liegt dort der Durchschnitt höher als hier, und wird manche Frau als wenig oder nicht emotionell bezeichnet werden, welche, wenn sie ein Mann wäre, als entschieden emotionell erscheinen würde. Diese Vermutung erfährt eine indirekte Bestätigung durch den Umstand, daß Eigenschaften, welche mit der Emotionalität in Korrelation stehen, nicht nur häufiger bei den Frauen überhaupt als bei den Männern überhaupt, sondern auch bei den emotionellen Frauen als bei den emotionellen Männern, und bei den nichtemotionellen Frauen als bei den nichtemotionellen Männern vorkommen, wie überall im folgenden nachzusehen ist. Es läßt sich also vermuten, daß die als „emotionell" bezeichneten Frauen bedeutend mehr emotionell sind als die als „emotionell" bezeichneten Männer; und ähnlich in bezug auf andere Eigenschaften. Wie leicht ersichtlich, kann aber dieser Fehler nur die Tendenz haben, vorhandene Differenzen kleiner erscheinen zu lassen, als sie wirklich sind, nicht aber sie zu vergrößern oder nichtvorhandene vorzutäuschen; demzufolge derselbe zwar das Maß der Differenzen unsicher macht, dagegen in bezug auf ihre Richtung die Sicherheit der vorliegenden Resultate eher vergrößert als verkleinert. Neben diesem allgemeinen sind hier und da noch besondere systematische Fehler zu vermuten; auf die Mittel, dieselben unschädlich zu machen, kommen wir an Ort und Stelle zurück. Sofern dies gelingt, ist aber die Enquetemethode der biographischen gegenüber besonders dadurch im Vorteil, daß das durch sie herbeizu-

schaffende Material von vorgefaßten Meinungen des Bearbeiters vollständig unabhängig ist, durchgängige Vergleichbarkeit der einzelnen Charakterbeschreibungen gewährleistet, und ohne allzu große Mühe sich in genügender Menge zusammenbringen läßt. — Was nun die tatsächlich vorliegenden Untersuchungen dieser Art betrifft, so liefern die meisten derselben für die Frauenpsychologie nur eine geringe Ausbeute, da die Verfasser wesentlich andere Ziele verfolgten, und nur dann und wann nebenbei etwas über Geschlechtsunterschiede bemerken; bloß in bezug auf das akademische Studium und auf das religiöse Leben sind Enqueteresultate veröffentlicht worden, denen wir interessante Daten werden entnehmen können. Unter diesen Umständen werde ich im folgenden häufig Veranlassung haben, mich auf die Resultate zweier von Wiersma und mir angestellten, möglichst alle Seiten des Bewußtseinslebens berücksichtigenden Enqueten zu berufen; ich habe es demnach für nützlich gehalten, diese Resultate, soweit sie sich auf den Unterschied der Geschlechter beziehen, im Anhang vollständig mitzuteilen, und hier über die Entstehungsgeschichte derselben einiges zu berichten. Die erstere[1] stellte sich zunächst das Ziel, Daten in bezug auf die Erblichkeit der psychischen Eigenschaften zu gewinnen; dazu wurden an alle niederländischen Ärzte (etwa 3000 an der Zahl), sowie an einige Andere, je sechs Fragebogen zugeschickt, mit der Bitte, dieselben nach bestem Wissen für Vater, Mutter und Kinder einer ihnen genau bekannten Familie ausfüllen zu wollen. Die gestellten Fragen sind im Anhang in wortgetreuer Übersetzung mitgeteilt; die einge-

[1] S. Anhang, S. 278; vgl. Zeitschrift für Psychologie, **42**, S. 81—127, 258—301; **43**, S. 321—373; **45**, S. 1—42; **46**, S. 321—333; **49**, S. 414—439; **51**, S. 1—72.

laufenen Antworten beziehen sich auf 458 Familien oder 2523 Einzelpersonen, von denen 1310 männlichen und 1209 weiblichen Geschlechts (von vier Personen war das Geschlecht nicht angegeben). Die Prozentsätze, in welchen die verschiedenen Eigenschaften, nach denen die Enquete sich erkundigte, den Vertretern beider Geschlechter zuerkannt wurden, sind in die beiden ersteren Spalten der im Anhang aufgenommenen Tabelle eingetragen worden. Ihre Zuverlässigkeit (von etwaigen systematischen Fehlern abgesehen) ist eine sehr befriedigende: der wahrscheinliche Fehler bleibt überall unter 1. Um von jenen systematischen Fehlern wenigstens einen, nämlich den Umstand, daß fast alle Berichterstatter Männer waren, unschädlich zu machen, sind dann in den beiden letzteren Spalten jener Tabelle noch einmal gesondert die Prozentsätze mitgeteilt worden, welche sich aus den von weiblicher Hand herrührenden Berichten ergeben. Da diese sich bloß auf 68 Männer und 79 Frauen beziehen, ist ihre Zuverlässigkeit eine weit geringere (w. F. bis zu 4); sie werden für sich also nur beweisend sein, wo sie große Differenzen aufweisen, sonst aber nur zur Kontrolle der Gesamtresultate verwendet werden können. Die ganze Untersuchung soll im folgenden kurz als Hereditätsenquete bezeichnet werden. — Eine zweite ähnliche Untersuchung[1] bezog sich auf die Entwicklung des Charakters vom 12. bis zum 18. Jahre oder etwas später. An derselben beteiligten sich Lehrer und Lehrerinnen an 54 niederländischen Gymnasien, Realschulen und anderen Unterrichtsanstalten, welche zusammen über 2757 männliche und 1103 weibliche Schüler mehr oder weniger vollständig ausgefüllte Fragebogen einsandten. Ich habe jedoch geglaubt, für die vorliegende Untersuchung von den

[1] S. Anhang S. 295–304.

auf weibliche Schüler sich beziehenden Berichten nur diejenigcn (701) verwenden zu dürfen, welche aus gemischten Schulen herstammen, und dagegen die auf Mädchenschulen sich beziehenden (402) ausschließen zu müssen, da nur bei den ersteren die Gleichheit des Maßstabes, nach welchem Knaben und Mädchen beurteilt werden, einigermaßen gewährleistet ist. Ubrigens wird die Vollständigkeit der aus dieser Enquete gewonnenen Charakterbeschreibungen einigermaßen beeinträchtigt durch den Umstand, daß selbstverständlich nur nach Eigenschaften, welche in der Schule sich bemerklich machen, gefragt werden konnte; daß aber die Antworten, so fern sie reichen, typische Bedeutung beanspruchen dürfen, beweist sowohl die Übereinstimmung zwischen den für die verschiedenen Schulen festgestellten Resultaten, wie auch der niedrige (nirgends mehr als 1.3 erreichende) Betrag der den Gesamtprozentsätzen anhaftenden wahrschcinlichen Fehler. Um es dem Leser zu ermöglichen, das Maß jener Übereinstimmung zu kontrollieren, sind außer den Gesamtprozentsätzen noch diejenigen für Gymnasien und Realschulen gesondert mitgeteilt worden; diejenigen der sonstigen Unterrichtsanstalten bezogen sich auf zu wenig Personen (34 Knaben und 14 Mädchen), um für sich einige Zuverlässigkeit beanspruchen zu können; im Gesamtresultat sind jedoch die betreffenden Ergebnisse mitverarbeitet worden. Von dieser Enquete soll im folgenden als von der Schulenquete gesprochen werden.

Das exakte Experiment.

Abschließend wäre noch einiges über andcre methodische Hilfsmittel zu sagen. Von diesen wird hoffentlich einmal das exakte, von Fachpsychologen an zahlreichen Individuen anzustellende Expcriment in der speziellen Psychologie dcn gleichen Rang einnehmen, welchen es in der allgemeinen Psychologie schon längst ein-

genommen hat; und in der Tat sind experimentelle Methoden, mittels welcher individuelle Differenzen ermittelt werden können, bereits in großer Anzahl vorgeschlagen und auch in Anwendung gebracht worden.[1] Wenn trotzdem die spezielle Psychologie bis dahin dem Experiment nur geringe Aufklärung verdankt, so liegt dies hauptsächlich an der mangelnden Organisation der wissenschaftlichen Arbeit. Wenn ein Forscher nach einer bestimmten Methode an 25 oder 50 Personen Versuche anstellt, so sind diese Zahlen zu gering, um viel beweisen zu können; und wenn mehrere Forscher, jeder nach einer anderen Methode, Versuche anstellen, so lassen sich ihre Resultate schwerlich unter sich vergleichen und zusammenstellen. Erst dann, dann aber auch sicher wird das Experiment für die spezielle Psychologie wirklich nutzbringend werden, wenn zahlreiche Forscher sich darüber verständigen, nach gemeinsamen genau bestimmten Methoden, und an Personen, welche sich durch genau bestimmte Merkmale von einander unterscheiden, ihre Untersuchungen anzustellen; solange aber der eine nach dieser und der andere nach jener Methode, der eine mit Studierenden und der andere mit Leuten aus dem Volke, der eine mit jüngeren und der andere mit älteren Personen arbeitet, kommt nichts heraus. Wo wir es mit einem Gegenstande von so ungeheurer Komplikation wie die psychischen Individualitäten zu tun haben, muß eben die ganze Arbeit darauf gerichtet sein, Material für die Anwendung der sogenannten indirekten Unterschiedsmethode[2] zusammenzubringen, d. h. also: jedes-

[1] Vgl. Stern, Über Psychologie der individuellen Differenzen, Leipzig 1900. — [2] Vgl. J. S. Mill, A System of Logic, 10. Ed., London 1879, I, S. 456—458; sowie meine Gesetze und Elemente des wissenschaftlichen Denkens, Leiden 1894, S. 313—319 (2. Aufl., Leipzig 1905, S. 280—285).

mal zwei Gruppen von Versuchsergebnissen einander gegenüberzustellen, welche der Bedingung genügen, daß die Versuche der einen Gruppe nur *einen* Umstand (eben die in Untersuchung stehende individuelle Differenz) gemeinsam haben, welcher bei den Versuchen der anderen Gruppe durchgängig fehlt. Je zahlreicher und je wichtiger aber die Unterschiede sind, welche innerhalb jeder der beiden Gruppen vorliegen und welche das Resultat in einer oder der anderen Weise mit beeinflussen können, um so dringender ist das Bedürfnis eines möglichst umfassenden, zugleich aber der oben gestellten Bedingung möglichst vollständig entsprechenden Versuchsmaterials.

Statistiken. Besser gesicherte und für die Frauenpsychologie nicht weniger wichtige Daten als den bis dahin vorliegenden experimentellen Untersuchungen sind einigen *offiziellen Statistiken*, besonders denjenigen *der Verbrechen und der Geisteskrankheiten* zu entnehmen. Wie häufig und auf Grund welcher rechtswidriger Handlungen die Angehörigen beider Geschlechter mit der Strafjustiz in Berührung kommen, wird selbstverständlich nicht nur von der psychischen Eigenart derselben, sondern auch von ihrer verschiedenen sozialen Stellung in mannigfacher Weise abhängen; jedenfalls wird aber jene psychische Eigenart dabei eine Rolle spielen, und kann man versuchen, aus den betreffenden Daten in Verbindung mit den sozialen Verhältnissen etwas über jene Eigenart zu erschließen. Durchwegs analog verhält es sich mit den Geisteskrankheiten. Die übliche Einteilung derselben in endogene und exogene ist schließlich bloß gradueller Art: so wenig wie alle erblich Belasteten, erkranken alle, welche gewissen toxischen Einflüssen ausgesetzt gewesen sind. Überall, oder nahezu überall müssen demnach, um eine Psychose oder Neurose zur

Erscheinung zu bringen, Umstände und Anlage zusammenwirken; und man kann sich von der Bedeutung des letzteren Faktors eine annähernde Vorstellung bilden auf Grund der Hereditätsenquete, welche ergibt, daß von den nichtemotionellen Aktiven bloß 4 bis 7%, von den nichtaktiven Emotionellen dagegen nicht weniger als 28 bis 29% psychischen Störungen unterliegen.[1] Des weiteren ist auch die Beziehung zwischen der Anlage und der besonderen Form der Erkrankung keineswegs eine zufällige und regellose; vielmehr findet man in den meisten Fällen, daß die nämlichen Merkmale, welche der Krankheit ihr eigentümliches Gepräge geben, auch vor der Erkrankung, und oft bis in die Kindheit zurück, bereits in geringerem Grade im Charakter des Patienten zu erkennen waren, und dürfen wir hoffen, dereinst die Entwicklung der Neurosen und Psychosen in gleicher Weise und gleichem Maße aus Anlage und Umständen psychologisch erklären zu können, wie die Modifikationen des Charakters im normalen Leben. Wenn dem so ist, werden aber auch Rückschlüsse aus der Häufigkeit, mit welcher bestimmte Geisteskrankheiten bei den beiden Geschlechtern auftreten, auf die psychischen Unterschiede der Geschlechter überhaupt, keineswegs unzulässig sein. Selbstverständlich werden solche Rückschlüsse um so größere Beweiskraft besitzen, je mehr bei der vorliegenden Störung der „endogene“, aus der Anlage stammende Faktor überwiegt; während wir bei Krankheitsformen, deren Entstehung hauptsächlich durch äußere Umstände bedingt zu werden scheint, entweder unsere Schlüsse zurückhalten oder wenigstens jene äußeren Umstände mit in Anschlag bringen müssen. Auf jeden Fall wird aber, mit Rücksicht auf den Umfang und die Zuverlässigkeit des verfügbaren statistischen Materials, in den

[1] Zeitschr. f. Psychologie, Bd. 51, S. 23.

Abweichungen von der Norm überall nach Fingerzeigen auf die Norm zu forschen sein.

Sonstige Hilfsmittel.

Schließlich wären noch ein paar weitere Hilfsmittel zu nennen, welche, wenn einmal die spezielle Psychologie über ein quantitativ und qualitativ befriedigendes Untersuchungsmaterial verfügen wird, sicher nicht mehr in Betracht kommen werden, welche aber in dem jetzigen unvollkommenen Zustande unserer Wissenschaft doch nicht ganz zu vernachlässigen sind. Dazu gehört erstens die in Sprichwörtern und Rechtsregeln niedergelegte „Weisheit der Völker", welche zwar, ähnlich wie die früher besprochene rohe Induktion einzelner Forscher, nichts weiter bietet als einen Niederschlag aus der alltäglichen Erfahrung, jedoch jener gegenüber den bedeutsamen Vorteil hat, statt auf die Erfahrungen eines Menschenlebens auf diejenigen zahlreicher Geschlechter aufgebaut zu sein. Besonders wo solche Sprichwörter wesentlich gleichbedeutenden Inhaltes unabhängig voneinander bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten entstanden sind, ist man berechtigt anzunehmen, daß in denselben eine allgemeine Wahrheit zum Ausdruck kommt; mag auch diese Wahrheit einer mehr gemäßigten Formulierung, oder selbst einer anderen Deutung bedürfen, als ihr vom Volke gegeben worden ist. Aus demselben Grunde werden aber auch die auf roher Induktion beruhenden Urteile einzelner Forscher, denen wir früher alle Beweiskraft absprechen zu müssen glaubten, allmählich eine solche gewinnen, wenn sich eine weitreichende Übereinstimmung zwischen denselben feststellen läßt. Mit Rücksicht hierauf mag es entschuldigt werden, wenn ich im folgenden häufiger Zitate anführe, als sonst in wissenschaftlichen Arbeiten zu tun gebräuchlich ist. — Man könnte vielleicht weiter gehen wollen und fragen, ob aus dem nämlichen Grunde

nicht auch fingierte Personen aus Romanen und Dramen Berücksichtigung verdienen könnten. Jedenfalls nehmen solche Personen in den bisher vorliegenden einschlägigen Arbeiten einen mehr oder weniger breiten Raum ein, und ist in der Tat zu vermuten, daß der intuitive Scharfblick des Künstlers manchmal Zusammenhänge erfaßt, welche mit den methodischen Mitteln der Wissenschaft nicht leicht hätten gefunden werden können. Doch folgt daraus nur, daß die Werke solcher Künstler für den Forscher heuristisch wertvoll sein können; wie sie andererseits auch didaktisch, indem sie zur Erläuterung der verschiedenen Charaktertypen bekannte Beispiele zur Verfügung stellen, wichtige Dienste beweisen können. Dagegen schließt schon die Tatsache, daß es dem Dichter nicht allein und oft nicht an erster Stelle um Naturwahrheit zu tun ist, die Verwendung seiner Schöpfungen als direkte Erkenntnisquellen aus, und würde auch die Wahl der als kanonisch anzuerkennenden Figuren wieder dem unkontrollierbaren subjektiven Ermessen unterliegen. Schließlich wäre es genau so unwissenschaftlich, die Zusammengehörigkeit oder Vereinbarkeit psychischer Eigenschaften aus den Darstellungen dramatischer oder Romanschriftsteller beweisen zu wollen, wie sich für die Begründung irgendeines Naturgesetzes auf die Werke bekannter Maler zu berufen.

Das wäre also das Material, mit welchem wir zu arbeiten haben; was läßt sich mit demselben zustande bringen? Ich denke: vorläufig nur ein rohes Zimmerwerk, welches stets wieder der Reparatur bedürfen wird, und vielleicht eines schönen Tages ganz zusammenstürzt, — bis auf die Fundamente! Diese Fundamente aber werden, wenn nicht alles trügt, bleiben; und mit der Zeit, wenn mehr und besseres Material zu Gebote stehen wird, wird sich auf diesen Fundamenten ein mächtiger

und solider Bau errichten lassen. Oder ohne Bild: Mit unseren paar tausend, von zahlreichen zufälligen Fehlern durchsetzten und von systematischen Fehlern vermutlich keineswegs freien Charakterbeschreibungen lassen sich nur für Eigenschaften, in bezug auf welche entweder sehr entschiedene Differenzen vorliegen, oder aber kleinere Differenzen durch zahlreiche anderswoher stammende Daten gestützt werden, zuverlässige Resultate über die Richtung der psychischen Geschlechtsunterschiede gewinnen. Dagegen wird in bezug auf das genaue Maß dieser, und in bezug auf die Richtung vieler anderer Eigenschaften noch kein irgendwie gesichertes Urteil auszusprechen sein; während auch die weitere Frage, inwiefern die festgestellten Unterschiede mit anderen, oder auch mit vorübergehenden Kulturverhältnissen zusammenhängen, nur vermutungsweise sich wird beantworten lassen. In dem nämlichen Maße aber, als uns künftig zuverlässigere (weil auf besseren Fragestellungen, umfassenderen biographischen Untersuchungen, experimentellen Prüfungen sich stützende) oder auch nur zahlreichere Charakterbeschreibungen zur Verfügung stehen werden, werden die wahrscheinlichen Fehler der Durchschnittswerte auch stets weiter zurückgedrängt, und in bezug auf stets zahlreichere Eigenschaften die vorliegenden Unterschiede nach Richtung und nach Maß sicher festgestellt werden können. Damit wird aber zugleich die Möglichkeit geboten sein, Hypothesen über den Zusammenhang jener Eigenschaften exakt zu prüfen: aus der Stärke der allgemeinen Korrelation zwischen zwei Eigenschaften wird sich berechnen lassen, ob die bei einer Gruppe gegebene Häufigkeit der einen Eigenschaft diejenige der anderen genau erklärt, oder aber ob zu dieser Erklärung noch weitere mit- oder entgegenwirkende Faktoren erforderlich sind. Und mittels Vergleichung der Ergebnisse, welche für mehr oder weniger fortgeschrittene

Völker oder Zeiten gewonnen werden, wird man mit gleicher Sicherheit allgemeine und besondere, bleibende und vorübergehende, natürliche und künstliche Unterschiede zu trennen, und jeden derselben auf seine speziellen Gründe zurückzuführen imstande sein. Allerdings hat es mit alledem noch eine lange Frist: es hat aber seinen Wert, das nachzustrebende Ideal scharf ins Auge zu fassen, und sich davon zu überzeugen, daß es mit den verfügbaren Mitteln in unbegrenzter Annäherung verwirklicht werden kann.

Allgemeines: Bewußtsein und Unbewußtes.

Unbewußte Geistes-tätigkeiten.

Die psychologischen und psychopathologischen Untersuchungen der letzten Jahrzehnte haben stets deutlicher die Notwendigkeit dargetan, den jedem einzelnen Menschen in einem beliebigen Augenblicke gegebenen Bewußtseinsinhalt als einen Ausschnitt aus einem viel umfassenderen, wesentlich gleichartigen und von der gleichen Gesetzlichkeit beherrschten Ganzen aufzufassen. Ob man sich das Wesen und die Gesetzlichkeit dieses Ganzen materialistisch als im Grunde stofflich, oder psychisch-monistisch als im Grunde geistig zu denken hat, ist eine metaphysische Frage, welche hier unentschieden bleiben kann; für die Psychologie kommt es nur darauf an einzusehen, daß für jeden Menschen neben dem ihm Bewußten ein ihm Unbewußtes angenommen werden muß, welches zu jenem ihm Bewußten in enger Beziehung steht; dergestalt, daß die Bestandteile desselben jeden Augenblick unter günstigen Bedingungen ihm bewußt werden können, und auch sonst fortwährend in mannigfacher Weise im Gebiete des ihm Bewußten ihren mitbestimmenden Einfluß geltend machen. So verursacht etwa der Druck unserer Kleider oder das Ticken der Zimmeruhr Prozesse, welche unter gewöhnlichen Umständen sich dem Bewußtsein in keiner Weise direkt bemerklich machen; es genügt aber die willkürliche Zuwendung der Aufmerksamkeit, oder auch der einfache

Wegfall anderer, mehr die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmender Bewußtseinsinhalte, um sie sofort als Druck- bzw. Schallempfindungen zur Wahrnehmung zu bringen. Nicht anders verhält es sich mit allen Kenntnissen, welche wir im Verlauf unseres Lebens uns erworben haben, sowie mit allen sonstigen Erinnerungen, welche, wie man sagt, in unserem Gedächtnis aufgespeichert liegen: der weitaus größte Teil derselben ist uns in einem beliebigen Augenblicke nicht bewußt; unter günstigen Bedingungen aber, wenn wir sie etwa brauchen, oder wenn der assoziative Gedankenverlauf auf sie hinführt, treten sie ins Bewußtsein; und auch ohne daß sie ins Bewußtsein treten, beeinflussen sie unverkennbar unser Vorstellen, Fühlen und Denken. Worauf es aber ganz besonders ankommt, ist dies: daß *diese uns nicht bewußten Prozesse sowohl in ihrem Entstehen als in ihrem Wirken, soweit unsere Erfahrung reicht, genau die nämliche Gesetzlichkeit befolgen wie die im Bewußtsein gegebenen.* Das heißt also: jene uns unbewußten Prozesse, welche aus schwachen Sinnesreizen entstehen, werden durch die nämlichen Ursachen (Zuwendung der Aufmerksamkeit, Wegfall störender Reize) zu bewußten Empfindungen gemacht, durch welche auch bewußte Empfindungen eine merkliche Verstärkung erfahren; so wie mehrere jener zu einer bewußten Empfindung (Wellengeräusch aus fallenden Tropfen), verbinden sich mehrere bewußte Empfindungen zu einer stärkeren Empfindung (Geräusch der Brandung aus einzelnen Wellengeräuschen); momentan vergessene Erlebnisse begünstigen die nämlichen Assoziationen, haben die nämliche Gemütswirkung, beeinflussen in der nämlichen Weise das Urteil, wie mit Bewußtsein erinnerte, nur in schwächerem Grade; und so weiter. Allgemein kann man sagen, daß diese nicht bewußten Prozesse sich in ihrem ganzen Verhalten von den schwächer bewußten Pro-

zessen durchaus in der nämlichen Weise unterscheiden, wie diese von den stärker bewußten Prozessen. Unter diesen Umständen war man wohl dazu berechtigt, die Namen dieser letzteren auch auf jene ersteren Prozesse auszudehnen: also von unbewußten (nämlich im individuellen Bewußtsein nicht vorzufindenden) Vorstellungen, Urteilen, Schlüssen usw. zu reden; wobei denn die weitere Frage, ob diese Vorstellungen, Urteile und Schlüsse einem anderen, neben- oder übergeordneten Bewußtsein tatsächlich als solche gegeben sind oder nicht, der metaphysischen Untersuchung überlassen werden kann.

Wenn also von dem gesamten geistigen Besitzstand eines Menschen in jedem Augenblick nur ein verschwindend geringer Teil in dem Bewußtsein dieses Menschen gegeben ist, so führt uns diese Sachlage auf zwei Fragen, welche sowohl für die allgemeine wie für die spezielle Psychologie von höchster Wichtigkeit sind. Die erste dieser Fragen lautet: wovon hängt es ab, ob bei verschiedenen Personen, oder ob bei einer bestimmten Person zu verschiedenen Zeiten ein größerer oder ein geringerer Teil des geistigen Besitzstandes ins Bewußtsein tritt? — es ist die Frage nach dem Umfang des Bewußtseins. Die zweite heißt: wovon hängt es ab, ob bei verschiedenen Personen, oder ob bei einer bestimmten Person zu verschiedenen Zeiten der unbewußt bleibende Teil des geistigen Besitzstandes dem bewußten gegenüber eine größere oder eine geringere Wirksamkeit entfaltet? — es ist die Frage nach der Stärke der Sekundärfunktion. Diese beiden Fragen wollen wir speziell mit Rücksicht auf die Frauenpsychologie zuerst in Angriff nehmen.

Bewußtseins-umfang.

In bezug auf den Umfang des Bewußtseins lehrt die allgemeine Psychologie, daß, in je höherem Grade die Aufmerksamkeit einem Bewußtseinsinhalte zugewendet

oder von demselben in Anspruch genommen wird, um so geringer im allgemeinen die Anzahl der sonstigen Inhalte ist, welche neben jenem im Bewußtsein Platz finden. Befinden wir uns in einer größeren Gesellschaft, ohne auf etwas besonders zu achten, so hören wir ziemlich gleichmäßig die Stimmen sämtlicher Personen, welche sich an der Unterhaltung beteiligen; sind wir aber mit einer Person in einer interessanten Diskussion begriffen, so treten die Stimmen aller anderen Anwesenden für uns zurück, oder finden selbst überhaupt nicht mehr den Weg zu unserem Bewußtsein. Und im häuslichen Kreise überhören wir bisweilen, von einem schwierigen Problem oder einer fesselnden Lektüre ganz eingenommen, nicht nur, was um uns, sondern auch was zu uns gesprochen wird. Ebenso können wir beim Hören eines Konzertes oder beim Betrachten einer Druckseite in Momentbeleuchtung entweder unsere Aufmerksamkeit über das Ganze verteilen, oder sie einem bestimmten Instrumente oder einem bestimmten Worte zuwenden: im letzten Fall kommt aber wieder alles andere nur mangelhaft oder auch gar nicht zur Wahrnehmung. Wir können also zu einer Zeit mit voller Aufmerksamkeit nur weniges, vieles dagegen bloß mit abgeschwächter Aufmerksamkeit betrachten; was wir auch so ausdrücken können, daß Bewußtseinsgrad und Bewußtseinsumfang sich umgekehrt verhalten. Es lehrt nun die alltägliche Erfahrung, daß in bezug auf diese Erscheinungen große Unterschiede zwischen den Menschen vorliegen: einerseits gibt es Naturen mit überwiegend hohem Bewußtseinsgrad und geringem Bewußtseinsumfang (verengtes Bewußtsein), anderseits solche mit überwiegend niedrigem Bewußtseinsgrad und großem Bewußtseinsumfang (erweitertes Bewußtsein). Jene sind zu jeder Zeit ganz von einer Sache eingenommen und allem anderen schwer zugänglich; sind sie mit irgend etwas beschäftigt, so bedarf eine an sie ge-

richtete Frage zwei- oder dreifacher Wiederholung, ehe eine Antwort erfolgt; unter Umständen müssen sie (wie in bezug auf Gladstone mitgeteilt wird) aus der Arbeit wie aus dem Schlafe aufgerüttelt werden. Übrigens können die Objekte, welche in so hohem Maße das Bewußtsein in Anspruch nehmen, sehr verschiedener Art, und ebensowohl wechselnde als dauernde sein: demzufolge findet sich die hier gemeinte Verengung sowohl bei dem „zerstreuten“ Gelehrten, der kraft langer Gewohnheit aus dem Gedankenkreise seines Fachstudiums schwerlich mehr herauskommt, wie bei dem temperamentvollen Choleriker, welcher sich mit Herz und Seele jeder neuen, sei es größeren oder kleineren Aufgabe zur Verfügung stellt. In gleicher Weise kann auch das umfassende, einer großen Vielheit von Eindrücken und Vorstellungen Raum bietende Bewußtsein in sehr verschiedenen Verbindungen auftreten: wir finden es ebensowohl bei dem besonnenen, überall das Für und das Wider sorgfältig gegeneinander abwiegenden Praktiker, wie bei dem flüchtigen Augenblicksmenschen, dessen Aufmerksamkeit sich über alles seiner Wahrnehmung Dargebotene gleichmäßig verteilt. Und schließlich ist, wie überall, auch hier im Auge zu behalten, daß die beiden erwähnten Typen Extreme darstellen, zwischen welchen zahllose Übergänge vorkommen können und tatsächlich vorkommen.

Versuchen wir nun für die Beantwortung der Frage, wie sich diese Typen über die beiden Geschlechter verteilen, Anhaltspunkte zu finden, so sind wir dafür leider noch hauptsächlich einerseits auf die rohe Erfahrung, anderseits auf indirekte Folgerungen aus sonstwoher bekannten Tatsachen angewiesen. Wir wollen mit den letzteren anfangen.

Es ist eine allbekannte, übrigens durch die Selbstbeobachtung leicht zu bestätigende Tatsache, daß im individuellen Leben der Umfang des Bewußtseins sich in

hohem Grade von der Gemütslage abhängig erweist. Starke Gefühle haben ausnahmslos die Tendenz, das Bewußtsein zeitweilig einzuengen (der Zornige, der Ekstatiker überhört, was um ihn oder sogar zu ihm gesprochen wird), und da schließlich alle Gefühle den Bewußtheitsgrad des Gegenstandes, auf welchen sie sich beziehen, erhöhen, darf nach dem Vorhergehenden wohl auch von den schwächeren Gefühlen angenommen werden, daß sie, wenn auch in geringerem, oft kaum merklichem Maße, eine Verengerung des Bewußtseins herbeiführen. Wenn dem so ist, läßt sich aber mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß im großen und ganzen emotionelle, für Gefühlsregungen sehr zugängliche Naturen auch durchgängig sich durch höheren Bewußtseinsgrad und geringeren Bewußtseinsumfang auszeichnen werden als nichtemotionelle. Nun herrscht aber in der Psychologie der Geschlechter über kaum einen Punkt so weitreichende Übereinstimmung als über die größere Emotionalität der Frauen; wir dürfen also mit einiger Zuversicht erwarten, daß der Typus des verengten Bewußtseins mehr als der entgegengesetzte unter ihnen vertreten sein wird.

Einen zweiten Fingerzeig bietet uns die Psychopathologie. Bekanntlich ist das Krankheitsbild der Hysterie[1] durch eine Reihe von Symptomen gekennzeichnet, welche sich schwerlich anders denn als Folgeerscheinungen eines abnorm verengten Bewußtseins deuten lassen. Dazu gehören an erster Stelle die hysterischen Anästhesien. Der Patient ist, selten über den ganzen Körper, öfter über eine (vorwiegend die linke) Hälfte oder an einzelnen Teilen desselben unempfindlich für Tast-, Temperatur- und Schmerzreize; diese Unempfindlichkeit unterscheidet sich aber in auffallender Weise von derjenigen,

[1] Vgl. Janet, Der Geisteszustand der Hysterischen, Leipzig 1894; Martius, Funktionelle Neurosen, Leipzig 1903, S. 310—315.

welche auf organischer Grundlage, also etwa auf einer Störung in der Leitung des Reizes zum Gehirn, beruht. Die Reflexe vom anästhetischen Teile aus bleiben meistens unverändert (bei einem Nadelstich erweitert sich die Pupille, als ob Schmerz empfunden würde); während sich der Organisch-Erkrankte über seine Anästhesie beklagt, fällt dem Hysteriker die seinige kaum auf (dagegen wohl eine organisch bedingte innerhalb des Gebietes der hysterischen Anästhesie) und muß er oft durch die Untersuchung erst darauf aufmerksam gemacht werden; auch zieht er sich nicht, wie jener, infolge des Fehlens der warnenden Empfindungen Verletzungen und Brennwunden zu, sondern weiß sich wie Normale vor denselben in acht zu nehmen; endlich erweisen sich in vielen Fällen die nicht bemerkten Empfindungen als assoziativ wirksam (genau so wie die oben erwähnten unbewußten Vorstellungen bei Normalen) und werden sie unter gewissen Bedingungen (Suggestion, Hypnose) später auch erinnert. Und ganz Entsprechendes wie von den Hautempfindungen gilt auch von den Daten anderer Sinne, besonders des Gesichtssinnes. Alle diese und viele ähnliche Erscheinungen legen nun die Annahme nahe, daß bei der hysterischen Anästhesie die scheinbar ausgeschalteten Empfindungen *nicht fehlen, sondern bloß unbemerkt bleiben*; in durchwegs gleicher Weise, wie auch beim in sich gekehrten Normalen zeitweilig schwache Empfindungen unbemerkt bleiben können. Mit dieser Erklärung stimmt überein, daß unter günstigen Verhältnissen (etwa im Schlafe, wo die hemmenden Vorstellungen zurücktreten, oder bei starker, durch Suggestion oder emotionelle Assoziationen verursachter Konzentration der Aufmerksamkeit auf den anästhetischen Körperteil) die Anästhesie zeitweilig abgeschwächt oder aufgehoben werden kann; sowie auch umgekehrt, daß sich bei starker Ablenkung der Aufmerksamkeit die

Anästhesie manchmal verschlimmert, und selbst auf für gewöhnlich der Empfindung zugängliche Teile ausbreitet. Und schließlich findet die erwähnte Auffassung noch eine weitere Stütze in den Erscheinungen der hysterischen Amnesie und Abulie. Genau so wie das Empfindungsleben, zeigt auch das Erinnerungs- und das Willensleben des Hysterikers beträchtliche Lücken; aber auch hier ergibt sich, daß das scheinbar Vergessene oder Nichtaufgenommene unter günstigen Bedingungen (Traum, Hypnose, Zuwendung der Aufmerksamkeit) doch wieder ins Bewußtsein tritt, sowie daß Handlungen, welche willkürlich nicht ausgeführt werden können, automatisch oder unter der Wirkung einer fixen Idee leicht von statten gehen. Alle diese merkwürdigen, zum Teil scheinbar kontradiktorischen Erscheinungen finden nun, wie besonders Janet in glänzender Darstellung nachgewiesen hat, ihre vollgültige Erklärung in der Annahme, daß beim Hysteriker, infolge eines abnorm verengten Bewußtseinsumfanges, zahlreiche psychische Inhalte, welche in das normale Bewußtsein ohne Mühe Platz finden, unbemerkt bleiben, trotzdem aber nach wie vor im Unbewußten ihre gesetzmäßige Wirksamkeit entfalten. Durch jene Bewußtseinsverengerung wird der Hysteriker genötigt, unter den sich ihm darbietenden Daten gleichsam eine Wahl zu treffen, einen Teil derselben zu vernachlässigen; es bildet sich also bei ihm die Gewohnheit aus, nur diejenigen Wahrnehmungen, Erinnerungen usw., welche er im Leben am meisten braucht (also etwa die Tastempfindungen der rechten Körperhälfte, die Gesichtsempfindungen im Zentrum des Sehfeldes), zu beachten, und er verliert nachgerade die Fähigkeit, die anderen zu bemerken. Auch läßt sich manchmal dieser Prozeß Schritt für Schritt verfolgen: im Anfang fällt bloß eine gewisse Zerstreutheit auf, derzufolge nur stärkere oder auffallende Empfindungen be-

achtet werden; dann kommt eine Zeit, wo auch diese nur unter günstigen Bedingungen (Zuwendung der Aufmerksamkeit, assoziative Hilfen) sich bemerklich machen; endlich stellt sich die ausgesprochene Anästhesie ein. Und schließlich läßt sich die Verengerung des Bewußtseins, außer an den besprochenen Ausfallserscheinungen, auch an dem sonstigen Verhalten des Hysterikers ohne Mühe nachweisen: so etwa an der allgemeinen Unfähigkeit, gleichzeitig zwei verschiedene Empfindungen zu bemerken oder zwei Bewegungen auszuführen (manchmal ist sogar das normale Zusammenwirken beider Hände beim Anfassen oder Festhalten von Gegenständen gestört), an der hochgradigen Ablenkbarkeit, derzufolge jeder neue Eindruck den vorhergehenden vollständig aus dem Bewußtsein verdrängt; ganz besonders aber an der hysterischen Suggestibilität, welche darauf beruht, daß jede zeitweilig das Übergewicht gewinnende Vorstellung alle anderen zurückdrängt, und somit für den Augenblick Denken und Handeln vollständig beherrscht.

Was hat dies alles nun aber mit der Frauenpsychologie zu schaffen? Diese Frage ließe sich direkt beantworten, wenn wir uns berechtigt finden könnten, mit einem italienischen Forscher die Hysterie als „la gigantessa della femminilità“ zu bezeichnen[1], also zu behaupten, daß sämtliche hysterische Symptome als abnorme Verstärkungen normaler weiblicher Eigenschaften zu betrachten sind. Aber um dieses behaupten zu können, müßten wir nicht am Anfang, sondern am Ende, nicht nur der jetzigen äußerst mangelhaften, sondern einer späteren weit sicherer fundierten Frauenpsychologie stehen; bis dahin kann jener Eindruck nur als ein solcher einige heuristische Bedeutung beanspruchen. Es kommt aber noch eine sicher festgestellte Tatsache zu demselben

[1] Havelock Ellis, a. a. O., S. 285.

hinzu: nämlich die viel größere Häufigkeit der Hysterie unter dem weiblichen als unter dem männlichen Geschlecht. Nach Hellpach[1] sind zwei Drittel, nach Kraepelin[2] 70% der erwachsenen Hysteriker Frauen; und nach Sydenham[3] wären sogar nur sehr wenige Frauen von hysterischen Symptomen völlig frei; entsprechende Angaben ließen sich ohne Mühe häufen. Bedenken wir nun, daß die Hysterie zweifellos als eine nicht durch äußere Umstände bedingte, sondern tief in der Anlage wurzelnde Krankheit anzusehen ist, so läßt sich aus den angeführten Zahlen wenigstens die Vermutung ableiten, daß die weibliche Psyche den Fundamentalsymptomen der Hysterie einen günstigeren Boden bietet als die männliche; oder mit anderen Worten, daß, wenn die extremen Abweichungen der weiblichen Psyche leichter ins Gebiet des Hysterischen fallen, auch der Durchschnitt sich in der nämlichen Richtung von demjenigen der männlichen Psyche entfernt. Was dann heißen würde, daß vermutlich der Bewußtseinsumfang bei den Frauen durchschnittlich enger ist als bei den Männern.

Soviel über die Fingerzeige, welche wir in bezug auf die vorliegende Frage allgemeineren Erwägungen entnehmen können. Fingerzeige sind aber da, um uns beim Suchen zu helfen, nicht um dasselbe zu ersetzen; und so wollen wir denn jetzt nachsehen, ob sich in der Richtung, welche jene Fingerzeige gewiesen haben, auch direkt zur Sache dienliche positive Tatsachen auffinden lassen. Allerdings ist hier die Ernte zurzeit noch eine äußerst dürftige. Zuerst wäre wohl die Erfahrung der Ärzte zu nennen, nach welcher die Frauen sich allgemein der Suggestion

---

[1] Die Grenzwissenschaften der Psychologie, Leipzig 1902, S. 387. — [2] Psychiatrie, Leipzig 1899, Bd. II, S. 505—509. — [3] Havelock Ellis, a. a. O., S. 284.

zugänglicher erweisen als die Männer[1]; womit übereinstimmt, daß auch induzierte Geisteskrankheit (folie à deux) bei ihnen häufiger vorkommt als bei dem anderen Geschlecht.[2] Diesen Erfahrungen schließen sich dann andere aus dem Leben an. Wenn beispielsweise die Männer von jeher sich darüber beklagt haben, daß die Frauen abwechselnd der zwingendsten Argumentation sich unzugänglich erweisen und durch die schwächsten Gründe sich bestechen lassen, und wenn dieselben nach der Hereditätsenquete in der Tat viel seltener „für neue Auffassungen zugänglich", und dennoch merklich häufiger „leicht zu bereden" sind als jene (Fr. 21), so liegt es nahe, diesen scheinbaren Wiederspruch auf die bekannte Verbindung von Hetero- und Autosuggestibilität zurückzuführen, derzufolge eine einzige Vorstellung, mag sie nun im Geiste selbst entwickelt oder demselben von außen eingepflanzt worden sein, zeitweilig das ganze Bewußtsein in Anspruch zu nehmen und allen anderen den Zutritt zu demselben zu verschließen vermag. Im kleinen offenbart sich die nämliche Sachlage in der stärkeren Kitzlichkeit[3] der Mädchen und Frauen: wenn allenfalls, wie ich sonstwo[4] nachzuweisen versucht habe, die Wirkung des Kitzelns wesentlich darauf beruht, daß die Vorstellungen des Gefährlichen und des Ungefährlichen in schneller Abwechslung das ganze Bewußtsein einnehmen. Lassen also diese Erfahrungen mit großer Wahrscheinlichkcit auf einen (mehr oder weniger durch die starke Emotionalität bedingten) verengten Bewußtseinsumfang beim weiblichen Geschlechte schließen, so gibt es daneben andcre, welche direkt auf einen solchen hinweisen. So etwa die von Havelock Ellis[5] mitgeteilte Beobachtung

---

[1] Löwenfeld, Der Hypnotismus, Wiesbaden 1901, S. 58. Havelock Ellis, a. a. O., S. 267. — [2] Havelock Ellis, a. a. O., S. 306. — [3] Ellis, a. a. O., S. 301. — [4] Zeitschr. f. Psychologie, Bd. XI, S. 42—43. — [5] Ellis, a. a. O., S. 311.

eines englischen Arbeitsgebers: „that a man could talk and work at the same time, but when a girl talked she stopped work". Oder auch das momentane Umkippen der herrschenden Gefühlslage, im großen sowie im kleinen. Bei einer längeren Fußwanderung kann man oft die Erfahrung machen, daß, während beim Manne der Genuß der Bewegung im Freien durch die aufsteigende Müdigkeit allmählich abgeschwächt, kompensiert und überkompensiert wird, die Frau umgekehrt bis zu einem bestimmten Augenblick gar keine Müdigkeit spürt, dann aber plötzlich sich fast außer stande fühlt, weiter zu gehen. Offenbar hat zuerst die Lust am Wandern die Unlust der Müdigkeit, dann aber, nachdem die letztere eine genügende Stärke erreicht hatte, diese jene vollständig aus dem Bewußtsein verdrängt. Und analoge Verhältnisse lassen sich auch auf anderen Gebieten nicht selten feststellen.

Nach alledem halte ich es für wahrscheinlich, daß durchschnittlich bei den Frauen, sowie der Bewußtseinsgrad höher, der Bewußtseinsumfang geringer sein wird als bei den Männern. Doch wird bei künftigen Massenuntersuchungen dieser Frage größere Sorgfalt zu widmen sein, als bis jetzt geschehen ist, und wird man sich auch nach experimentellen Hilfsmitteln umzusehen haben, durch welche eine sichere Messung des Bewußtseinsumfangs zu bewerkstelligen wäre. Solche Hilfsmittel sind auch bereits vorgeschlagen[1], aber noch kaum in Anwendung gebracht worden; bei der Wahl derselben wird man ganz besonders darauf zu achten haben, jenen Bewußtseinsumfang sowohl bei emotioneller Ablenkung als auch ohne dieselbe gesondert zu untersuchen. Erst dadurch wird sich entscheiden lassen, ob der bei den Frauen zu vermutende engere Bewußtseinsumfang sich

[1] Stern, a. a. O., S. 83—84.

vollständig auf ihre größere Emotionalität zurückführen läßt, oder auch abgesehen von dieser in ihrer sonstigen Natur begründet ist. Vorläufig läßt sich darüber nur sagen, daß, wie Tab. 1 beweist, jedenfalls die geringere Zugänglichkeit für neue Auffassungen und die häufigere Beredbarkeit sich auch bei den Emotionellen überhaupt im Gegensatze zu den Nichtemotionellen feststellen läßt.

Tabelle 1.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 21: neue Auffassungen . .	51.6	54.7	44.7	46.1
leicht zu bereden . .	15.8	7.8	18.9	11.8

Sekundärfunktion.

Unsere zweite Frage war diejenige nach dem Maße, in welchem der unbewußt bleibende Teil des geistigen Besitzstandes im Vergleiche mit dem bewußten sich psychisch wirksam erweist. Diese Wirksamkeit, welche psychische Inhalte noch auszuüben fortfahren, nachdem sie aus dem Bewußtsein entschwunden sind, ist von Otto Groß[1] als die Sekundärfunktion derselben bezeichnet, und der Primärfunktion, welche ihnen zukommt, solange sie im Bewußtsein verharren, gegenübergestellt worden; ihm gebührt auch das Verdienst, zuerst auf die weit- und tiefgreifende Bedeutung jener Sekundärfunktion für das gesamte geistige Leben hingewiesen zu haben. In der Tat ist leicht einzusehen, daß bereits das Folgen einer etwas verwickelten Beweisführung, und sogar das Verstehen eines längeren Satzes, eine gewisse Entwickelung der Sekundärfunktion voraussetzt, insofern nämlich die verschiedenen Teile jener Beweisführung

[1] Die cerebrale Sekundärfunktion, Leipzig 1902.

oder jenes Satzes nicht alle gleichzeitig im Bewußtsein gegenwärtig sein können, und dennoch alle zum richtigen Verstehen zusammenwirken müssen. Die allgemeine Bedeutung der Sekundärfunktion liegt aber darin, daß sie der gesamten Vergangenheit des Individuums einen gewissen Einfluß auf sein gegenwärtiges Denken, Fühlen und Wollen gestattet; also neben den wechselnden Augenblickseindrücken einen relativ konstanten Faktorenkomplex stiftet, welcher Einheit und Zusammenhang in das Leben hineinbringt und auch bei unvermeidlichen Veränderungen durch seine dämpfende Wirkung den plötzlichen Stoß in eine allmähliche Umwandlung überzuführen vermag. Übrigens hat sowohl ein starkes Vorherrschen der Sekundär- wie ein solches der Primärfunktion seine entschiedenen Nachteile; wie am deutlichsten an den ins Pathologische fallenden Extremen jener Abweichungen vom Durchschnitt (Melancholiker und Paranoiker — Maniakalische) zu erkennen ist. Einseitiges Überwiegen der Primärfunktion begünstigt Oberflächlichkeit und Inkohärenz; einseitiges Überwiegen der Sekundärfunktion dagegen führt die Neigung zu unfruchtbarem Grübeln, Mangel an Wirklichkeitssinn und an Geistesgegenwart, geringe Anpassungsfähigkeit mit sich. Das Optimum liegt, hier wie fast überall, in der Mitte.

Inwiefern liegen nun hinsichtlich der Sekundärfunktion Unterschiede zwischen den Geschlechtern vor? Die herrschende Meinung geht wohl dahin, bei den Frauen eine unternormale Entwicklung der Sekundärfunktion anzunehmen: finden sich doch fast bei allen Völkern Sprichwörter, welche „lange Haare“ mit „kurzen Gedanken“ in Verbindung bringen, oder auch die leichte Veränderlichkeit oder den Mangel an Logik der Frauen durch die Hechel ziehen. Neben den Erfahrungen, welche diesen Sprichwörtern zugrunde liegen und auf

welche wir später zurückkommen, gibt es aber doch auch andere, welche umgekehrt ein starkes Nachwirken unbewußt gewordener Vorstellungen bei den Frauen außer Zweifel zu setzen scheinen. Woraus sonst als aus der Nachwirkung zahlreicher längst entschwundener Erfahrungen wäre wohl der den Frauen allgemein zuerkannte „Takt“ zu erklären: jenes wunderbare Feingefühl, welches sie befähigt, mit unfehlbarer Sicherheit eben diejenige Nuance der Worte, des Sprechtons, des Blicks herauszufinden, welche dazu geeignet ist, ein weinendes Kind zu trösten, einen jähzornigen Mann zu besänftigen, oder auch eine verhaßte Feindin tödlich zu verletzen? Oder allgemeiner: man hat von jeher geglaubt, als wesentlichstes Merkmal des weiblichen gegenüber dem männlichen Denken eben das Übergewicht der unbewußten Geistestätigkeit, das intuitive Erfassen anstatt des methodischen Erdenkens bezeichnen zu müssen; läßt sich aber diese unbewußte Geistestätigkeit irgendwo sonst als unter den Begriff der Sekundärfunktion unterbringen? Und schließlich wird man auch dies zugeben müssen, daß bei der Frau viel mehr als beim Manne die Gefühlsfärbung der Vorstellungen durch die Nachwirkung früher mit diesen Vorstellungen verbundener Gefühle beeinflußt wird; daß also die Frau in weit höherem Grade als der Mann das Vermögen besitzt, einst Geliebtes, ungeachtet schwerer Enttäuschung, dauernd in dem verklärenden Lichte der alten Zuneigung zu sehen, demzufolge denn im allgemeinen die Liebe der Gattin und der Mutter viel stärkere Stöße aushält als diejenige des Gatten oder des Vaters. Nach alledem sind wir gewiß nicht berechtigt, der Frau die Sekundärfunktion kurzerhand abzusprechen; vielmehr werden wir uns nach einem anderen Gesichtspunkte umsehen müssen, von welchem aus diese scheinbar sich widersprechenden Erfahrungen ihre Erklärung finden können. Und da

scheint es denn zunächst wieder nicht unwahrscheinlich, daß die größere Emotionalität der Frauen auch hier zur Erklärung herbeizuziehen sein wird. Denn erstens erscheint dieselbe wohl dazu geeignet, von dem in jenen Sprichwörtern niedergelegten Erfahrungsbestand Rechenschaft zu geben: insofern nämlich in begreiflicher Weise emotionelle Naturen ceteris paribus mehr als nichtemotionelle der Gefahr ausgesetzt sind, in ihrem Sprechen und Handeln vorwiegend durch den Eindruck des Augenblicks bestimmt zu werden. Denn dieser Eindruck des Augenblicks hat jedenfalls den Vorteil der zeitlichen Priorität; sonstige Motive, welche die Reaktion mitbeeinflussen könnten, müssen sich ihm erst anschließen, von ihm angeregt werden; hat nun aber der Eindruck des Augenblicks einen sehr starken Gefühlston, so kann er unter Umständen die psychische Energie so vollständig in Anspruch nehmen, daß jene sonstigen Motive überhaupt nicht aufkommen können, oder doch eine schnelle Reaktion veranlassen, ehe diese Motive ihren Einfluß geltend gemacht haben. Die Richtigkeit dieser Deduktion wird durch die Resultate der Hereditätsenquete bestätigt. Von dieser zielen 10 Fragen (17—26, s. Anhang S. 281—283) auf Erscheinungen hin, welche als Zeichen einer größeren oder geringeren Herrschaft der Gegenwart im Vergleiche mit der Vergangenheit und der Zukunft ausgewählt worden waren; werden nun die beschriebenen Personen nach den Antworten auf diese 10 Fragen eingeteilt, so ergibt sich, daß von sämtlichen (männlichen und weiblichen) Emotionellen 37.8 % als mehr von gegenwärtigen Eindrücken und 62.2 % als mehr von Vergangenheits- und Zukunftsgedanken beherrscht, dagegen von sämtlichen Nichtemotionellen bloß 26.6 % als Augenblicks- und 73.4 % als Vergangenheits- und Zukunftsmenschen beschrieben wurden.[1] Wenn also

[1] Zeitschrift für Psychologie, Bd. 51, S. 7.

die nämliche Enquete lehrt, daß von sämtlichen Männern 23.9 % der ersteren und 50.0 % der zweiten, und von sämtlichen Frauen 25.7 % der ersteren und 48.5 % der zweiten Kategorie angehören, so erweist sich die stärkere Emotionalität der Frauen mehr als ausreichend, um diese kleinen Differenzen zu erklären. — Andererseits dürften auch die weiteren oben erwähnten Tatsachen, welche auf ein Übergewicht der Sekundärfunktion beim weiblichen Geschlechte hinzuweisen schienen, wenigstens zum Teil auf diese stärkere Emotionalität zurückzuführen sein. Es lehrt nämlich die alltägliche Erfahrung, daß im allgemeinen gefühlsbetonte Vorstellungen länger und intensiver nachwirken als nichtgefühlsbetonte: unzählige indifferente Sinneseindrücke, welche etwa bei einem Spaziergang einem Menschen zustoßen, gehen vorüber, ohne eine merkliche Spur zu hinterlassen; dagegen kann bei dem nämlichen Menschen ein schmerzlicher Verlust, eine schwere Schuld über das ganze Leben seinen Schatten werfen. Nun haben wir es in denjenigen Fällen, wo die Erfahrung auf ein starkes Nachwirken früherer Vorstellungen bei den Frauen hinweist, fast überall mit gefühlsbetonten Vorstellungen zu tun; und es bleibt fraglich, ob nicht die Männer, wenn jene Vorstellung bei ihnen die gleiche Gefühlsbetonung hätten, auch eine gleiche Nachwirkung erfahren würden. Alles in allem läßt sich demnach aus den bisher angeführten Daten nicht ableiten, daß bei den Frauen unter gleichen Umständen die Sekundärfunktion stärker oder schwächer ist als bei den Männern, sondern nur, daß infolge ihrer größeren Emotionalität einige Vorstellungen mehr, andere weniger Gelegenheit haben, ihre Sekundärfunktion zu betätigen.

Zu durchaus ähnlichen Folgerungen führt die nähere Untersuchung der einzelnen Ergebnisse der Hereditäts-

enquete. Es findet sich nämlich, daß nur in bezug auf 4 von jenen 10 Fragen bedeutende, die Beträge der wahrscheinlichen Fehler merklich überschreitende Differenzen zwischen den Geschlechtern vorliegen. Eine derselben, die viel größere Häufigkeit der Projektenmacherei bei den Männern (Fr. 24: 15.8 gegenüber 8.3 %), können wir ohne weiteres vernachlässigen, da sie in der verschiedenen sozialen Stellung der beiden Geschlechter ihre natürliche Erklärung findet: die drei anderen weisen, was die Sekundärfunktion betrifft, in entgegengesetzte Richtungen, gehen aber überall der Emotionalität parallel. Einerseits werden nämlich die Frauen als häufiger veränderungssüchtig (Fr. 22: 37.2 gegenüber 30.8 %) und wechselnd in ihren Sympathien (Fr. 19: 20.7 gegenüber 16.8 %) beschrieben: diese beiden Eigenschaften kommen aber auch überall den Emotionellen im Vergleiche mit den Nichtemotionellen zu, und zwar ist hier die Differenz merklich stärker ausgesprochen als dort (Tab. 2).

Tabelle 2.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 19: wechselnd in Sympathien	22.7	11.5	27.5	11.2
beharrlich	64.9	76.6	61.4	81.6
Fr. 22: veränderungssüchtig .	34.0	30.1	43.3	32.7
Gewohnheitsmensch .	46.6	47.0	38.2	44.5

Andererseits wirken schmerzliche Verluste bei den Frauen viel häufiger lange nach als bei den Männern (Fr. 17: 31.2 gegenüber 17.3 %); auch diese Erscheinung ist für die Emotionellen geradezu typisch zu nennen (Tab. 3).

Tabelle 3.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 17: schnell getröstet . . .	40.7	48.3	31.5	40.2
lange Zeit unter dem Eindruck	24.1	12.8	35.0	26.8

Eine Entscheidung über das Maß der Sekundärfunktion bei gleicher Emotionalität läßt sich also auch aus diesen Daten nicht gewinnen.

Die Gefühle.

Allgemeines. Das Wort „Gefühl“ wird in der deutschen Sprache mindestens in drei durchwegs verschiedenen Bedeutungen verwendet: man bezeichnet damit erstens den Tastsinn der Haut („im Dunkeln etwas durch das Gefühl erkennen“), zweitens ein unklares, sich seiner Gründe nicht bewußtes Erkennen („ich habe das Gefühl, daß dieses und jenes nicht zusammenstimmt“), endlich eine besondere Gruppe psychischer Erscheinungen, welche sich wegen ihrer anscheinend elementaren Natur schwerlich scharf definieren, wohl aber in unzweideutiger Weise von allen anderen dadurch unterscheiden lassen, daß sie sich sämtlich den beiden bekannten Begriffen Lust und Unlust irgendwie unterordnen. Es ist sehr wichtig, daß man sich durch den gemeinsamen Namen nicht dazu verführen lasse, diese verschiedenen Begriffe miteinander zu verwechseln; im gegenwärtigen Abschnitt soll ausschließlich von Gefühlen im zuletzterwähnten Sinne, also von Lust- und Unlustgefühlen die Rede sein.

Dem Vorhergehenden zufolge haben nun diese Gefühle erstens das Eigentümliche, daß sie uns in zwei Grundqualitäten, welche unmittelbar als entgegengesetzt erkannt werden, nämlich eben als Lust- und Unlustgefühle, gegeben sind. Jede dieser Qualitäten ist sodann einer weitgehenden quantitativen Abstufung fähig: wir unterscheiden schwächere und stärkere Lust- bzw. Unlustgefühle, welche also nach den beiden entgegengesetzten Richtungen sich weniger oder mehr von einem gemein-

samen Nullpunkt (dem Indifferenzpunkt der Gefühle) entfernen. Neben jenem fundamentalen Gegensatz und diesen quantitativen Unterschieden liegen nun allerdings noch weitere Differenzen zwischen den Gefühlen vor: die Lustgefühle, welche eine wohlschmeckende Speise, eine gelungene Leistung, die Versenkung in ein Kunstwerk uns bereiten, sind, ebensowenig wie die Unlustgefühle des Zahnschmerzes, der Langeweile, der sittlichen Entrüstung, unter sich bloß quantitativ verschieden; und die Analyse der weiteren Differenzen zwischen denselben, welche sicher zum Teil auf ihrer Verbindung mit anderen Bewußtseinsinhalten wie Vorstellungen und Willensimpulsen, zum Teil auf ihrem zeitlichen Verlauf, zum Teil auch auf Konflikten, Kontrastwirkungen und Komplikationen verschiedener Gefühle miteinander beruhen, bildet eine wichtige Aufgabe der allgemeinen Psychologie. Für unsere jetzige Untersuchung braucht jedoch kaum näher darauf eingegangen zu werden; einzelnes wird sich später nachholen lassen.

Individuelle Differenzen.

Daß nun in bezug auf diese Gefühle die Menschen sich in mehrfacher Hinsicht von einander unterscheiden, lehrt bereits die alltägliche Erfahrung. Diese Unterschiede betreffen an erster Stelle die Intensität der Gefühle, also das Maß, in welchem auf gegebene Erfahrungen emotionell reagiert wird oder die Emotionalität. Es gibt Gefühlsmenschen und apathische Naturen: in den gleichen äußeren Umständen wird der eine himmelhoch jauchzen oder sich zu Tode betrübt fühlen, während die Gemütslage des anderen sich kaum merklich vom Indifferenzpunkte entfernt; und zwischen diesen beiden Extremen finden sich alle möglichen Übergänge. Zweitens liegen wichtige Differenzen vor in bezug auf den zeitlichen Verlauf der Gefühle. Ähnlich wie Wahrnehmungen

brauchen auch Gefühle eine gewisse Zeit dazu, ihren jeweiligen Höhepunkt zu erreichen; und diese Zeit ist für verschiedene Individuen keineswegs die gleiche. Bei einigen lodert das Gefühl gleichsam momentan auf und erfährt nachher kaum noch eine merkliche Zunahme; bei anderen läßt sich ein allmähliches Ansteigen desselben beobachten; und dieses Ansteigen kann schneller oder langsamer, bisweilen sogar so langsam vor sich gehen, daß das Maximum erst erreicht wird, wenn die äußere Veranlassung bereits vorübergegangen ist (retrospektiver Zorn oder Furcht nach Malapert[1]). Es ist zu vermuten, daß diese Unterschiede zum Teil auf solchen in der Schnelligkeit des Denkens, welche dem einen eher als dem anderen die gegebene Sachlage erkennen lassen, zum anderen und größeren Teile aber auf dem Maße der Sekundärfunktion beruhen, indem ältere, noch in starker Nachwirkung befindliche Bewußtseinsinhalte gleichsam beiseite geschoben werden müssen, um das neu auftretende Gefühl sich vollständig entfalten zu lassen. Darum wird auch mit dem schnelleren bzw. langsameren Ansteigen der Gefühle meistens eine geringere bzw. größere Dauerhaftigkeit derselben zusammengehen: sowie die überwiegende Sekundärfunktion andere psychische Elemente befähigt, die volle Entwicklung des Gefühls zu verzögern, befähigt sie das Gefühl selbst, sich neuen Eindrücken gegenüber länger zu behaupten. Endlich werden diese Einflüsse noch durch einen dritten, nämlich durch denjenigen der vorherbesprochenen allgemeinen Emotionalität, durchkreuzt. Indem nämlich intensivere Gefühle für den Augenblick leichter andere Bewußtseinsinhalte verdrängen und auch später eine stärkere Nachwirkung ausüben, wird (bei gleicher Schnelligkeit des Denkens und gleich entwickelter Sekundärfunktion) bei

[1] a. a. O., S. 30.

den Emotionellen sowohl ein schnelleres Ansteigen wie ein längeres Nachwirken der Gefühle zu erwarten sein. Diese Nachwirkung der Gefühle, kraft deren dieselben mehr oder weniger dauerhafte „Stimmungen" hinterlassen, ist für das gesamte psychische Leben von höchster Wichtigkeit: ihr zufolge können einzelne gefühlsbetonte Erlebnisse eine entsprechende einseitige Bewertung späterer Erfahrungen, sowie auch eine unbewußte Selektion aus denselben in der Erinnerung veranlassen und demzufolge über lange Zeiträume, bisweilen sogar über das ganze Leben, ihr Licht oder ihren Schatten werfen. Es erübrigt noch kurz zu bemerken, daß die beiden hier besprochenen Faktoren, also die Intensität und die Beweglichkeit der Gefühle, wohl die wesentlichsten Einteilungsgründe für die alte Unterscheidung der vier Temperamente abgegeben haben, indem bei den Sanguinikern schwache und vorübergehende, bei den Phlegmatikern schwache und dauerhafte, bei den Cholerikern starke und vorübergehende, endlich bei den Melancholikern starke und dauerhafte Gefühle vorherrschen.[1] Daß ich in meiner Klassifikation der Charaktere[2], auf Grund der hinzugefügten Unterscheidung zwischen Aktiven und Nichtaktiven, diese Namen teilweise in verengter Bedeutung verwendet habe, mag hier, um Mißverständnissen vorzubeugen, kurz erwähnt werden.

Neben diesen Unterschieden in Maß und Dauer der Gefühle schlechthin wären dann schließlich noch einige andere zu erwähnen, welche sich auf die besondere Art der vorzugsweise auftretenden Gefühle beziehen. Hier findet zunächst die von Schopenhauer eingeführte Unterscheidung zwischen Eukoloi und Dyskoloi ihren

[1] Wundt, Physiologische Psychologie II[4], Leipzig 1893, S. 519—521. — [2] Zeitschr. f. angew. Psych. I, S. 313—381; Zeitschr. f. Psych. LI, S. 1—72.

Platz: jene können als durchgängig auf Lustgefühle, diese als durchgängig auf Unlustgefühle eingestellt beschrieben werden. Der richtige Eukolos sieht alles von der besten Seite, ist zufrieden mit der Gegenwart und hofft noch besseres von der Zukunft; während der richtige Dyskolos umgekehrt überall zu tadeln und zu fürchten findet, sich schließlich nur in seinem wirklichen oder vermeintlichen Unglück heimisch fühlt und sogar ein ihm zustoßendes Glück mit Besorgnis und Argwohn entgegennimmt. Und zwischen diesen beiden Extremen, dem einen oder dem anderen näher, bewegen sich dann wieder die übrigen Menschenkinder. — Des weiteren kommt die Verschiedenheit der Quellen in Betracht, aus denen die Gefühle hauptsächlich entspringen. Bei einigen überwiegen sinnliche, bei anderen geistige Freuden und Schmerzen; manche überschreiten mit ihrem Denken, Genießen und Leiden kaum die Gegenwart, während andere fast nur in der Vergangenheit oder in der Zukunft leben und ihre Gefühle zum größeren Teile aus Erinnerungen oder Erwartungen schöpfen; es gibt egozentrische Naturen, deren Gefühlslage fast nur durch ihr persönliches Wohlergehen oder durch die Hebungen und Senkungen, Befriedigungen und Verletzungen ihres Selbstgefühls bestimmt wird, und diesen stehen andere gegenüber, welche sich mehr oder weniger vollständig in das Objekt, sei es in einzelne Personen oder Gruppen von solchen, sei es in Natur, Kunst, Wissenschaft oder Politik, verlieren, und darüber sich selbst in entsprechendem Maße vergessen. Alle diese und andere Unterschiede können in allen möglicben Graden und, soviel wir zurzeit wissen, in allen möglichen Verbindungen vorkommen; woraus sich die unendliche Verscbiedenheit der individuellen Nuancen im Gebiete des Gemütslebens leicht erklärt.

Die Frauen: das Maß der Emotionalität.

Was nun die Frauen anbelangt, so herrscht wohl über keinen anderen Punkt zwischen den verschiedenen Forschern eine so weitgehende Übereinstimmung als über diesen, daß sie auf viel schwächere Reize emotionell reagieren, und auf gleiche Reize viel stärker emotionell reagieren wie die Männer. Comte bezeichnet das weibliche Geschlecht geradezu als „le sexe affectif“ [1]; Diderot behauptet: „j'ai vu l'amour, la jalousie, la haine, la superstition, la colère portés chez les femmes à un point, que l'homme n'éprouve jamais“ [2]; nach Marion: „la femme n'est à peu près jamais indifférente, n'est pas une minute sans aimer ou haïr quelque chose ou quelqu'un, sans avoir quelque émotion dans le cœur“ [3]; und ähnliche Aussprüche ließen sich ohne Mühe häufen. In der Tat braucht man auch im Leben nur um sich zu sehen, um stets wieder diesen Eindruck bestätigt zu finden. Bereits an Kindern läßt sich feststellen, daß beim männlichen Geschlecht das theoretische, beim weiblichen das gefühlsmäßige Interesse überwiegt: wenn Knaben und Mädchen etwas Neues und Unbekanntes sehen, werden jene zuerst fragen, was das ist, woher es kommt, wozu es dient; während diese umgekehrt sofort mit Wertschätzungen (schön! häßlich! ach wie nett!) zu reagieren pflegen. Auch sonst findet man, daß Mädchen mehr als Knaben sich Lob und Tadel zu Herzen nehmen, sich leichter rühren lassen, auf geringere Veranlassungen hin lachen oder weinen, besonders auch mehr im Ernste, gleichsam aus voller Überzeugung und ohne Nebengedanken sich ihren Tränen überlassen. Für die reifere Jugend wird dies durch die Schulenquete vollauf bestätigt: die Mädchen sind häufiger

---

[1] Marion, Psychologie de la femme, Paris 1900, S. 98. — [2] Mantegazza, a. a. O., S. 372. — [3] a. a. O., S. 99—100.

demonstrativ (Fr. 67), reizbar und leicht beleidigt (Fr. 78); sie nehmen es eher übel, wenn der Lehrer sich einen Spaß mit ihnen erlaubt (Fr. 14); reagieren auf eine tadelnde Bemerkung häufiger mit Weinen oder Schmollen (Fr. 11), auf Dummheiten, welche sie sich zu schulden haben kommen lassen, mit Verstimmung oder Mutlosigkeit (Fr. 79), während sie in beiden Fällen viel seltener gleichgültig bleiben (ib.); zeigen sich vor dem Examen viel mehr ängstlich und besorgt (Fr. 73), während desselben viel mehr nervös (Fr. 23); und geraten eher in Begeisterung (Fr. 76). Sehen wir uns endlich unter erwachsenen Männern und Frauen um, so gewinnen wir auch hier den entschiedenen Eindruck, daß die letzteren mehr und tiefer genießen und leiden, hoffen und fürchten, lieben und hassen als die ersteren; wenigstens sehen wir alle jene Erscheinungen, durch welche sich innere Gemütsbewegungen dem Draußenstehenden verraten: Erröten, Weinen und Lachen, Veränderungen in Stimmeslage, Gesichtsausdruck und Körperhaltung, Superlativismus, Ohnmächte, bei den Frauen ungleich häufiger als bei den Männern eintreten. Dementsprechend haben dann auch die Berichterstatter unserer Hereditätsenquete Veranlassung gefunden, 59.8 % der von ihnen beschriebenen Frauen und bloß 45.9 % der von ihnen beschriebenen Männer als „emotionell“, dagegen von jenen bloß 26.5 % und von diesen 39.3 % als „nicht emotionell“ (Fr. 9) zu bezeichnen. Und in den von weiblicher Hand herrührenden Berichten hat, indem jene Prozentsätze sich auf 70.9, 48.5, 20.3 und 39.7 erhöhen bzw. erniedrigen, der betreffende Unterschied einen noch bedeutend entschiedeneren Ausdruck gefunden.

So überzeugend alle diese Tatsachen nun auch erscheinen mögen, hat man dennoch geglaubt, ohne auch nur im mindesten die Zuverlässigkeit derselben bezweifeln zu wollen, den daraus abgeleiteten Schluß, daß

die Frauen durchschnittlich weit mehr emotionell sind als die Männer, beanstanden zu müssen. Nach Lombroso[1] soll der Fehler dieses Schlusses darin liegen, „daß Schmerzensäußerungen mit dem Schmerze selbst verwechselt worden sind. Die Frauen reagieren expansiver auf den Schmerz als die Männer, d. h. sie besitzen nach einem treffenden Ausdruck Sergis nicht größere Sensibilität, aber größere Irritabilität.“ Diese „Irritabilität“ wird dann durch Sergi näher dahin bestimmt, daß „man sie als den untersten Grad der Sensibilität betrachten (müsse), der sich entweder in wirkliche Sensibilität umwandeln kann oder bei dem gröberen Anfangsstadium stehen bleibt. Die Irritabilität ist die direkteste und energischste Ursache von Bewegungen, von äußeren Manifestationen; d. h. Erregungen, die bestimmte und klare Sensationen, Zustände von Schmerz und Lust hervorrufen sollten, bleiben auf dem Stadium der Irritabilität stehen oder verwandeln sich in manchen Fällen zwar in wahre Sensibilität, aber nur teilweise, — und gehen immer leicht in Bewegungen über. Und so scheinen die lebhafteren äußeren Manifestationen aus einer größeren Sensibilität herzustammen, während sie doch in der Tat aus deren Anfangsstadium, der Irritabilität, entspringen.“ Der herkömmlichen Meinung gegenüber, nach welcher die Frauen stärker fühlen als die Männer, wird dann von den genannten Autoren die gerade entgegengesetzte, daß sie in geringerem Grade Lust- und Unlustgefühlen zugänglich sind, aufgestellt; und zur Begründung dieser Meinung hauptsächlich angeführt, daß sie sich bei der experimentellen Untersuchung weniger empfindlich zeigen für Sinnesreize, daß sie bei chirurgischen Operationen viel standhafter Schmerzen

---

[1] Das Weib, Hamburg 1894, S. 63—67. Vgl. Sergi, Archivio di Psichiatria XIII, 1.

ertragen und viel seltener ohnmächtig werden als die Männer, auch für die Krankenpflege sich ungleich besser eignen als diese, und daß sie sich im allgemeinen durch wenig intensive organische Bedürfnisse, sowie durch die Fähigkeit, Altertumsbeschwerden und Entbehrungen jeder Art ruhig zu ertragen, auszeichnen.

Ich muß nun gestehen, daß ich in der ganzen psychologischen Literatur kein zweites Beispiel kenne, wo so merkwürdig mit der Logik herumgehaspelt wird wie hier. Selbstverständlich ist zuzugeben, daß in denjenigen Fällen, auf welche die allgemeine Ansicht von den stärkeren Gefühlen der Frauen sich stützt, dem Draußenstehenden nur die stärkeren Ausdruckserscheinungen direkt gegeben sind; es ist aber sofort hinzuzufügen, daß in den anderen Fällen, welche die Italiener als Beweise für ihre schwächeren Gefühle anführen, dem Draußenstehenden auch nur die schwächeren Ausdruckserscheinungen direkt gegeben sind. Was aber jenen ersteren Fällen recht ist, ist wohl auch diesen letzteren billig: wenn der Schluß von den starken Ausdruckserscheinungen auf die starken Gefühle abgelehnt wird, so läßt sich derjenige von den schwachen Ausdruckserscheinungen auf die schwachen Gefühle ebensowenig aufrecht erhalten. Oder mit anderen Worten: in vielen allbekannten Fällen zeigen die Frauen stärkere, in einigen anderen, von Sergi und Lombroso hinzugefügten dagegen schwächere Ausdruckserscheinungen als die Männer; nun werden die ersteren Fälle als Zeichen einer überdurchschnittlichen „Irritabilität“, die letzteren als solche einer unterdurchschnittlichen Emotionalität aufgefaßt; es könnten aber mit durchaus gleichem Rechte die ersteren als Zeichen einer überdurchschnittlichen Emotionalität und die zweiten als solche einer unterdurchschnittlichen Irritabilität gedeutet werden. Wie aber jene irritabeln Frauen dazu kommen, etwa auf dem Operationstisch,

wo es sich doch nicht um leichte oder bloß eingebildete Schmerzen handelt, diese Schmerzen „weniger laut (zu) äußern oder sie mit größerer Standhaftigkeit (zu) ertragen“[1] wie die Männer, um diese Frage haben sich die Herren einfach nicht gekümmert. — Die Sachlage ist demnach folgende. Da jedem Einzelnen nur seine eigenen Gefühle direkt gegeben sind, läßt sich die Frage, ob Männer oder Frauen auf gleiche Reize mit stärkeren Gefühlen reagieren, nicht durch einfache Wahrnehmung und Vergleichung des Wahrgenommenen entscheiden. Sowohl der Satz von der größeren wie derjenige von der geringeren Emotionalität der Frauen sind demnach Hypothesen, welche indirekt an Tatsachen, welche in bekannter Weise mit der Emotionalität zusammenhängen, verifiziert werden müssen. Solche Tatsachen sind erstens die Ausdruckserscheinungen, welche wir im täglichen Leben, besonders in konkreten Fällen, unbedenklich als ein rohes Maß für die Stärke der Gefühle verwenden; nach diesem Maße würden nach allem Vorhergehenden die Frauen unbedingt als stärker emotionell beanlagt anerkannt werden müssen. Dem stehen nun erstens die von Sergi und Lombroso angeführten Ausnahmen und zweitens die allgemeine Möglichkeit eines ungleichen Verhältnisses zwischen Gefühlen und Ausdruckserscheinungen (also eines ungleichen Maßes der „Irritabilität“) bei beiden Geschlechtern gegenüber. Jene Ausnahmen lassen sich aber, wie wir im folgenden sehen werden, unschwer mit der Regel in Einklang bringen oder sogar aus derselben erklären[2]; es bleibt die allgemeine Frage übrig, ob die Frau wirklich stärkere Gefühle h a t, oder ihre gleichstarken oder schwächeren Gefühle bloß stärker ä u ß e r t. Um diese Frage zur Entscheidung zu bringen, haben wir uns nach Daten

[1] Lombroso, a. a. O., S. 60. — [2] S. u. S. 74—75, 87—88, 208—209, 222—224, 238—239.

umzusehen, welche nur mit den Gefühlen selbst, nicht mit der Äußerungstendenz zusammenhängen; und solche Daten stehen uns in den Korrelationen der Emotionalität sowie in den entfernteren Nachwirkungen der Gefühle in fast beliebigem Überfluß zu Gebote. Was die ersteren betrifft, so werden wir im Laufe unserer Untersuchungen stets wieder finden, daß die Korrelationen der Emotionalität denjenigen der Weiblichkeit parallel verlaufen. Das Wahrnehmen wie das Vorstellen, das Denken wie das Wollen und Handeln der Frau zeigt charakteristische Züge, welche denjenigen bei den Emotionellen überhaupt durchgängig entsprechen und nur durch die Emotionalität verständlich werden; demzufolge man denn getrost sagen kann, daß die größere Hälfte der weiblichen Psyche unerklärt bleibt, wenn man diesen Faktor ausschaltet. Für die genauere Begründung dieses Satzes ist auf die folgenden Abschnitte des vorliegenden Buches zu verweisen; dagegen mögen hier noch einige Tatsachen erwähnt werden, welche sich auf entferntere Wirkungen der Gefühle bei den beiden Geschlechtern beziehen. Solche Tatsachen bietet vorzugsweise die Psychopathologie; dieselbe lehrt, daß Geistesstörungen aus emotionellen Ursachen bei den Frauen weit häufiger als bei den Männern vorkommen (nach einer von Pitres zusammengestellten Statistik dort etwa in $^3/_4$, hier bloß in $^1/_4$ sämtlicher Fälle); insbesondere führt der Affekt des Schreckens bei Frauen sehr oft, bei Männern dagegen nur äußerst selten zu Nervenkrankheiten.[1] Damit stimmt zusammen, daß auch die Psychosen mit ausgeprägt emotionellen Symptomen vorzugsweise beim weiblichen Geschlecht sich feststellen lassen: nach Kraepelin[2]

---

[1] Havelock Ellis, a. a. O., S. 305—306. — [2] Kraepelin, a. a. O., S. 400.

gehören zwei Drittel der manisch-depressiven Irren demselben an, während umgekehrt die Paranoia mit ihrer spezifisch intellektuellen Färbung häufiger bei den Männern zur Beobachtung gelangt.[1] Wir dürfen hiermit, wie mir scheint, die Einwendungen der italienischen Anthropologen wohl als erledigt betrachten; also annehmen, daß die durchschnittliche Frau eine übermäßig starke Emotionalität nicht bloß zur Schau trägt, sondern dieselbe auch wirklich besitzt.

Von dieser starken Emotionalität ist nun des weiteren noch zu bemerken, daß sie sich nicht bloß in dem Maße, in welchem auf mehr oder weniger bedeutsame Erlebnisse reagiert wird, sondern auch in der Häufigkeit der Reaktionen auf durchwegs unbedeutende Veranlassungen offenbart, und demzufolge als ein kaum irgendwo abgebrochener Faden das ganze Leben der Frau durchzieht. Für den Durchschnittsmann sind Gefühlserregungen vorübergehende Abweichungen von einer normalen, nur wenig vom Indifferenzpunkt sich entfernenden Gemütslage; die Durchschnittsfrau findet in denselben ihre natürliche Sphäre, wo sie sich heimisch fühlt und welche sie nur selten und mit innerem Widerstreben verläßt. Sie faßt alles von der emotionellen Seite auf, ist für nichts gleichgültig; außer für dasjenige, welches zeitweilig durch ein anderes, in noch stärkerem Maße Gefühlsbetontes aus ihrem Bewußtsein verdrängt wird. Darum kehrt sie den französischen Spruch: „tout prendre au sérieux et rien au tragique“, häufig geradezu um und nimmt einige Sachen zu tragisch, um andere mit dem nötigen Ernste nehmen zu können. Aus dem nämlichen Grunde fällt es ihr schwer, ihre Aufmerksamkeit über mehrere Gegenstände oder Beschäftigungen zu verteilen: jede derselben interessiert sie genug, um zeit-

[1] Kraepelin, a. a. O., S. 443.

weilig ihr ganzes Bewußtsein in Anspruch zu nehmen, und so läßt abwechselnd jede die anderen vergessen. Auch die verschiedenen sich gegenüherstehenden Seiten einer theoretischen oder praktischen Frage vermögen Frauen nur selten nebeneinander und fast nie in gleichmäßiger Beleuchtung ins Auge zu fassen. Sie sind leidenschaftliche Parteigänger in großen und in kleinen Sachen; fast immer mit ganzer Seele für oder gegen etwas oder jemanden, „extrêmes en tout“ (Fénélon). In hezug auf Streitigkeiten zwischen fremden Personen hahen Männer im allgemeinen das Gefühl, nichts mit der Sache zu schaffen zu haben, und empfinden sie es als lästig, in dieselbe hineinhezogen zu werden; Frauen dagegen ergreifen, auch wenn sie es nicht öffentlich zeigen, doch in ihrem Herzen fast immer Partei, und diese Parteinahme führt sie sehr leicht zur Parteilichkeit. Denn auch hier gelingt es ihnen selten, Für und Wider, relatives Recht und relatives Unrecht nebeneinander in den richtigen Verhältnissen zu sehen, sondern auch hier verdrängt das Eindrucksvollere oder zeitlich Frühere das weniger Eindrucksvolle oder Nachkommende aus dem Bewußtsein, oder gestattet demselben wenigstens nur einen untergeordneten Einfluß. Wir kommen später auf diesen Punkt ausführlicher zurück.

Mit der Intensität des weiblichen Fühlens hängt in leicht verständlicher Weise die Heftigkeit ihres Begehrens zusammen. Wenn bei dem Manne irgendein größeres oder kleineres, näheres oder entfernteres Ziel im Bewußtsein auftaucht, sieht er meistens im ersten Augenblick einiges Für und einiges Wider, oder, wenn er nur eins von beiden sieht, so sucht er doch instinktiv nach dem anderen: eben weil und sofern keins von heiden genügend gefühlsbetont ist, um sein ganzes Bewußtsein zu beanspruchen. Bei der Frau dagegen sieht man häufig fast gleichzeitig mit der Zielvorstellung eine ent-

schiedene Bejahung oder Verneinung derselben hervortreten, welche erst allmählich durch hinzukommende Gegenmotive abgeschwächt oder in Zweifel gesetzt wird: die zuerst aufgefaßte Seite des vorgestellten Zieles löst starke Gefühle aus und zieht dadurch die ganze Aufmerksamkeit auf sich, und erst wenn jene Gefühle etwas nachgelassen haben, können die anderen Seiten sich im Bewußtsein Geltung verschaffen. Aus der nämlichen Quelle stammt die Ungeduld und Heftigkeit, mit welcher die Frauen hoffen; wenn ihnen schließlich, wie Mme de Rémusat[1] bemerkt, das Fehlschlagen einer Hoffnung erträglicher ist als die in die Länge gezogene Erwartung, so beruht das auf dem Umstande, daß das andauernde Hin- und Hergeworfenwerden zwischen Vorstellungen mit entgegengesetztem Gefühlston, welches für stumpfere Naturen eine angenehme Erhöhung des Lebensgefühles mit sich führen kann, auf empfindlichere sehr bald überreizend und aufreibend wirken muß. Die nämliche Erscheinung, von der umgekehrten Seite betrachtet, findet ihren Ausdruck in der Behauptung Balzacs: „la femme a une plus grande appréhension des douleurs, mais, lorsqu'elles arrivent, elle les supporte mieux que l'homme“[2]; womit übereinstimmt, was Lombroso[3] auf die Autorität Giordanos mitteilt: daß nämlich, „während die Frauen sich gewöhnlich vor der Entbindung sehr ängstigen, sie sich doch während derselben oft wundern, wie wenig sie fühlen“. Es kommt in diesen Fällen hinzu, daß die Frauen kraft ihrer reichen und allzeit erregbaren Phantasie sich das bevorstehende Leiden oder Unglück viel lebhafter und intensiver auszumalen vermögen wie die Männer; wie Octave Feuillet[4] es ausdrückt, „elles rêvent quelque chose de mieux que le bien

[1] Essai sur l'éducation des femmes, Paris 1841, S. 36. — [2] Marion, a. a. O., S. 100. — [3] a. a. O., S. 60. — [4] Marion, a. a. O., S. 103.

et de pire que le mal". Dadurch haben sie aber das Schlimmste bereits vorweggenommen: wenn das Gefürchtete eintritt, so haben sie sich demselben vollständig angepaßt oder überangepaßt, sind auch mehr oder weniger gegen dasselbe abgestumpft und finden es nicht schwerer zu ertragen, als ihren Erwartungen entspricht.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß die stärkere Emotionalität, welche wir für die Frauen in Anspruch genommen haben, auch von ihnen selbst anerkannt und gutgeheißen zu werden pflegt. Im allgemeinen ist ihnen alle Lauheit verhaßt, und vertreten sie gern die Ansicht, daß man den Dingen „kalt oder warm" (soll heißen: warm nach der einen oder nach der anderen Seite) gegenüberstehen soll. Der mittlere Mann scheint ihnen in dieser Hinsicht entschieden unter der Norm zu stehen; er ist für sie, nach dem drastischen Ausdruck Laura Marholms[1], so etwas wie „ein meditativ rauchender Organismus". — Auch für sich selbst haben die Frauen nicht bloß, sondern wünschen sie sich auch starke Gemütserregungen. Dieselben bilden gewissermaßen ihr natürliches Element, welches sie zwar vorübergehend verlassen, welches sie jedoch auf die Dauer zu ihrem Wohlbefinden so sehr nötig haben wie der Fisch das Wasser, und dessen zeitweiligen Mangel sie als eine anormale Leere peinlich empfinden. Daher vermeiden die Frauen nicht, sondern suchen vielmehr emotionelle Reize, auch solche, welche aus dem Wechsel von Hoffnung und Furcht entspringen, wenn nur Intensität und Dauer der Spannung gewisse Grenzen nicht übersteigen. Hierauf beruht die vielbesprochene Neigung der Frauen zum Verbotenen, welche in Ibsens „Frau vom Meere" den großartigsten Ausdruck gefunden hat, sich aber auch im kleinsten, also etwa in der Umgehung der Zoll-

[1] Das Buch der Frauen, Paris 1895, S. 110.

gesetze offenbart, welche viele Damen gelegentlich, nicht des Gewinnes wegen, sondern gewissermaßen als Selbstzweck, mit Vorliebe betreiben. Direkt äußert sich der Einfluß des emotionellen Bedürfnisses in der Anziehung, welche dramatische Szenen auf der Bühne und im Leben auf die Frauen ausüben, in ihrem lebhaften Interesse für sensationelle Kriminalfälle, und im allgemeinen in der Tatsache, daß sogar entschiedene Unlustgefühle, wie Mitleid, Furcht, Schauder, für sie nicht durchwegs unangenehm sind, sondern neben ihrem Unlustcharakter auch eine reizvolle Seite haben. Man hat sich häufig darüber gewundert, daß die Frauen, während sie überall ein stärkeres Mitleid bekunden als die Männer, dennoch zu allen Zeiten bei blutigen Schauspielen (Hinrichtungen, Gladiatorenkämpfen, Stiergefechten) in großer Zahl sich einzufinden pflegen; jedoch, wie mir scheint, mit Unrecht. Vielmehr gehören die beiden Erscheinungen zusammen: eine übermäßige Emotionalität (besonders wo sie nicht durch ein gehöriges Maß der Aktivität aufgewogen wird) führt immer die Gefahr mit sich, daß man im Mitleid sowie im eigenen Leid das emotionelle Funktionieren als solches zu genießen lernt, und von dieser „Wonne des Leids“ ist die eigentlich Freude an fremder Qual zwar noch sehr, aber doch nur graduell verschieden. Am allerdeutlichsten zeigt sich dieses Durcheinanderspielen von Mitleid und Grausamkeit an jenen hysterischen Giftmischerinnen, welche absichtlich Krankheit, abwechselnde Verbesserung und Verschlimmerung, endlich Tod bei nicht verhaßten, bisweilen sogar geliebten Personen herbeiführen, nur um dieselben bemitleiden, pflegen und dabei an ihren Schmerzen sich weiden zu können.[1]

[1] J. V. van Dijck, Bijdragen tot de psychologie van den misdadiger, Groningen 1905.

Zeitlicher Verlauf.

Schließlich wäre über den zeitlichen Verlauf der Gefühle bei den Frauen, sowie über die Art der bei ihnen vorherrschenden Gefühle noch einiges zu berichten. In bezug auf den ersteren Punkt wäre von vornherein zu erwarten, daß bei den Frauen, kraft ihrer anerkannten Fähigkeit zu schneller Auffassung des Gegebenen und ihrer großen Emotionalität, auch die Gefühle durchschnittlich in kürzerer Zeit ihren Höhepunkt erreichten als bei den Männern; und dies wird wenigstens indirekt durch das Übermaß an Impulsivität, welches sie sowohl nach der Hereditätsenquete (Fr. 7) wie nach der Schulenquete (Fr. 71) aufweisen, bestätigt. Jene größere Emotionalität muß nach dem Vorhergehenden, bei gleicher Ausbildung der Sekundärfunktion überhaupt, auch eine stärkere Tendenz zum Nachwirken der Gefühle mit sich führen; und in der Tat lehrt die Hereditätsenquete, wie wir oben (S. 59) gesehen haben, daß der Eindruck schmerzlicher Verluste bei den Frauen durchschnittlich länger haftet als bei den Männern. Weniger leicht zu erklären ist ein anderes Ergebnis der nämlichen Untersuchung (Fr. 18), nach welchem sie dauerndem Groll etwas weniger als die Männer zugänglich sind; doch bleiben sie hier wie dort ihrem Charakter als Emotionelle treu, wie Tab. 4 beweist:

Tabelle 4.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 7: impulsiv	49.8	21.1	56.0	23.4
bedächtig	39.7	66.4	32.2	60.7
Fr. 17: schnell getröstet . .	40.7	48.3	31.5	40.2
lange Zeit unter dem Eindruck	24.1	12.8	35.0	26.8

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 18: gleich versöhnt . . .	46.1	39.4	47.6	37.4
einige Zeit verstimmt	32.5	34.9	32.0	35.5
schwer zu versöhnen .	16.1	18.2	13.4	16,2

Besondere Gefühle.

Über den Gegensatz Eukolismus-Dyskolismus ist nicht viel zu sagen. Nach der Hereditätsenquete sind die Frauen häufiger heiter und munter, häufiger schwermütig und düster, häufiger beides abwechselnd, und viel seltener ruhig und gleichmäßig als die Männer (Fr. 15); und dieses Ergebnis wird durch die Schulenquete in allen Stücken bestätigt, außer daß sich hier die Knaben etwas häufiger schwermütig und düster zeigen wie die Mädchen. Nach beiden Untersuchungen (Fr. 16 der ersteren und Fr. 73 der zweiten) kommt sodann Ängstlichkeit und Bedenklichkeit häufiger beim weiblichen, Leichtmütigkeit häufiger beim männlichen Geschlecht vor. Alle diese Verhältnisse waren auf Grund der Emotionalität zu erwarten und sind in der Tat nach der Hereditätsenquete für die Emotionellen aus beiden Geschlechtern charakteristisch:

Tabelle 5.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 15: heiter und munter .	34.4	32.0	41.6	36.1
schwermütig und düster	6.0	4.3	6.6	5.3
beides abwechselnd .	39.8	19.8	41.1	20.9
ruhig und gleichmäßig	11.8	42.7	10.9	40.1
Fr. 16: ängstlich u. bedenklich	41.3	22.5	37.9	27.4
leichtmütig	36.7	44.4	32.1	34.9

Abschließend wäre noch zu bemerken, daß die übermäßige Empfänglichkeit der Frauen für Gefühle überhaupt auch gewisse Unterschiede in der Häufigkeit und dem Maße, in welchem bestimmte besondere Gefühle bei ihnen auftreten, bedingen können. Als ein erstes hierher gehöriges Beispiel wäre die Furcht zu nennen, deren größere Häufigkeit bei dem weiblichen Geschlecht durch die Hereditätsenquete (Fr. 70) außer Zweifel gesetzt wird. Auch die Schulenquete (Fr. 51) weist in die nämliche Richtung; womit übereinstimmt, daß nach einer von Havelock Ellis[1] angeführten preußischen Statistik von den Selbstmorden unter der männlichen Schuljugend 19 %, von denjenigen unter der weiblichen 49 % durch Furcht für eine bevorstehende Strafe veranlaßt wurden. Auch die früher (S. 71) erwähnte größere Häufigkeit der Schreckensneurosen beim weiblichen Geschlecht gehört hierher. Es ist jedoch zu bedenken, daß wir es in allen diesen Fällen wesentlich mit Furcht bei augenblicklicher Gefahr zu tun haben; während etwa auf dem Krankenbett die Frauen nach der Hereditätsenquete (Fr. 89) weit mehr Mut bekunden als die Männer. Auf letzteres kommen wir später zurück; das erstere wird ohne Zweifel zum Teil aus dem Bewußtsein geringerer physischer Kraft, zum anderen und wichtigeren Teil aber aus der stärkeren Gefühlsbetonung des gefürchteten Ereignisses und aus der damit gegebenen Einengung des Bewußtseinsfeldes zu erklären sein. Denn je stärker jene Gefühlsbetonung ist, einen um so höheren Bewußtseinsgrad wird auch die betreffende Vorstellung erreichen, und um so weniger wird sie andere Vorstellungen, wie etwa diejenigen von günstigen Aussichten oder zur Verfügung stehenden Rettungsmitteln, neben sich aufkommen lassen. Dem-

[1] Havelock Ellis, a. a. O., S. 305.

entsprechend lehrt die Hereditätsenquete, daß überall die Emotionellen sich bei augenblicklicher Gefahr als bedeutend weniger mutig erweisen wie die Nichtemotionellen, und daß sogar die emotionellen Männer in dieser Hinsicht bei den nichtemotionellen Frauen wesentlich zurückstehen:

Tabelle 6.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 70: mutig	44.8	51.4	37.6	49.2
furchtsam	35.2	27.4	38.9	28.0
feig	2.7	1.0	4.8	2.5

In der nämlichen Weise ist wohl auch die oft hervorgehobene[1] übermäßige Empfindlichkeit der Frauen für Spott und Ironie zu erklären, welche so weit geht, daß manche sogar harmlose Neckereien von seiten guter Freunde nur schwer ertragen. Der unfreundliche Anstrich des Gesprochenen verursacht eben einen Aufmerksamkeitskrampf, welcher sowohl den Gedanken an die unschädliche Absicht zurückdrängt, wie auch das Finden einer passenden Antwort erschwert, und so die Sachlage durch ein peinliches Gefühl der Hilflosigkeit kompliziert. Es kommt hinzu, daß, wie Marion es ausdrückt, „la moquerie est un acte d'agression froide", welche der warmen Natur der Frau widerstrebt; demzufolge denn auch von den Männern aus der Hereditätsenquete mehr als doppelt so häufig als von den Frauen ausgesagt wird, daß sie sich gern einer ironischen Sprechweise bedienen (Fr. 86). Auch die Mädchen der Schulenquete nehmen es mehr als die Knaben übel,

[1] Marion, a. a. O., S. 162—163.

wenn sie vom Lehrer geneckt werden (Fr. 14), und zeigen häufiger eine besondere Empfindlichkeit für Tadel in ironischer Form, während die Knaben eher durch einen derben Verweis sich imponieren lassen (Fr. 15).

Als ein zweites Gefühl, welches bei den Frauen viel allgemeiner und viel intensiver als bei den Männern vertreten ist, ist das religiöse Gefühl zu erwähnen. Sowohl der Zusammenhang dieses Gefühls mit der Emotionalität, wie die größere Bedeutung desselben im Leben der Frauen tritt aus der Hereditätsenquete deutlich hervor:

Tabelle 7.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 65: warm religiös	22.6	12.8	27.8	23.4
konventionell religiös	17.8	16.9	27.7	21.5
Spötter	7.5	7.0	2,4	2.2
gleichgültig	41.5	54.5	30.8	44.5

Dementsprechend lehrt die Erfahrung, daß die Frauen sowohl an zäher Anhänglichkeit gegenüber alternden, wie an fanatischer Begeisterung gegenüber neuen Religionen überall die Männer überbieten; während insbesondere auch Ekstatiker und Stigmatisierte, welche die äußersten Formen religiöser Konzentration vertreten, zum allergrößten Teil dem weiblichen Geschlecht angehören. Sowie der Glaube im engeren Sinne, ist auch der Aberglaube in allen seinen Formen bei den Frauen weit mehr als bei den Männern zu Hause; demzufolge denn sogar religiös-freisinnige Frauen häufig dazu neigen, Quacksalbern und Magnetiseuren, Theosophen und „Christian Scientists“ mehr Zutrauen und Sympathie entgegenzubringen, als eine vorurteilslose Prüfung der Sache rechtfertigen würde. Bei alledem wirken die

emotionellen Bedürfnisse und die später zu besprechende Abneigung gegen die Analyse zusammen. Das Geheimnisvolle, Dunkle, Unverständliche reizt beim typischen Mann zuerst und hauptsächlich die intellektuellen Funktionen, bei der typischen Frau dagegen diejenigen des Gefühls und der Phantasie; jener versucht es auseinanderzunehmen, auf seine Faktoren zurückzuführen, dem allgemeinen Zusammenhang des Wirklichen einzuordnen; diese schwelgt in den Gefühlen der Ehrfurcht, der sittlichen Erhebung, der Hoffnung, vielleicht sogar des Schauders und der Furcht, welche es einflößt, und findet in demselben einen ersehnten Freiplatz, wohin sie sich mit ihren Träumen aus der faden Wirklichkeit flüchten kann. Daher denn auch, wenn sich infolge eigenen Nachdenkens oder fremder Belehrung das Mysterium als eine Täuschung enthüllt, die Frauen dabei viel häufiger als die Männer aus der Fassung geraten, und jetzt ebenso übereilt zur unbedingten Verneinung schreiten wie früher zur Bejahung. „Elle est", sagt Marion von der Frau, „passionnée, mystique et ardemment croyante jusque dans l'irréligion."[1]

Die nämliche Emotionalität, welche das Auftreten gewisser besonderer Gefühle bei den Frauen begünstigt, wird auch ihre Empfänglichkeit für gewisse andere herabsetzen; insofern nämlich diese anderen entweder sich an Vorstellungsverbindungen knüpfen, welche im Denken der Emotionellen seltener hervortreten, oder aber an und für sich zu schwach sind, um die Konkurrenz mit gleichzeitigen stärkeren bestehen zu können. Ersteres ist der Fall mit allen Gefühlen, welche an Abstraktionen anknüpfen. „A woman", sagt Mill, „seldom runs wild after an abstraction"[2]; sie wird sich für allgemeine Begriffe wie Recht, Freiheit, Gleichheit, Fortschritt nicht

[1] a. a. O., S. 185. — [2] a. a. O., S. 86.

entfernt in dem Maße wie ein Mann begeistern können, obgleich sie auf besondere Fälle, wo individuelle Rechte oder Freiheiten verletzt werden, gewiß nicbt schwächer reagieren wird wie jener. Auch ihr Patriotismus sowie ihr politischer Sinn steht, wie die Ergebnisse der Hereditätsenquete (Fr. 57, 58, 59) bestätigen, bei demjenigen der Männer weit zurück; wo aber die betreffenden Gefühle stärker hervortreten, findet man häufig, daß sie sich im Grunde weniger auf den abstrakten Gegenstand an und für sich, als auf einen konkreten Vertreter desselben, etwa den regierenden Fürsten oder den Parteiführer, richten. Alle diese Erscheinungen hängen wohl wesentlich wieder damit zusammen, daß die Frauen mit ihren Gedanken vorzugsweise im Gebiete des Konkreten verharren und sich in demjenigen der allgemeinen Begriffe kaum je ganz heimisch fühlen (s. u. S. 136 ff.). Teilweise aus dem nämlichen Grunde, teilweise aber auch wegen ihrer geringeren Intensität werden auch die intellektuellen Gefühle für die Durchschnittsfrau geringere Bedeutung als für den Durcbschnittsmann beanspruchen: denn diese Gefühle, so wertvoll sie wegen ihrer Reinheit und Dauerhaftigkeit sein mögen, sind doch an Stärke den meisten anderen entschieden unterlegen, werden demzufolge von diesen leicht zurückgedrängt, und setzen also, um zu klarem Bewußtsein zu gelangen, ein wenigstens zeitweiliges Zurücktreten des letzteren voraus. Vielleicht gilt etwas Ähnliches von den ästhetischen Gefühlen. Daß die Frauen in hohem Grade für Schönheit empfänglich sind, wird allgemein zugestanden, daß sie aber gleich gute Kunstkritiker sein sollten wie die Männer, nicht selten bezweifelt. Dies liegt wenigstens zum Teil wohl daran, daß außerästhetische, vom dargestellten Gegenstande herrührende Gefühle die Aufmerksamkeit von der Darstellung selbst ablenken oder doch das resultierende Urteil mitbeeinflussen. In Museen und Aus-

stellungen kann man diese Sachlage stets wieder exemplifiziert finden; aber auch der häufig gegen die Frauen erhobene Vorwurf, daß sie beim Lesen eines Romans gern vorher nachsehen, welches Ende die Sache nimmt, weist in die nämliche Richtung. Die Freiheit des Geistes, welche es ermöglicht, sich einem Kunstwerk gegenüber ganz und ausschließlich den dadurch hervorgerufenen ästhetischen Gefühlen hinzugeben, ist zwar auch bei Männern mit der Empfänglichkeit für solche Gefühle keineswegs allgemein verbunden: bei den allen emotionellen Reizen so viel mehr zugänglichen Frauen muß sie aber fast notwendig sich nur ausnahmsweise verwirklichen.

Wahrnehmen und Vorstellen.

Die Sinneswahrnehmung.

Bei den Unterschieden, welche in bezug auf die Schärfe der sinnlichen Wahrnehmung zwischen den Geschlechtern vorliegen mögen, werden wir uns aus doppeltem Grunde nicht lange aufhalten. Erstens, weil solche Unterschiede in überwiegendem Maße auf der Einrichtung der äußeren Sinnesorgane beruhen, und in eben diesem Maße (sofern also nicht etwa Aufmerksamkeits- oder Hemmungsverhältnisse begünstigend oder störend eingreifen) nur physiologische, nicht aber psychologische Bedeutung beanspruchen können. Und zweitens, weil die Resultate exakter Untersuchungen auf dem betreffenden Gebiete für einen beträchtlichen Teil noch hoffnungslos auseinandergehen und auch mit dem von früheren Forschern im Leben gewonnenen Eindruck nur sehr mangelhaft übereinstimmen.

Diese früheren Forscher sind im großen und ganzen unter sich darüber einverstanden, daß die Frauen besser wahrnehmen als die Männer. Mill[1] spricht von ihrem „rapid and correct insight into present fact", und meint, daß „a woman usually sees much more than a man of what is immediately before her"; Laura Marholm[2] nennt die scharfe Beobachtung „eine ganz weibliche Eigenschaft"; Paul Lafitte (zitiert von Havelock Ellis[3]) sagt in bezug auf ihre Beobachtung von Menschen: „a familiar gesture, a word employed more often than another,

[1] a. a. O., S. 85. — [2] a. a. O., I, S. 50. — [3] a. a. O., S. 188.

a wrinkle forming at certain moments, a look, a smile, all are noted by her, catalogued, and appreciated at their just value". Und ähnliche Aussprüche ließen sich noch in fast beliebiger Anzahl der Literatur entnehmen. Dieser allgemeine Eindruck wird nun aber durch die Ergebnisse der experimentellen und statistischen Forschung zwar nicht entschieden widerlegt, aber doch noch weniger bestätigt. Bei Versuchen über Reiz- und Unterschiedsempfindlichkeit hat man für verschiedene Sinnesgebiete, für verschiedene Qualitäten innerhalb des nämlichen Sinnesgebietes und schließlich auch für die nämlichen Qualitäten innerhalb des nämlichen Sinnesgebietes bei verschiedenen Untersuchungen, abwechselnd für das eine und für das andere Geschlecht niedrigere Schwellen gefunden[1]; sogar scheint die Wage, wenn überhaupt, eher nach der Seite der Männer als nach derjenigen der Frauen überzuschlagen, demzufolge denn Lombroso[2] u. a. bereits eine allgemeine Unterempfindlichkeit der letzteren als feststehend angenommen und daraus weitführende Konsequenzen abgeleitet haben. Damit stimmt überein, daß, wie Galton[3] bemerkt, zu Arbeiten, bei welchen es auf sehr feines Unterscheiden ankommt (Beurteilen von Wein oder Tee, Prüfen von Wolle, Klavierstimmen) selten Frauen verwendet werden. Und endlich ergibt sowohl die Hereditätsenquete (Fr. 40) wie die Schulenquete (Fr. 44) ein etwas geringeres Beobachtungsvermögen bei den Frauen; womit die Resultate der ersteren in bezug auf den Unterschied zwischen Emotionellen und Nichtemotionellen wesentlich parallel verlaufen:

---

[1] Eine Zusammenstellung der Literatur bis 1902 gibt H. B. Thompson, Vergleichende Psychologie der Geschlechter, Würzburg 1905, S. 30—96. — [2] a. a. O., S. 48—54. — [3] Inquiries into human faculty, New York 1883, S. 29.

Tabelle 8.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 40: gute Beobachter . . .	56.1	58.6	51.7	57.6
nicht	19.3	17.9	18.1	19.6

Wir haben also zu fragen, wie es kommt, daß die Frauen (und nach der alltäglichen Erfahrung wohl die Emotionellen überhaupt) so oft den Eindruck machen, schärfer wahrzunehmen als andere, während doch die genauere, besonders die experimentelle Untersuchung eher auf das entgegengesetzte Resultat zu führen scheint. Zur Beantwortung dieser Frage kann uns vielleicht ein Wort der Frau de Rémusat den Weg weisen: „apercevoir nous va mieux qu'observer".[1] Denn der Unterschied zwischen „apercevoir" (wahrnehmen) und „observer" (beobachten) entspricht ja demjenigen zwischen unwillkürlicher und willkürlicher Aufmerksamkeit; jenes Wort will also sagen, daß die Frauen dasjenige, welches kraft eines unmittelbaren Interesses ihre Aufmerksamkeit auf sich zieht, leichter und besser, dagegen anderes, welches ihnen gleichgültig ist und auf welches sie demnach ihre Aufmerksamkeit erst zu richten haben, schwerer und weniger gut in sich aufnehmen als die Männer. Das war aber mit Rücksicht auf ihre emotionelle Natur nicht anders zu erwarten. Wo fortwährend mehr oder weniger gefühlsbetonte Wahrnehmungen und Vorstellungen dem Bewußtsein zuströmen, nehmen diese fast unausgesetzt den größten Teil der psychischen Energie in Anspruch und erreichen einen hohen Bewußtheitsgrad; dieser erhöhte Bewußtheitsgrad

[1] a. a. O., S. 36.

führt aber, wie die allgemeine Psychologie lehrt, auch eine verstärkte psychische Wirksamkeit, also ein besseres Merken und Behalten jener Bewußtseinsinhalte mit sich, während gleichzeitig andere, nicht gefühlsbetonte, nur mit Mühe fokussiert, mangelhaft aufgefaßt und ebenso mangelhaft behalten werden. Daraus erklären sich nun zuerst die ungünstigen Resultate der mit weiblichen Versuchspersonen ausgeführten Schwellen- und Unterschiedsschwellenbestimmungen. Auch beim besten Willen muß es für die Durchschnittsfrau, deren Seele mit allerlei sie höchlich Interessierendem erfüllt ist, viel schwerer sein als für den kühleren Durchschnittsmann, stundenlang stets wieder, und jedesmal gerade zur rechten Zeit, ihre Aufmerksamkeit ungeteilt und gleichmäßig einer kurzdauernden, schwachen, durchwegs gleichgültigen Druck- oder Lichtempfindung zuzuwenden. Daß es sich aber nicht nur so verhalten muß, sondern auch tatsächlich so verhält, erhellt mehrfach aus den Berichten der Forscher selbst: Schuyten [1] spricht anläßlich seiner Versuche mit Kindern von „l'indifférence que (les filles) manifestent le plus souvent", und Fräulein Thompson [2] anläßlich der ihrigen mit amerikanischen Studenten von der „großen Abneigung", welche die meisten Frauen gegen gewisse Aufgaben an den Tag legten, „weil sie so uninteressant seien". Etwas an und für sich Uninteressanteres als Schwellenbestimmungen kann es aber schwerlich geben. — In durchwegs gleicher Weise sind aber auch die sich widersprechenden Eindrücke zu erklären, welche man im Leben früher und später von dem Beobachtungstalent der Frauen gewonnen hat. Die Frauen nehmen eben nicht überhaupt besser oder überhaupt schlechter wahr als die Männer, sondern

[1] L'éducation de la femme, Paris 1908, S. 53. — [2] a. a. O., S. 121.

einiges viel besser und anderes viel schlechter; es findet bei ihnen aus dem jeweilig sich darbietenden Stoff eine viel schärfere Auslese statt als bei jenen, und eine identische Frau kann demnach, viel häufiger als ein identischer Mann, abwechselnd den Eindruck machen, eine ausgezeichnete und eine sehr schlechte Beobachterin zu sein. Ein bis ins Pathologische vergrößertes Bild dieser Sachlage bieten uns die Erscheinungen der Hysterie (s. o. S. 47—50), wo jene Auslese bis zur völligen Vernachlässigung umfassender Komplexe von Empfindungen sich erstreckt, wo andererseits aber auch Hyperästhesien vorkommen, welche in gleicher Weise wie die Anästhesien nicht anatomisch sondern psychisch bedingt sind[1], und wo im allgemeinen nicht selten eine besonders starke Empfänglichkeit, infolge deren die Kranken vortrefflich auffassen, gut beobachten, ein scharfes Auge für Kleinigkeiten haben[2], festgestellt worden ist. Genau so wie hier, nur in viel geringerem Maße, werden nun auch bei der typischen Frau durch die dauernd oder jeweilig überwiegende Richtung des Interesses einzelne Wahrnehmungsinhalte bis zur Übermerklichkeit gesteigert und andere bis zur Untermerklichkeit zurückgedrängt; wer also mit Frauen hauptsächlich auf den Gebieten, wo ihre eigensten Interessen liegen, verkehrt, wird sich stets wieder über ihre scharfe Auffassungsgabe wundern; wer sie dagegen vielfach in Verhältnissen, denen sie kein wirkliches Interesse entgegenbringen, beobachtet hat, wird dieses Urteil nicht unterschreiben können. Daher die ungünstige Meinung vieler Universitätsdozenten über das Beobachtungstalent ihrer weiblichen Schüler (s. u. S. 127), und daher vielleicht auch der oben erwähnte Widerspruch zwischen den Eindrücken früherer

[1] Jelgersma, Leerboek der functioneele neurosen, Amsterdam 1898, S. 253—278. — [2] Kraepelin, Psychiatrie, II[6], Leipzig 1899, S. 492—493.

Forscher und dem Ergebnis unserer Enqueten. Es ist nämlich zu bedenken, daß in der letzten Zeit viel mehr als früher die sozialen Verhältnisse Frauen zu Beschäftigungen hingetrieben oder verlockt haben, welche ihrer innersten Natur nur mangelhaft entsprechen; während man also früher die Frauen fast nur in ihrem häuslichen Kreise, in der Gesellschaft und höchstens noch in religiösen oder philanthropischen Vereinen beobachten konnte, begegnet man ihnen jetzt stets häufiger auch im wissenschaftlichen und Geschäftsleben, wo sie die Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit nicht mehr selbst wählen können, sondern gegeben bekommen. Je weiter aber diese Entwicklung fortschreitet, um so seltener werden die Frauen Gelegenheit haben, sich als gute, und um so häufiger, sich als schlechte Beobachterinnen zu zeigen. Vielleicht beruht es hierauf, daß nach den Ergebnissen der Hereditätsenquete in der älteren Generation die Prozentsätze für gutes Beobachten sich noch gleich waren (53 %), während erst in der jüngeren die Männer einen sei es auch noch bescheidenen Vorsprung (57 gegenüber 54 %) gewonnen haben.

Das Gedächtnis. Ähnlich wie mit dem Aufnehmen verhält es sich aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Behalten der in der Erfahrung gegebenen Eindrücke. Die Hereditätsenquete ergibt höhere Prozentsätze für außergewöhnliche Gedächtnisse bei den Männern, für gute und schlechte bei den Frauen (Fr. 44); während die Schulenquete (Fr. 30, 31), sowie die Versuche von Jastrow[1] und Thompson[2] allgemein auf ein besseres Gedächtnis beim weiblichen Geschlecht hinweisen; bedeutsamer als diese Maßunterschiede

[1] Havelock Ellis, a. a. O., S. 169. — [2] Thompson, a. a. O., S. 97—101.

scheint mir aber auch hier der selektorische Charakter zu sein, welcher dem weiblichen Erinnerungsvermögen anhaftet. Es ist ganz merkwürdig, welche durchwegs einfache, hundertmal gehörte Sachen manche Frauen dennoch nicht behalten können, einfach weil sie sich nicht dafür interessieren. Das klassische Beispiel hierfür bleiben immer die Regeln der Orthographie[1]: die Frauen haben dieselben in ihrer Jugend so gut eingestampft bekommen wie die Männer; im weiteren Verlaufe ihres Lebens lesen und schreiben sie kaum weniger als diese; und dennoch findet man, daß auch hochgebildete Frauen sich in bezug auf dieselben stets wieder unsicher fühlen, Verstöße gegen dieselben begehen und solche Verstöße bei anderen nicht bemerken. Vermutlich liegt die Sache so, daß sie beim Lesen und Schreiben überall und immer viel intensiver als die Männer sich auf den Inhalt konzentrieren; demzufolge denn für die sprachliche Form nur ein verschwindender Teil der psychischen Energie übrigbleibt, und kaum etwas davon haftet. Daß selbst ein Leben andauernder literarischer Tätigkeit nicht immer genügt, um diesem Fehler abzuhelfen, zeigt das Beispiel der berühmten schwedischen Schriftstellerin Ellen Key, welche nach dem Zeugnis ihrer Biographin[2] trotz eines hochentwickelten Sprachgefühls absolut unfähig ist, Grammatik zu lernen oder zu verstehen. Auch die vier Spezies bereiten (nach der nämlichen Quelle) dieser begabten Frau noch stets Schwierigkeiten, was alles verständlich wird durch die an der nämlichen Stelle ausdrücklich mitgeteilte Tatsache, daß bereits in ihrer Kindheit „ihr Gehirn alles vergaß, was sie nicht liebte“. Ähnlichen Fällen begegnet

[1] Mantegazza, a. a. O., S. 391; Goltz, Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen, Berlin 1859, S. 16. — [2] Nyström-Hamilton, Ellen Key, Leipzig, 2. Aufl., S. 19—20.

man aber im Leben in Hülle und Fülle: da gibt es Frauen, welche behaupten, sich in einem Eisenbahnkursbuch unmöglich zurechtfinden zu können; andere, welche niemals lernen, sich bei Fußwanderungen u. dgl. eines Kompasses zu bedienen; wieder andere, welche auch die allgemeinsten Hauptlinien der historischen Chronologie sich nicht einzuprägen vermögen und stets wieder im ungewissen darüber sind, ob Napoleon vor oder nach den Kreuzzügen gelebt hat; und so fort bis ins Unendliche. Bei alledem mag nun bisweilen etwas Bequemlichkeitssucht und etwas Eigensinn mit unterlaufen, Hauptsache bleibt doch immer die mangelhafte Fähigkeit, die Aufmerksamkeit so lange und so intensiv einem uninteressanten Gegenstande zuzuwenden, daß derselbe auch wirklich assimiliert,[1] assoziativ festgelegt und für späteren Gebrauch verfügbar gehalten wird. Übrigens trifft auch hier die Analogie mit den hysterischen Amnesien und Hypermnesien vollständig zu, in welchen sowohl die erstaunliche Zähigkeit wie die unbegreiflichen Lücken, Ungenauigkeiten und Verwechslungen des weiblichen Gedächtnisses wieder ihren Höhepunkt erreichen.

Der assoziative Vorstellungsverlauf.

In bezug auf die Unterschiede in den Formen des Vorstellungsverlaufs hatten einige Personen, auf deren Urteil ich Wert lege, den entschiedenen Eindruck, daß bei den Frauen die Kontiguitätsassoziation über die Ähnlichkeitsassoziation überwiege. Dieser Eindruck erfährt eine gewisse Bestätigung durch die Ergebnisse von Versuchen, welche Jastrow an 25 männlichen und 25 weiblichen Studenten anstellte, und welche in der Weise stattfanden, daß jeder Teilnehmer zu einem jeden von 10 sukzessiv vorgezeigten Wörtern das erste dadurch assoziierte Wort aufschrieb.[1] Es wurde nun bei einer

[1] Havelock Ellis, a. a. O., S. 168—170.

Versuchsreihe gefunden, „that while men favour associations by sound and from part to whole, women prefer associations from whole to part and from object to quality", bei einer zweiten, „that masculine preferences are probably for associations by sound, from whole to part, from object to activity, from activity to object and perhaps by natural kind, while feminine preferences are for associations from part to whole, object to quality, quality to object and miscellaneous". Wie man sieht, stimmen die Resultate der beiden Versuchsreihen keineswegs überall zusammen; es fällt jedoch auf, daß nach beiden die Frauen ausschließlich Kontiguitätsassoziationen bevorzugen, während dagegen zwei Formen der Ähnlichkeitsassoziation (Lautassoziationen und Assoziationen zwischen verwandten natürlichen Gattungen) häufiger bei den Männern auftreten. Trotzdem würde icb mit Rücksicht auf die geringe Anzahl der Versuchspersonen und den Mangel an durchgängiger Übereinstimmung in den Versuchsresultaten sowohl diese Experimente wie die oben erwähnte Ansicht überhaupt hier nicht besprechen, wenn nicht die letztere einerseits indirekt durch einige Ergebnisse der Hereditätsenquete bestätigt würde und andererseits mit diesen Ergebnissen zusammen sich aus anderen allgemeineren Unterschieden zwischen den Geschlechtern erklären ließe. Jene indirekte Bestätigung entnehme ich den Prozentsätzen in bezug auf die Fragen 34, 37 und 81 der Hereditätsenquete: die Gabe des Witzes, in welcher die Frauen zurückbleiben, setzt, da eben im Witze weit auseinanderliegende Vorstellungen auf Grund einer oft bloß abstrakten Ähnlichkeit zusammengedacht werden, ein Übergewicht der entsprechenden Assoziationsform voraus; während die ihnen umgekehrt häufiger zugeschriebene Weitschweifigkeit und Umständlichkeit (näher bestimmt als Nichtunterscheiden des Wesentlichen und Unwesentlichen) ebcn darauf be-

ruht, daß die räumlich und zeitlich verbundenen Elemente eines Ereignisses auch in der Erinnerung stets wieder ohne Wahl in den nämlichen Verbindungen sich aufdrängen. Und es dürfte schließlich die nämliche Gewohnheit des Denkens sein, welche der Tatsache zugrunde liegt, daß die Frauen auch die Vorstellung einer Person vorzugsweise mit denjenigen der ihr anhängenden persönlichen und sachlichen Beziehungen assoziieren, und sich demnach besser als die Männer in den Verwandtschafts- und Vermögensverhältnissen ihrer Bekannten bewandert zeigen. Inwiefern aber alle diese Erscheinungen vermutlich mit der allgemeinen Vorliebe der Frauen für das Konkrete und Ganze zusammenhängen, darauf kommen wir später (S. 171) ausführlicher zurück.

Die Phantasie. Endlich wäre über die weibliche Phantasie noch einiges zu bemerken. Da Emotionalität und Phantasie einander wechselseitig begünstigen, indem die Emotionellen mehr als andere das Bedürfnis empfinden, sich aus der rohen Wirklichkeit in eine schönere Traumwelt zu flüchten, und die Phantasiebegabten in ihren Träumen reichere Nahrung für ihre Gefühle finden als sonst, ist von vornherein eine lebhaftere Phantasie bei den Frauen zu erwarten; und diese Erwartung wird auch durch die vorliegenden Daten, soweit dieselben eben reichen, bestätigt. Was zuerst die Lebhaftigkeit, Klarheit und Deutlichkeit der Phantasievorstellungen anbelangt, hat schon in 1880 Galton[1] gefunden, daß mehr Frauen als Männer anläßlich der Frage, ob sie sich irgendeinen Gegenstand klar und deutlich vorstellen konnten, „declared that they habitually saw mental imagery, and that it was perfectly distinct to them and full of colour". Damit stimmt

[1] Mind, V, 1880, S. 302.

überein, daß nach einer von Sidgwick angestellten und sich über 17000 Personen erstreckenden Enquete[1] spontane Halluzinationen bei Frauen merklich häufiger als bei Männern vorkommen: ein Ergebnis, welches sich auch an verschiedenen Nationalitäten gesondert bestätigen ließ, indem die Prozentsätze der bejahenden Antworten sich für Engländer auf 7.3 bzw. 11.4, für Russen auf 10.2 bzw. 21.4 und für Brasilianer auf 23.0 bzw. 27.7 berechneten. Und was sodann die Beweglichkeit der Phantasievorstellungen, das Hervorrufen neuer Verbindungen innerhalb derselben betrifft, ergibt sich erstens aus der Schulenquete, daß die Aufsätze der Mädchen sich viel mehr als diejenigen der Knaben durch Reichtum der Phantasie auszeichnen (Fr. 40), und zweitens aus der Hereditätsenquete, daß die Frauen, während ihre sonstigen Erzähltalente bei denjenigen der Männer zurückstehen, dieselben im Erzählen selbsterfundener Geschichten weit überflügeln (Fr. 36). Mit diesen Ergebnissen stehen auch diejenigen der täglichen Erfahrung in durchgängiger Übereinstimmung. Ich weise vor allem auf die allgemein anerkannte größere Redefertigkeit der Frauen hin. Die Frauen lernen nicht nur in der Kindheit früher sprechen, sprechen zeitlebens mehr und werden im Alter später als die Männer einsilbig und wortkarg, sondern sie finden auch leichter und besser die passenden Worte, demzufolge denn, wie Havelock Ellis[2] bemerkt, Ärzte und Rechtsanwälte sich überall vorzugsweise an die Frauen richten, um genaue und deutliche Aufklärungen zu erhalten. Mit dieser Redefertigkeit hängt offenbar auch die starke Neigung der Frauen zusammen, sich bevorstehende wichtigere Unterredungen oder Auseinandersetzungen vorher in extenso auszumalen, also

[1] Havelock Ellis, a. a. O., S. 267—269. — [2] a. a. O., S. 176—177.

sich vorzustellen, was sie selbst sagen werden, was der andere antworten wird und so weiter ins Unendliche. Mit Recht wird durch Marion[1] darauf hingewiesen, daß die ausschweifende Phantasie der Frauen für sie viele und große Nachteile mit sich führt. „Elles ne sont que trop disposées à tout exagérer, leurs peines, leurs craintes et leurs espérances, par conséquent leurs déceptions. Voir les choses comme elles sont, tout simplement, ne pas se créer de chimères, prendre le temps comme il vient et l'argent pour ce qu'il vaut, ne rien compliquer, se dire qu'à chaque jour suffit sa peine, quelle disposition heureuse et enviable chez une femme!" Daß aber auch in bezug auf diese ausschweifende Phantasie die Hysterie wieder „la gigantessa della femminilità" zur Darstellung bringt, bedarf keiner ausführlichen Erörterung.

[1] a. a. O., S. 203—204.

Die Intelligenz.

Intelligenz im allgemeinen.

Was ist eigentlich „Intelligenz"? Diese Frage läßt sich nicht mit einem Worte beantworten. Aber sie muß beantwortet werden, wenn wir die andere Frage, wie es sich mit der weiblichen Intelligenz verhält, beantworten oder auch nur deutlich verstehen wollen.

Fragen wir zunächst etwas anderes: Woraus schließt man auf Intelligenz? Welche Tatsachen führt man an, wenn man beweisen will, daß einer intelligent oder nicht intelligent sei?

Auf diese Fragen läßt sich die Antwort schon leichter geben. Wir nennen einen Menschen intelligent, wenn wir gefunden haben, daß derselbe schneller oder besser als andere zu richtigen Einsichten gelangt, — mögen diese Einsichten nun theoretischer oder praktischer Natur sein, auf allgemeine oder auf besondere Verhältnisse sich beziehen, intuitiv ergriffen oder durch bewußte Schlußfolgerung gewonnen sein. Also: wenn einer in schwieriger Lage einen Ausweg findet, oder ein mathematisches Problem löst, oder einen Menschen auf den ersten Blick richtig taxiert, oder aus wenigen Symptomen eine ärztliche Diagnose stellt, oder zahlreiche unverbundene Tatsachen auf einen gemeinsamen Grund zurückführt, oder eine Maschine erfindet, oder durch geeignete Zusprache einen widerspenstigen Knaben zur Vernunft zu bringen, eine aufgeregte Volksmenge zu beruhigen weiß, oder in einer Diskussion den Gegner in die Enge treibt, so haben wir es überall mit Intelligenzleistungen zu tun; fragen wir aber, was alle diese Fälle

gemeinsam haben, so finden wir nichts anderes als eben dieses, daß die betreffende Person zu irgendwelchen Einsichten in bezug auf die Wahrheit eines Satzes oder die Zweckmäßigkeit eines Tuns gelangt ist, welche sich als richtig bewährt haben. Und sofern diese Einsichten solcherart sind, daß andere, welche über die nämlichen Daten wie jener verfügten, nicht zu denselben gelangt sein würden, wird man keinen Anstand nehmen, jenen ersteren im Vergleiche mit diesen letzteren als intelligenter zu bezeichnen.

Dieses leistet also die Intelligenz, aber was ist sie? Was gehört dazu: schneller oder besser als andere zu richtigen theoretischen oder praktischen Einsichten zu gelangen?

Orientieren wir uns, um auf diese Frage die Antwort zu finden, an irgendeinem einfachen Fall. Wir haben etwa einen Brief zu schreiben, worauf es ankommt, oder eine mathematische Aufgabe zu lösen, oder einen Reiseplan zu entwerfen: was gehört nun dazu, daß wir für jenen Brief die richtige Form finden, für die Lösung jener Aufgabe den richtigen Weg einschlagen, unsere Reise zweckmäßig einrichten? Zunächst müssen wir selbstverständlich über die nötigen Daten verfügen: wissen was wir schreiben wollen, einige mathematische Kenntnisse besitzen, eine gewisse Vorstellung haben von der Gegend, welche wir zu bereisen wünschen. Und zweitens müssen uns diese Daten auch wirklich vollständig zu Gebote stehen: wir müssen nicht, etwa infolge einer heftigen Gemütsbewegung oder eines starken Vorurteils, nur die eine Hälfte der uns bekannten Daten gegenwärtig haben und die andere unbeachtet lassen. Aber das ist nicht genug: bei gleicher Kenntnis der Daten und gleicher Besonnenheit wird der eine weit besseres herausbringen als der andere, eben darin zeigt sich der Unterschied der Intelligenz. Fragen wir nun jenen, wie

er zu seinem besseren Ergebnis gelangt ist, so wird er vielleicht nur sagen können, er habe über die Sache nachgedacht, es seien ihm verschiedene Möglichkeiten eingefallen, und daraus habe er diese gewählt. Aber in dieser einfachen Erklärung ist eigentlich die Antwort, welche wir suchten, bereits vollständig erhalten. Daß diesem Menschen gelungen ist, was anderen nicht oder weniger gut gelang, kann erstens darauf beruhen, daß er intensiver als die anderen über die Sache nachgedacht hat, daß er also mehr dafür interessiert, mehr mit Herz und Seele dabei war und sich demzufolge durch störende Eindrücke oder Vorstellungen nicht von derselben hat ablenken lassen. Es kann zweitens eine Folge davon sein, daß ihm zahlreichere und weiter auseinanderliegende Möglichkeiten eingefallen sind, daß also eine lebhaftere und beweglichere Phantasie ihm eine reichere Auswahl von Satzbildungen, Hilfskonstruktionen, Reiseeinteilungen zu Gebote stellte, als worüber jene verfügten. Und er kann drittens aus den sich darbietenden Möglichkeiten besser gewählt haben als die anderen; wodurch diese bessere Wahl ermöglicht wird, erfordert aber eine genauere Untersuchung. Offenbar kommt es dabei auf die Vollständigkeit und Genauigkeit an, mit welcher die Vor- und Nachteile jeder einzelnen Möglichkeit berücksichtigt werden; es ist aber nur in den allereinfachsten Fällen tunlich, die Vor- und Nachteile sämtlicher Möglichkeiten im Bewußtsein zusammenzuhalten und gegeneinander abzuwägen. Sobald die Sache etwas komplizierter wird, also mehrere Möglichkeiten, jede mit mehreren Vor- und Nachteilen, verglichen werden müssen, wird ein gleichzeitiges Übersehen derselben durch den beschränkten Umfang des Bewußtseinsfeldes ausgeschlossen, und kann eine sachgemäße Wahl nur durch die Mithilfe einer Sekundärfunktion der betreffenden Vorstellungen zustande kommen; in dem Sinne, daß diese Vorstellungen,

auch wenn sie bei der Überlegung zeitweilig unter die Schwelle des Bewußtseins herabgesunken sind, dennoch ihre psychische Wirksamkeit ungeschwächt oder nahezu ungeschwächt behaupten, und also bei der Entscheidung ihr volles Gewicht mit in die Schale werfen. Es ist nun leicht einzusehen, daß, je höhere Entwicklung bei einer Person die Sekundärfunktion erreicht, um so sicherer auch bei dieser Person die Vergleichung ausgedehnter Vorstellungskomplexe, von welchen nur ein Teil gleichzeitig im Bewußtsein Platz findet, erfolgen wird, und um so besser dieselbe also auch zwischen verschiedenen möglichen Lösungen einer vorliegenden Aufgabe wird wählen können. Aber auch in seinen zuerst besprochenen Stadien wird der intellektuelle Prozeß durch die Sekundärfunktion der Vorstellungen kräftig gestützt, und innerhalb weiter Grenzen erst möglich gemacht. Beim angespannten Nachdenken über irgendeine Aufgabe wird das Bewußtsein abwechselnd von den Vorstellungen verschiedener möglicher Lösungen ganz eingenommen; daß dabei die Gedanken nicht abschweifen, wird nur durch die starke Sekundärfunktion bewirkt, welche die aus dem Bewußtsein zurückgedrängte *Vorstellung der Aufgabe selbst* dauernd ausübt. Und die Phantasietätigkeit, welche dem Bewußtsein stets neue Lösungsmöglichkeiten vorführt, wird gleichfalls durch diese Sekundärfunktion getragen, indem ja die Vorstellung der zu lösenden Aufgabe zum Assoziationszentrum wird, welches geeignete Vorstellungen anzieht und ungeeignete nicht aufkommen läßt. Die intellektuellen Prozesse, von denen im bisherigen die Rede war, scheinen also, außer die nötigen Kenntnisse und die nötige Besonnenheit, hauptsächlich diese drei Dinge: ein starkes *Interesse*, eine bewegliche *Phantasie* und eine gehörige Entwicklung der *Sekundärfunktion*, vorauszusetzen. Nur diese drei sind als integrierende, im Denkprozesse selbst sich betätigende Faktoren der

Intelligenz zu betrachten, während die beiden anderen (Kenntnisse und Besonnenheit) vielmehr äußere Bedingungen darstellen, welche erfüllt sein müssen, um dem Denken das nötige Material zur Verfügung zu stellen; doch ist nicht zu vergessen, daß das Fehlen dieser Bedingungen, ebensowohl wie die ungenügende Entwickelung jener Faktoren, den Wert der herauskommenden Intelligenzleistungen beeinträchtigen kann.

Nicht wesentlich anders als in diesen einfachen Fällen verhält es sich nun aber mit allen anderen, auch mit den höchsten Leistungen des Intellekts. Zwischen jenen alltäglichen Denkprozessen einerseits und den Leistungen genialer Entdecker oder Erfinder andererseits besteht zwar ein unermeßlich großer, aber doch nur ein gradueller, kein prinzipieller Unterschied; und eben insofern wir diesen Geistern gleichen, können wir dieselben begreifen. Die Probleme, welche etwa der wissenschaftliche Forscher zu lösen hat, sind unvergleichbar wichtiger und schwieriger als diejenigen des Alltagslebens, die Forderungen, denen die Lösung genügen muß, zahlreicher und komplizierter; darum muß, wenn etwas erreicht werden soll, auch das Wissen umfassender, die Beherrschung desselben vollkommener, das Interesse intensiver und dauernder, die Phantasie reicher und lenkbarer, die Sekundärfunktion allseitiger und kräftiger sein; aber auch hier ist der „glückliche Einfall“, die Hypothese im weitesten Sinne des Wortes, das zentrale Ereignis; auch hier steht die Phantasietätigkeit, aus welcher die Hypothesen entspringen, unter der Führung der mächtig interessierenden und demzufolge stets in starker Sekundärfunktion verharrenden Vorstellung der zu lösenden Aufgabe; und auch hier beruht das Feingefühl, welches aus tausend durcheinanderspielenden Gedanken die zur Lösung tauglichen mit instinktiver Sicherheit herauszufinden weiß, auf der verwickelten Sekundärfunktion zahlloser Vorstellungen von

Tatsachen und Theorien, welche schließlich den Prüfstein für die Beurteilung der Zulässigkeit jeder versuchten Lösung abzugeben haben. In der Tat brauchen wir nur die Biographien bedeutender Forscher durchzusehen, um überall neben ausgedehnten und stets verfügbaren Kenntnissen jene drei Eigenschaften zurückzufinden: das starke Interesse, die Fähigkeit, sich Monate und Jahre hindurch in ein Problem zu verbeißen, — die bewegliche, nach Umständen mehr anschauliche oder mehr kombinatorische Phantasie, welche auf jede neue Tatsache und jedes neue Problem sofort mit Erklärungs- und Lösungsversuchen reagiert, — endlich die dauernde und geordnete Nachwirkung sämtlicher Erfahrungen, welche einer unermeßlichen Erweiterung des Bewußtseinsumfanges gleichkommt, und sogar dieser gegenüber noch den Vorteil hat, daß in jedem Augenblick von den verfügbaren Vorstellungen eben diejenigen in erhöhte Wirksamkeit treten, welche zu dem gerade fokussierten Problem irgendwie in Beziehung stehen. Und was sowohl von diesen höchsten als von den kleinen alltäglichen Intelligenzleistungen gilt, gilt auch von allen anderen, wobei irgendwie, für den Augenblick oder für die Zeit, für das Individuum oder für die Welt, für die Theorie oder für die Praxis, neue Einsichten erworben werden. Es gilt auch, aber nur mit einer wichtigen Modifikation, von den Leistungen des Künstlers. Indem nämlich hier der Wert des Geleisteten nicht von seinen Beziehungen zur erfahrbaren Wirklichkeit, sondern von seiner ästhetischen Wirkung abhängt, muß für die Forderung einer hochentwickelten Sekundärfunktion die andere einer ausgeprägten Empfindlichkeit für solche Wirkungen an die Stelle treten; mit dieser Empfindlichkeit müssen sich aber wieder starke Interessen und eine lebhafte Phantasie verbinden, wenn etwas Bedeutendes zustande kommen soll. Auch diese Erwar-

tungen werden durch die Ergebnisse biographischer Untersuchungen durchgängig bestätigt.

Wenn also die mehr oder weniger „genialen", auf höherem oder niedrigerem Niveau zu neuen richtigen Einsichten führenden Intelligenzleistungen eben diese drei Bedingungen: Interesse, Phantasie und Sekundärfunktion, und deren harmonisches Zusammen- und Ineinanderwirken voraussetzen[1], so lassen sich von hier aus auch die sonstigen Typen, welche sich beim Fehlen oder Zurückbleiben einzelner Bedingungen ergeben, unschwer verstehen. Fehlt das intensive Interesse, so kommen die verständigen Menschen heraus, welche viel wissen und richtig denken, treffliche Bemerkungen machen, gründlich kritisieren und debattieren, auch wohl eigene Ideen haben, aber dieselben nicht ausnutzen; die Menschen, über deren Unfruchtbarkeit ihre Bekannten sich fortwährend wundern, und von denen man schließlich sagt: wenn der nur gewollt hätte! Fehlt dagegen die Phantasie, so ergibt sich der Typus des fleißigen Gelehrten, der die ganze Literatur seiner Wissenschaft beherrscht, ausgezeichnete Lehrbücher und Kommentare schreibt, auch wohl durch sorgfältige Einzeluntersuchungen sich verdient macht, aber nirgends die gebahnten Wege verläßt (der „analyste" Paulhans[2]). Viel bedenklicher ist endlich das Fehlen einer allseitigen und geordneten Sekundärfunktion der Vorstellungen, da Personen mit starken wissenschaftlichen Interessen und lebhafter Phantasie, bei denen aber diese Sekundärfunktion zurückbleibt,

[1] Zu ähnlichen Ergebnissen gelangten u. a. Gerhardi, Das Wesen des Genies, Berlin 1897 („Leidenschaft, Phantasie, Urteilskraft": S. 6) und Petzoldt, Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung, Leipzig 1900 („Interesse, Phantasie, Urteilsfähigkeit": II, S. 23). — [2] Paulhan, Analystes et esprits synthétiques, Paris 1903.

häufig einen Schein von Genialität an sich haben, welcher unter Umständen weite Kreise blenden und auf falsche Pfade führen kann. Hier sind zwei Typen zu unterscheiden, je nachdem die Sekundärfunktion überhaupt unzureichend oder bloß einseitig entwickelt ist. Im ersteren Falle haben wir es mit *Inkohärenten* zu tun, welche ganz von gegenwärtigen Eindrücken und Einfällen eingenommen werden und auf Grund derselben heute diese, morgen eine andere Ansicht mit Überzeugung und Entschiedenheit, oft auch mit Geist und Scharfsinn verteidigen, ohne auch an naheliegende Schwierigkeiten nur im geringsten zu denken. Der andere Typus ist derjenige des *Systematikers*, welcher sich einem bestimmten, eigenen oder fremden Gedankenkomplex zu eigen gegeben hat und nur noch von hier aus die Dinge zu beurteilen vermag; bei dem also dieser Gedankenkomplex sehr stark sekundär funktioniert, während alles andere fast keine Nachwirkung erkennen läßt („esprits synthétiques“ von Paulhan). Die weitere Ausarbeitung dieser Typen und anderer, welche sich aus dem Wegfall mehrerer der genannten Eigenschaften ergeben, wie etwa derjenigen des *Grüblers* (Interesse ohne Phantasie und ohne Sekundärfunktion), des *Ideenflüchtigen* (Phantasie ohne Interesse und ohne Sekundärfunktion) und des *Gewohnheitsdenkers* (Sekundärfunktion ohne Interesse und ohne Phantasie), kann mit Fug dem Leser überlassen werden; hier ist nur noch zu bemerken, daß nach obigem der sprachliche Gegensatz zwischen „Verstand“ und „Oberflächlichkeit“ hauptsächlich auf das Maß der Sekundärfunktion, derjenige zwischen „Scharfsinn“ und „Dummheit“ dagegen eher auf die Intensität des Interesses und die Beweglichkeit der Phantasie hinzuweisen scheint.

Die weibliche Intelligenz. Damit wären also einige Gesichtspunkte gegeben, welche uns gestatten werden, bei der Untersuchung der Frage, ob und wie sich die weibliche Intelligenz von der männlichen unterscheidet, einigermaßen methodisch vorzugehen.

Bekanntlich ist diese Frage in den letzten Jahrzehnten sehr häufig diskutiert worden, fast immer in enger Verbindung mit der anderen, ob „die Frau“ sich für das höhere Studium eigne oder nicht. Nun ist diese letztere Frage, so formuliert, offenbar ungereimt, — genau so ungereimt, wie die andere, niemals aufgeworfene Frage, ob „der Mann“ sich für das höhere Studium eignet, es sein würde. „Der Mann“ und „die Frau“ stellen Durchschnittswerte vor, von welchen sich die wirklich gegebenen Exemplare beider Geschlechter nach oben und nach unten sehr weit entfernen können; und nur für diese wirklich gegebenen Exemplare hat die Frage, ob sie studieren sollen, überhaupt Sinn. Für sie, Männer oder Frauen, würde aber voraussichtlich die Antwort dahin lauten müssen, daß einige wohl, andere nicht sich für das Studium eignen; woraus ich schließen möchte, daß man den ersteren, auch wenn sie Frauen sind, den Zutritt zur Universität erleichtern, den letzteren, auch wenn sie Männer sind, diesen Zutritt erschweren sollte. Doch ist hier nicht der Ort, auf diese praktische Frage tiefer einzugehen; höchstens wird unsere theoretische Untersuchung zu einer Vermutung darüber, ob und warum die Anlage zum Studium sich bei den beiden Geschlechtern in ungleicher Häufigkeit vorfindet, führen können.

Aber auch wenn man sich auf rein theoretische Fragen beschränkt, wird das Problem von der weiblichen Intelligenz häufig nicht ganz richtig gestellt. Man scheint nämlich im allgemeinen vorauszusetzen (und man hat

es bisweilen ausdrücklich gesagt[1]), daß, wenn ein Unterschied zwischen der männlichen und der weiblichen Intelligenz vorliegen sollte, dies nur ein Rangunterschied sein könne, und man stellt demnach vielfach von Anfang an die Frage auf Superiorität, Gleichheit oder Inferiorität. Nun ist aber jene Voraussetzung, und damit auch diese Fragestellung, zweifellos falsch. Die Intelligenz ist nach obigem keine einfache, sondern eine zusammengesetzte Funktion, zu welcher mehrere einfache zusammenwirken müssen; es könnte wohl sein, daß von diesen einige bei den Frauen, andere bei den Männern eine höhere Entwicklung erreichten, und daß also zu einigen Leistungen die weibliche, zu anderen die männliche Intelligenz besser befähigt wäre. Zum Beispiel: das eine Geschlecht könnte, wieder nach obigem, etwa scharfsinniger, das andere aber verständiger sein; das würde gewiß eine äußerst wichtige Ungleichheit bedeuten, aber keineswegs ohne weiteres einen Rangunterschied. Bei der Deutung der einschlägigen Tatsachen werden wir die Möglichkeit, daß es sich in einer oder der anderen Weise so verhält, stets im Auge behalten und daher möglichst analytisch verfahren müssen; vor allem wollen wir aber über diese Tatsachen selbst eine Übersicht zu gewinnen versuchen.

Die Daten, auf welche wir für die Beurteilung des weiblichen Intellektes angewiesen sind, müssen als äußerst dürftig bezeichnet werden. Und zwar liegt die Sache so, daß diejenigen Daten, welche einigermaßen zur Exaktheit heranreichen (nämlich diejenigen, welche sich auf die an die Öffentlichkeit tretenden Leistungen der Frauen beziehen) mehrfacher Deutung zugänglich sind, während die anderen, welche sichere Schlußfolgerungen ermöglichen

---

[1] Schuyten, L'éducation de la femme, Paris 1908, S. 124—125.

würden (die Leistungen der Frauen im Privatleben), nur einer rohen Schätzung, kaum aber einer quantitativen Bestimmung sich unterziehen lassen. Wir wollen mit den ersteren anfangen, dabei aber vor übereilten Deutungen uns möglichst zu hüten versuchen.

Die Leistungen der Frauen in der Wissenschaft: die Tatsachen.

Die Geschichte lehrt, daß die Genies, die großen Neuschaffer auf wissenschaftlichem, technischem und künstlerischem Gebiete, sehr viel häufiger unter den Männern als unter den Frauen vorkommen. Das ist einfach eine Tatsache, zu deren Bestätigung die Durchsicht eines beliebigen biographischen oder Konversationslexikons, oder auch ein Blick in das Namenregister eines Buches über die Geschichte einer beliebigen Wissenschaft oder Kunst ausreicht; wünscht man Zahlen, so mag daran erinnert werden, daß Mantegazza in biographischen Wörterbüchern nur vier bis acht Prozent weibliche Namen fand[1], oder daß nach Bourdet auf 54000 Erfindungspatente nur sechs von Frauen gelöst wurden.[2] Und in der Tat läßt sich, wie der erstere bemerkt, keine einzige große Entdeckung oder Erfindung namhaft machen, welche von Frauen ausgegangen wäre. Diesem historischen Tatbestande gegenüber nützt es wenig, stets wieder Namen von Frauen zusammenzutragen, welche sich auf verschiedenen Gebieten mehr oder weniger verdient gemacht haben: die Frage ist eben, wie sich die Anzahl derselben zu derjenigen der gleichbefähigten Männer verhält. Wie in der Einleitung (S. 7—10) bemerkt wurde, haben wir es in den psychischen Geschlechtsunterschieden immer nur mit statistischen Unterschieden zu tun; wenn also behauptet wird, daß auf einem bestimmten Gebiete,

[1] Mantegazza, a. a. O., S. 379. — [2] Marion, a. a. O., S. 206.

z. B. demjenigen der Befähigung zur wissenschaftlichen Arbeit, die Frauen bei den Männern zurückstehen, so will das nicht sagen, daß keine Frau, und ebensowenig, daß jeder Mann zu wissenschaftlicher Arbeit befähigt sei, sondern nur, daß die Zahl der Befähigten und das Maß der durchschnittlichen Befähigung bei den Männern größer sei als bei den Frauen. Gewiß haben eine Sophie Germain und eine Sonja Kowalewsky mehr von der Mathematik verstanden und mehr in der Mathematik geleistet als die übergroße Mehrzahl der Männer; wahrscheinlich sind sie auch besser als die meisten Männer zur Mathematik befähigt gewesen; die Frage ist aber, ob es nicht viel mehr Männer als Frauen gegeben hat, welche diesen Grad der Befähigung besessen haben. *Man soll eben nicht die genialsten Frauen mit dem Durchschnittsmanne, sondern entweder die genialsten Frauen mit den genialsten Männern, oder die Durchschnittsfrau mit dem Durchschnittsmann vergleichen*: dann findet man aber, daß sich einem Newton, einem Gauß, einem Helmholtz keine, und der Gesamtheit der um die Mathematik verdienten Männer eine viel geringere Anzahl von um die Mathemathik verdienten Frauen zur Seite stellen lassen. Und genau so verhält es sich in bezug auf die anderen Wissenschaften und Künste. — Stehen also die Tatsachen fest, so verursacht die Deutungsfrage erheblich größere Schwierigkeiten. Es haben nämlich die Verteidiger einer natürlichen Gleichheit zwischen den Geschlechtern mit vollstem Rechte darauf hingewiesen, daß in mehrfacher Hinsicht die gesellschaftlichen Verhältnisse einer höheren Ausbildung der weiblichen Intelligenz entschieden ungünstig sind. Schon die Jugenderziehung und der Schulunterricht ist bei den Mädchen viel weniger als bei den Knaben darauf angelegt, wissenschaftliche Neigungen zu entwickeln oder eine wissenschaftliche Denkweise zu fördern; statt in die Tiefe zu gehen, hält man sich mög-

lichst auf der Oberfläche, und legt mehr Wert auf ästhetische und Gemütsbildung, vielleicht selbst auf die Erlernung bloßer Anstandsformen, als auf die Pflege des Verstandes. Ist das Mädchen einmal erwachsen, so fand es bis vor kurzem, und findet zum Teil noch, die Türen der höheren Lehranstalten für sich geschlossen; und da außerdem zu den meisten Ämtern, für deren Erfüllung das akademische Studium Bedingung ist, nur die Männer Zutritt haben, entfällt bei den Frauen eines der wichtigsten Motive, welche jene zur geistigen Arbeit antreiben. Kommen dann schließlich die noch immer nicht ausgestorbenen Vorurteile gegen die „gelehrte Frau" hinzu, welche jedenfalls die gesellschaftliche Stellung der studierenden Jungfrau nicht behaglicher machen und vielleicht selbst ihre Aussichten auf eine glückliche Heirat entschieden herabsetzen, so wäre es auch bei vollständiger Gleichheit der ursprünglichen Anlage kaum weniger als ein Wunder zu nennen, wenn die Frauen es in der Wissenschaft dem anderen Geschlechte gleichgemacht hätten. Jedenfalls darf, wie eine geistreiche Landsmännin es ausdrückt, aus dem geringeren Werte ihrer bisherigen Leistungen ebensowenig auf ihre geringere Befähigung geschlossen werden, als man bei einem Wettlauf, an dem sich tausend Knaben und ein Mädchen beteiligen, welches letztere außerdem noch durch seine unpraktische Kleidung am Laufen gehindert würde, aus dem Siege eines der ersteren auf die physische Superiorität seines Geschlechtes schließen dürfte.[1]

Das ist alles sehr richtig und beweist jedenfalls, daß die Sache nicht so einfach ist, als man vielfach geglaubt hat. Um die angedeuteten Fehlerquellen zu vermeiden, werden wir also, statt die Leistungen von Männern und

[1] Frau Rutgers-Hoitsema (Treub und Winkler, De vrouw en de studie, Haarlem 1898, S. 99).

Frauen überhaupt zu untersuchen, uns nach besonderen Gruppen von Männern und Frauen umsehen müssen, für welche *die Ungleichheit der äußeren Umstände in viel geringerem Grade oder überhaupt nicht vorlag*. Solche Gruppen sind in der Tat unschwer zu finden. Es hat Zeiten und Kreise gegeben, innerhalb welcher weder die Erziehung noch die Tradition einer höheren und höchsten Ausbildung der Frauen im Wege stand, wie etwa die Renaissance in Italien[1], dennoch waren auch die hervorragenden Persönlichkeiten dieser Zeiten nahezu ausschließlich Männer, und sind Frauen fast nur durch ihre Beziehungen zu diesen Männern bekannt geworden. Ähnlich lagen überall die Verhältnisse in den Klöstern. Wie Ellen Key bemerkt[2], haben diese seit mehr als tausend Jahren durch ganz Europa die Frauen aus den beengenden Familienbanden befreit; in allen Jahrhunderten sind es eben die begabtesten und höchstgebildeten Frauen gewesen, welche sich aus dem Kampfe des Lebens in die klösterliche Abgeschiedenheit retteten; kein Vorurteil hinderte sie, sich den gelehrten Studien, der Kunst oder der Literatur zu widmen; aber mit sehr wenigen Ausnahmen sind es auch hier wieder ausschließlich Männer gewesen, welche sich in diesen Beschäftigungen einen Namen erworben haben. — Des weiteren wäre daran zu erinnern, daß es *ganze Zweige der Kunst, der Technik, selbst der Wissenschaft* gibt, in bezug auf welche die Verhältnisse für die Frauen

---

[1] „Vor allem ist die Bildung des Weibes in den höchsten Ständen wesentlich dieselbe wie beim Manne. Es erregt den Italienern der Renaissance nicht das geringste Bedenken, den literarischen und selbst den philologischen Unterricht auf Töchter und Söhne gleichmäßig wirken zu lassen" (Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, II[10], Leipzig 1908). — [2] Ellen Key, De misbruikte krachten der vrouw, Amsterdam 1898, S. 11.

gewiß nicht weniger günstig, vielleicht sogar günstiger lagen und liegen als für die Männer, während dennoch auch hier wieder die meisten und tüchtigsten Leistungen unbestritten von diesen letzteren herrühren. Man denke an die Malerei, die Musik, die Dichtkunst: zu allen Zeiten haben dieselben in der Mädchenerziehung eine weit größere Rolle gespielt als in derjenigen der Knaben; in den wohlhabenden Kreisen verfügen auch später die Frauen über viel mehr Zeit dafür als die Männer, und finden sich auch tatsächlich viel mehr Frauen als Männer, welche sich dauernd damit beschäftigen; dennoch sind die größten Maler, die größten Komponisten, die größten Dichter sämtlich Männer, und haben die Frauen, wie Rubinstein treffend bemerkt[1], es selbst nicht zu einem hervorragenden Liebesduett oder Wiegenlied bringen können. Auch die Religion wäre in diesem Zusammenhang zu nennen: es ist wohl sicher, daß dieselbe im Leben der Frauen viel mehr bedeutet als im Leben der Männer, dennoch ist keine der großen Religionsgenossenschaften, und sind von 600 bekannten religiösen Sekten nicht mehr als 7 von Frauen gestiftet[2] worden; auch hat kaum eine der berühmten Erbauungsschriften älterer oder neuerer Zeit eine Frau zum Verfasser. Ebenso verhält es sich mit Neuleistungen in einigen technischen Gebieten, welche seit unvordenklichen Zeiten fast ausschließlich den Frauen überlassen worden sind, wie die Kochkunst, die Geburtshilfe und vor allem die Erziehung: die besten Namen gehören auch hier Männern an. Und endlich gibt es noch Kreise, wo die Verhältnisse für die beiden Geschlechter nicht gleich günstig, sondern gleich ungünstig liegen, nämlich die ärmeren und ärmsten Gesellschaftsklassen. Hier werden Männer so wenig wie Frauen durch ihre Erziehung zu höheren Intelligenz-

[1] Havelock Ellis, a. a. O., S. 320. — [2] Havelock Ellis, a. a. O., S. 190.

leistungen vorbereitet, sondern haben (und hatten ganz besonders in früheren Zeiten) beide von Jugend an für die Beschaffung des täglichen Brotes mitzuarbeiten; trotzdem sind dem Volke viele männliche, dagegen nur sehr wenige weibliche Genies entsprossen. Alle diese Tatsachen legen die Folgerung nahe, daß die Seltenheit des Genies beim weiblichen Geschlecht nicht ausschließlich oder hauptsächlich auf der Ungunst der Verhältnisse, sondern vielmehr wesentlich, in einer oder der anderen Weise, auf der besonderen Natur der weiblichen Psyche beruht.

Trotzdem wäre es aber auch jetzt noch übereilt, aus den angeführten Tatsachen ohne weiteres auf die durchschnittliche intellektuelle Inferiorität des weiblichen Geschlechtes schließen zu wollen. Es könnte nämlich sein, daß, wie die höchsten, so auch die niedrigsten Formen des Intellekts bei den Frauen viel seltener vorkämen als bei den Männern, und daß also das Maß derselben durchschnittlich bei beiden Geschlechtern gleich, nur bei den Männern weniger gleichmäßig als bei den Frauen verteilt wäre. In der Tat hat man, um diese Ansicht zu stützen, einerseits auf die größere Variabilität des männlichen Geschlechts in somatischer Hinsicht hingewiesen[1], und andererseits betont, daß Frauen aus dem Volke häufig einen expressiveren Gesichtsausdruck haben und vernünftiger reden als die Männer, was man dann wieder daraus hat erklären wollen, daß die Arbeit der Männer in den unteren Kreisen weniger, in den höheren dagegen mehr den Geist bildet als diejenige der Frauen.[2] Mit alledem stimmt dann sehr schön zusammen, daß

[1] H. Lange, Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau, Berlin s. a., S. 11; Campbell, Differences in the Nervous Organisation of Man and Woman, London 1891, S. 173—174. — [2] C. v. Tussenbroek, Over de aequivalentie van man en vrouw, Amsterdam 1898, S. 6—8.

Idiotie etwas häufiger unter Männern als unter Frauen vorkommt (nach Mitchell im Verhältnis von 100 : 79, womit die Ergebnisse einer preußischen Statistik von 1880 : 9809 männliche und 7827 weibliche Idioten, fast vollständig übereinstimmen[1]). Allerdings ist dieser Unterschied, demjenigen an der anderen Seite der Skala gegenüber, verschwindend gering, und würden wir, selbst wenn es sich anders verhielte, dadurch der Mühe nicht enthoben sein, für die beiderseitigen Differenzen eine psychologische Erklärung zu suchen. Doch wird es, angesichts der erwähnten Tatsachen und Vermutungen, doppelt nötig sein, neben den höchsten und niedrigsten auch die mittleren Intelligenzstufen zu berücksichtigen, und womöglich exakte Daten in bezug auf dieselben zu gewinnen.

Solche exakte Daten sind aber zurzeit nur noch in den dürftigsten Umrissen zu haben. Es kommen dafür zuerst die früher (S. 92—93) bereits besprochenen Prüfungen der Assoziationstätigkeit in Betracht, deren Ergebnisse man nicht nur in bezug auf die Assoziationsformen verglichen, sondern auch für die Bestimmung des Grades der Ursprünglichkeit bei den beiden Geschlechtern zu verwenden versucht hat. Doch stimmen die Resultate der verschiedenen Untersuchungen weder vollständig überein, noch ist die Art und Weise, wie dieselben zu deuten sind, durchgängig sicher. Jastrow[2] fand, daß von 25 männlichen und 25 weiblichen Studenten, welche aufgefordert waren, möglichst schnell hundert Wörter niederzuschreiben, die ersteren zusammen 1375, die letzteren dagegen nur 1123 verschiedene Wörter zu-

[1] Campbell, a. a. O., S. 132. — [2] Jastrow, A Study in Mental Statistics (New Review, Dec. 1891), A Statistical Study of Memory and Association (Educat. Rev., Dec. 1891); zitiert nach Havelock Ellis, a. a. O., S. 166—170.

sammenbrachten; sodann, daß die Männer in 29.8%, die Frauen dagegen nur in 20.8% der Fälle Wörter verwendeten, welche überhaupt nicht mehr als einmal vorkamen. Diese Versuche sind dann zweimal von Miß Calkins mit weiblichen Studierenden an Wellesley College wiederholt worden: das erste Mal mit sehr abweichenden Resultaten, zugleich aber nach einer keineswegs einwandfreien, und auf jeden Fall alle Vergleichung ausschließenden Methode[1]; das zweite Mal genau so wie Jastrow, mit Resultaten, welche sich den seinigen annäherten, aber doch noch immer merklich geringere Unterschiede zwischen den Geschlechtern ergaben, als er gefunden hatte.[2] Andererseits wurden die Ergebnisse Jastrows bestätigt durch eine Prüfung mehrerer tausend angehender Schulkinder in Berlin, nach welcher die Kenntnis der einfacheren und mehr verbreiteten Vorstellungen bei den Mädchen, diejenige der schwierigeren, mehr speziellen und exzeptionellen Vorstellungen bei den Knaben überwog[3]; sowie durch eine Untersuchung Minots[4], welcher zahlreiche Personen aufforderte, zehn beliebige geometrische Figuren auf eine Karte zu zeichnen, und dabei fand, daß bei den Männern die Verschiedenheit in den eingelieferten Arbeiten viel größer war und Wiederholungen merklich seltener vorkamen als bei den Frauen. Alles in allem scheinen diese Untersuchungen übereinstimmend darauf hinzuweisen, daß die Frauen, bei experimentellen Prüfungen besagter Art, mehr

---

[1] Psych. Rev. II, 1895, S. 363; vgl. Jastrow, Community of Ideas of Men and Women (Psych. Rev. III, 1896, S. 168). — [2] Calkins, Community of Ideas of Men and Women (Psych. Rev. III, 1896, S. 426). — [3] Berlin. Städtisches Jahrbuch 1870; zitiert nach Havelock Ellis, a. a. O., S. 170—171. — [4] C. S. Minot, Second Report on Experimental Psychology: Upon the Diagram Tests (Proc. Amer. Soc. for Psych. Res. I, 1889); zitiert nach Havelock Ellis, a. a. O., S. 171.

Einförmigkeit des Vorstellungsverlaufs bekunden, weniger leicht auf Vorstellungen geraten, welche etwas abseits vom Wege liegen, als die Männer. Und darin könnte man dann einen Beweis finden, daß die Frauen auch im kleinen, sowie nach dem Vorhergehenden im großen, an Originalität bei den Männern zurückstehen.

Diesem vorläufigen Resultate wurde nun durch die späteren Versuche Helen Bradford Thompsons[1] nur wenig Neues hinzugefügt. Bei diesen Versuchen wurden 25 Männern und 25 Frauen (Studierenden an der Universität Chicago) fünf Aufgaben vorgelegt, und die Zeiten, welche sie zur Lösung derselben brauchten, gemessen. Daß diese Zeiten für den Scharfsinn oder die Urteilsfähigkeit der betreffenden Personen nur ein sehr rohes Maß abzugeben vermögen, wird durch die Verfasserin anerkannt; trotzdem und trotz mehrerer nahcliegender Fehlerquellen (ungleiche Vorbereitung, verschiedene Richtung des Interesses) enthalten die Resultate nicht unwichtige Fingerzeige für die Bestimmung der intellektuellen Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Bei der Lösung der ersten Aufgabe (von 15 nach Fig. 2 geordneten Streichhölzern drei fortzunehmen, in solcher Weise, daß die übrigbleibenden drei vollständige Quadrate bilden) zeigten sich nämlich die Frauen weitaus überlegen (mittlere Lösungszeit 5.1 gegenüber 10.6 Minuten); bei derjenigen der zweiten (wie schnell schwimmt ein Mann in ruhigem Wasser, wenn er in einem Fluß, dessen Stromschnelligkeit eine Meile pro Stunde beträgt, dreimal so schnell stromabwärts als stromaufwärts schwimmt?) war



Fig. 2.

[1] H. B. Thompson, a. a. O., S. 114—126.

der Unterschied gering (m. Lz. 24.4 Min. für die Männer, 24.9 Min. für die Frauen); in bezug auf dic drei übrigen Aufgaben aber (acht Figuren so über die Felder eines Schachbretts zu verteilen, daß nirgends zwei auf derselben vertikalen, horizontalen oder diagonalen Felderreihe stehen; die Wirkungsweise einer gegebenen Versuchseinrichtung zu erklären; das Holzmodell eines Schlosses als solches zu erkennen und zu erklären) waren die Männer entschieden im Vorteil (m. Lz. 40.4, 24.3 und 13.0, gegenüber 54.4, 28.1 und 22.0 Min.). Nun kam es für die Lösung der ersten Aufgabe, wie die Verfasserin richtig bemerkt[1], hauptsächlich auf die Geschicklichkeit in der Behandlung und Umwandlung einer Gesichtswahrnehmung an; während die zweite ein mathematisches Problem enthält, welches nach bestimmten, auf der Schule gelernten Methoden sich lösen läßt. Die Superiorität der Frauen in bezug auf jene erste Aufgabe beweist demnach ausschließlich oder nahezu ausschließlich die früher (S. 94—96) schon festgestellte größere Beweglichkeit und Anschaulichkeit ihrer Phantasie; und der geringc Unterschied in bezug auf die zweite berechtigt nur zum Schluß, daß die Angehörigen beider Geschlechter in der Schule mit gleich gutem Erfolg Arithmetik und Algebra studiert haben. Ganz anders liegt die Sache bei den drei letzteren Aufgaben: für die Lösung dcrselben genügt weder das freie Spiel der Phantasie noch die sichere Handhabung bekannter Methoden, sondern sic erfordert, wenn auch nur im bescheidensten Maße, jenes Zusammenwirken mehrerer Faktoren, welches wir oben als geniale Geistestätigkcit im weitesten Sinne des Wortes bezeichnet haben. Daß dieses Zusammenwirken, wenigstens unter dcn besonderen Bedingungen experimentell-psychologischer Untersuchungen,

[1] a. a. O., S. 115—116.

bei den Frauen seltener vorkommt als bei den Männern, darf demnach wohl als durch die Thompsonschen Resultate, soweit sie reichen, aufs neue bestätigt gelten. Was die vermutliche Ursache dieses Unterschiedes anbelangt, ist vielleicht nicht ohne Interesse, was Miß Thompson in bezug auf die dritte Aufgabe bemerkt: „Die meisten Frauen legten große Abneigung gegen derartige Aufgaben an den Tag, weil sie so uninteressant seien. Viele interessierten sich so wenig dafür, daß sie sich auch wenig Mühe gaben. Ob die Männer die Aufgabe ebenso uninteressant fanden, sich aber trotzdem zur Lösung derselben verpflichtet fühlten, oder ob ihnen die Aufgabe wirklich mehr Interesse abgewann als den Frauen, ist schwer zu sagen. Aus freiwilligen Äußerungen der Männer ließe sich auf das letztere schließen, aber dann tritt uns wieder die Frage entgegen: warum hat ein solches Problem mehr Interesse für Männer als für Frauen? Der Versuch weist uns vielleicht darauf hin, daß die Männer ein größeres Interesse an einem Problem haben als Problem an sich, ganz abgesehen von der eventuellen Nützlichkeit desselben oder seiner weiteren Anwendung."[1] Auf die Frage, ob es sich wirklich so oder anders verhält, kommen wir später zurück.

Wichtiger für die vorliegende Frage als die experimentellen sind bis auf weiteres die aus Enqueten gewonnenen Resultate. Bis auf weiteres: denn prinzipiell ist gewiß das psychologische Experiment einer viel feineren Ausbildung fähig als das Enqueteverfahren; einmal wird es sicher die Möglichkeit schaffen, die konstitutiven Bestandteile der Intelligenz, jeden für sich, viel genauer zu bestimmen, als auf anderen Wegen geschehen kann, und dann wird die Sachlage eine andere geworden sein. Die bis jetzt zur Anwendung gelangten experimentellen Methoden aber bieten keine oder fast keine Handhabe für

[1] a. a. O., S. 121.

die Analyse; außerdem sind sie bloß auf das Zustandekommen einzelner intellektuellen Leistungen gerichtet, deren besseres oder schlechteres Gelingen sich oft in mehrfacher Weise deuten läßt; und schließlich erstrecken sie sich gewöhnlich auf viel zu wenig Personen, um sichere Schlüsse zu ermöglichen. Unter solchen Umständen hat sich, wie so oft in dem Kindesalter einer Wissenschaft, die gröbere Methode als die vorläufig ergiebigere erwiesen. Durch Enqueten läßt sich leicht und schnell ein großes Untersuchungsmaterial zusammenbringen; die Fragen lassen sich so wählen, daß in der Antwort nicht ein Urteil über einzelne Leistungen, sondern ein auf viele Leistungen aufgebauter Gesamteindruck zur Äußerung gelangt; während doch zugleich eine Spezialisierung dieses Gesamteindrucks nach verschiedenen Seiten oder Richtungen der intellektuellen Begabung wenigstens angestrebt werden kann. Allerdings sind wir auch hier noch erst in den Anfängen.

Von vorliegenden Enqueteuntersuchungen, welche geeignet erscheinen, auf die intellektuellen Unterschiede zwischen Männern und Frauen vom Durchschnittstypus einiges Licht zu werfen, kommen nun vor allem diejenigen in Betracht, welche sich auf die Resultate des akademischen Studiums bei den Angehörigen beider Geschlechter beziehen. Dieselben sind besonders dadurch anderen gegenüber im Vorteil, daß sie sich auf ein möglichst gleichartiges, mit keinen anderen als den eben in Untersuchung stehenden Unterschieden behaftetes Material beziehen: die männlichen und die weiblichen Studenten sind im großen und ganzen den nämlichen Gesellschaftskreisen entsprossen, haben die nämliche Vorbildung genossen, stehen in dem nämlichen Lebensalter, beschäftigen sich in der nämlichen Weise und haben für ihre Studien in gleichem Maße ihre Zeit verfügbar: kurz, es besteht zwischen denselben kaum

ein anderer durchgängiger Unterschied als eben dieser, daß die einen Männer und die anderen Frauen sind. Etwaige sich darbietende Unterschiede in der intellektuellen Befähigung werden demzufolge hier, mit viel größerer Wahrscheinlichkeit als bei anderen Untersuchungen, als Korrelata des Geschlechtsunterschiedes, und nur als solche, zu deuten sein. Allerdings wird man, solange das Frauenstudium noch in seinen Anfängen steht, auf gewisse Fehlerquellen Rücksicht nehmen müssen: einmal auf die geringere, also auch dem Zufall einen größeren Einfluß gestattende Anzahl der weiblichen Studierenden; sodann auf den Umstand, daß diese, sowohl was ihr Interesse als was ihre Befähigung für wissenschaftliche Arbeit anbelangt, vorläufig in viel höherem Maße als ihre männlichen Kommilitonen ein Élitekorps bilden; endlich auf die im Übergangsstadium unvermeidlichen Vorurteile für und wider bei den Berichterstattern. Doch müssen die hieraus entspringenden Nachteile sich naturgemäß mit jedem Jahre verringern; und wo (wie hierzulande) bereits ein Siebentel der gesamten Studentenschaft dem weiblichen Geschlechte angehört, dürften sie kaum mehr merkliche Störungen verursachen. Auf jeden Fall aber werden wir sorgfältig nachzusehen haben, was die betreffenden Untersuchungen uns lehren können.

Eine erste hierhergehörige Arbeit ist diejenige Kirchhoffs, welcher an zahlreiche deutsche Universitätsprofessoren, Lehrer an Mädchenschulen und Schriftsteller die Frage gestellt hat, „ob sie die Frau zum akademischen Studium für befähigt resp. berechtigt hielten“, und auf diese Frage 122 mehr oder weniger ausführliche Antworten erhielt, welche er dann, durch einige Berichte über die Zustände in anderen Ländern ergänzt, in Buchform herausgegeben hat.[1] Da die betreffende Untersuchung

[1] A. Kirchhoff, Die akademische Frau, Berlin 1897.

bereits von 1896 datiert, wird man bei der Deutung ihrer Ergebnisse in ganz besonderem Maße auf die oben erwähnten Fehlerquellen Bedacht nehmen müssen; in der Tat erklären mehrere von den Berichterstattern, ihr Urteil bloß auf vereinzelte Erfahrungen stützen zu können, und lassen sich auch hier und da die Zeichen einer für die Objektivität des Urteils gefährlichen gemütlichen Parteinahme schwerlich verkennen. Dennoch verdienen diese Ergebnisse, mit Rücksicht auf die Anzahl und die wissenschaftliche Bedeutung der beteiligten Personen, sorgfältige Beachtung. Dabei stellt sich dann heraus, daß in bezug auf die allgemeine Frage nach dem Maße der weiblichen Intelligenz denselben wenig zu entnehmen ist, da in den meisten Antworten diese theoretische in enger Verknüpfung mit den praktischen Fragen nach der Berechtigung und den sozialen Folgen des Frauenstudiums besprochen wurde; nur soviel läßt sich sagen, daß die Befähigung zum akademischen Studium den Frauen nur von wenigen unbedingt zu- oder abgesprochen, von den meisten aber mit verschiedenartigen Einschränkungen (in bezug auf Fach, Unterrichtsmethode, spätere Leistungen usw.) zugeschrieben wird. Interessanter sind die durch die gesamten Gutachten zerstreuten Aussprüche und Bemerkungen über besondere Vorzüge und Mängel, welche die Berichterstatter bei den weiblichen im Vergleiche mit den männlichen Studierenden häufig gefunden haben. Leider eignen sich diese Angaben nur mangelhaft für eine zahlenmäßige Darstellung, da jeder, in Ermangelung scharf formulierter Fragen, in seinen eigenen Worten mitteilt, was ihm eben einfällt; demzufolge dann weder aus der Nichterwähnung eines beliebigen Unterschiedes auf das Fehlen einer daraufbezüglichen bestimmten Meinung geschlossen werden darf, noch auch verschiedene, ähnlich aber nicht ganz gleich lautende Aussprüche sich immer mit Sicher-

heit als gleichbedeutend zusammenstellen lassen. Dennoch dürfte folgende von mir zusammengestellte kleine Tabelle, welche die Frequenz angibt, in welcher bestimmte Eigenschaften von den verschiedenen Referenten in unzweideutiger Weise den Frauen zu- bzw. abgesprochen werden, wenigstens über die Richtung, in welcher wir die intellektuellen Geschlechtsunterschiede zu suchen haben, einigermaßen orientieren:

Tabelle 9.

	zugesprochen	abgesprochen
Fleiß, Pflichteifer	17	0
Beobachtungsgabe	3	1
Schnelle Auffassung, Lernfähigkeit	10	2
Sichere Handhabung wissenschaftlicher Methoden	0	3
Selbständigkeit im Denken	0	6
Gefühlsfreies Funktionieren des Verstandes	0	12
Streng logisches Denken	1	5
Abstraktionsvermögen	1	8
Eigene wissenschaftliche Leistungen	2	15

Dieses Resultat erfährt dann noch eine weitere, sehr erwünschte Bestätigung durch eine zweite Enquete, welche von der Redaktion der französischen Zeitschrift „La Revue“ im Jahre 1903 veranstaltet wurde.[1] Die betreffende Redaktion erbat sich von den bekanntesten Professoren, sowie von den Rektoren der wichtigsten Universitäten Europas, nebst ihrer Meinung in bezug auf die gemischte Erziehung der Geschlechter an den Universitäten, Mitteilungen über die Resultate des akademischen Frauenstudiums, sei es nach den Prüfungen,

[1] La coéducation des sexes et leurs résultats pour la femme. La Revue 1903, S. 545 – 570.

sei es nach den späteren Leistungen im praktischen Leben. Die eingelaufenen Antworten (30 an der Zahl) beweisen zuerst, daß das Frauenstudium unter den befragten Personen keinen einzigen Gegner, dagegen zahlreiche eifrige Befürworter hat; aber sie beweisen auch, daß diese Personen der wissenschaftlichen Befähigung der Frauen die nämlichen Grenzen stellen, wie die von Kirchhoff zu Rate gezogenen deutschen Professoren. Das Gesamtresultat der vorliegenden Enquete läßt sich nämlich, sofern es sich auf die Leistungen der weiblichen Studenten bezieht, in den Worten des Fragestellers folgenderweise zusammenfassen: „De toutes parts, on célèbre leur application, leur conscience et leur zèle. Elles ont un sentiment du devoir plus développé que les jeunes gens, et n'étant pas comme eux distraites par les sports et les plaisirs, elles consacrent aux études tout leur temps et toute leur passion. Ces efforts sont-ils récompensés? Cela dépend. Les examinateurs se plaisent à reconnaître que les femmes passent des examens aussi satisfaisants que la moyenne de leurs concurrents masculins, et que parfois même elles sont très-supérieures à cette moyenne. Mais, en général, — et cette observation se rencontre trop souvent pour être négligeable — si elles montrent plus de mémoire et des connaissances plus sérieuses, plus complètes et plus précises que les hommes, en revanche, elles manquent d'indépendance et de profondeur dans la pensée. Elles sont plus réceptives que créatrices. Leurs qualités seraient plutôt négatives."[1] Also in allen wesentlichen Stücken das nämliche Resultat wie die ältere Untersuchung!

Trotz dieser schönen Übereinstimmung haben mich nun aber die Ergebnisse der beiden besprochenen Enqueten nicht vollständig befriedigen können. Was ich

---

[1] a. a. O., S. 569—570.

an denselben vermißte, war, wie oben schon bemerkt wurde, hauptsächlich die ins Einzelne gehende Fragestellung, ohne welche man niemals sicher sein kann, daß die Berichterstatter das Problem auch von den nämlichen Seiten ins Auge gefaßt, und also exakt vergleichbare Antworten gegeben haben. Um diesem Mangel abzuhelfen, habe ich nun noch eine dritte Enquete angestellt, welche darauf ausging, die Erfahrungen zu sammeln, welche Universitätslehrer in bezug auf spezielle für das Studium wichtige Eigenschaften von männlichen und weiblichen Studierenden gewonnen hatten. Ich beschränkte mich bei dieser Untersuchung auf die Niederlande; erstens weil von den ausländischen, besonders deutschen Professoren viele bereits anläßlich der früheren Enqueten ihre Meinung geäußert hatten; zweitens aber auch, weil mir eben die hiesigen Zustände für eine fruchtbare Untersuchung sich besonders zu eignen schienen. Denn einmal haben von jeher unsere Universitäten den Frauen unter gleichen Bedingungen wie den Männern offengestanden, demzufolge das Studium der Frauen ganz allmählich, ohne je einen eigentlichen Streit zu veranlassen, sich einbürgern konnte; sodann ist die Anzahl der weiblichen Studierenden eine verhältnismäßig große (im laufenden Jahre 656 auf eine Gesamtzahl von 4343 Studenten); und endlich sind dieselben durchgängig von der gleichen Nationalität und haben die gleiche Vorbildung genossen wie ihre männlichen Kommilitonen, wodurch zwei wichtige Fehlerquellen, die in anderen Ländern eine sichere Vergleichung merklich erschweren, abgeschnitten sind. Ich habe also im Februar 1909 an sämtliche Professoren und Lektoren an niederländischen Universitäten ein Rundschreiben gerichtet, in welchem ich dieselben ersuchte, mir nach den von ihnen aus Prüfungen, praktischen Übungen, Antworten im Kolleg, Seminaren, persönlichem

Verkehr usw. gewonnenen Eindrücken mitteilen zu wollen, welche von 37 ausdrücklich genannten Eigenschaften sie häufiger bei den männlichen, häufiger bei den weiblichen Studierenden, oder gleich häufig bei beiden gefunden zu haben glaubten. Gleichzeitig brachte ich aus offiziellen Quellen die nötigen Daten zusammen über die Anzahl der Angehörigen beider Geschlechter, welche in den letzten fünf Jahren (September 1903 bis September 1908) an den nämlichen Universitäten Examen gemacht, diese Examen gut bestanden, bzw. dabei das Prädikat „cum laude" (es wird an unseren Universitäten nur dieser einzige Grad verliehen) erworben hatten. Über die Ergebnisse dieser Doppeluntersuchung will ich im folgenden kurz berichten.

Was zunächst die Prüfungen anbelangt, so stellte sich heraus, daß von den Frauen, welche sich während der genannten Zeit akademischen Prüfungen (einschließlich Promotionen) unterzogen haben, *eine merklich größere Prozentzahl diese Prüfungen gut bestanden, und eine etwas größere Prozentzahl dabei das Prädikat „cum laude" erhalten* hat, als von den Männern. Und zwar gilt das erstere Resultat in nahezu gleichem Maße für alle Universitäten, für alle Fakultäten und für alle Arten der Prüfungen.

In der Tabelle 10 sind nur die eigentlichen universitären, zur Erlangung eines wissenschaftlichen Grades führenden Prüfungen berücksichtigt worden, nicht aber die (gleichfalls vor den Fakultäten stattfindenden) Staatsprüfungen, welche den Zutritt zur ärztlichen Praxis eröffnen. Bei diesen letzteren werden keine Grade verliehen; die Prozentsätze für den Ausgang der Prüfungen zeigen aber (mit einer Ausnahme) hier die nämliche Regelmäßigkeit wie dort (Tab. 11).

Tabelle 10.

	Anzahl der Prüfungen		% gut bestanden		% „cum laude"	
	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.
Allgemeines Resultat . .	5702	273	81.4	90.8	6.3	7.3
Universität Leiden . . .	1921	78	78.0	87.2	3.6	3.8
„ Utrecht . . .	1603	58	83.1	93.1	5.4	15.5
„ Groningen . .	707	21	87.8	95.2	14.1	9.5
„ Amsterdam .	1471	116	81.0	91.4	6.9	5.2
Theologische Fakultät . .	883	5	86.1	100.0	7.1	0.0
Juristische „ . .	2570	76	79.3	84.2	3.1	5.3
Medizinische „ . .	994	57	76.2	91.2	7.0	1.8
Math.-naturwiss. „ . .	935	63	86.7	95.2	9.7	7.9
Litt.-philosoph. „ . .	320	72	87.2	93.1	16.6	13.9
Vorbereitende Prüfungen .	815	37	80.0	97.3	4.3	5.4
„Candidaats"-Prüfung . .	2207	155	80.1	89.7	4.3	5.8
„Doctoraal"-Prüfung . . .	1682	60	72.9	86.7	4.7	5.0
Doktorpromotion	998	21	99.9	100.0	14.8	28.6

Tabelle 11.

	Anzahl der Prüfungen		% gut bestanden	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
Allgemeines Resultat	1798	192	73.9	85.9
Universität Leiden	380	34	71.6	97.1
„ Utrecht	492	49	71.3	93.9
„ Groningen . . .	135	12	85.9	66.7
„ Amsterdam . . .	791	97	74.6	80.4
Medizinische Fakultät	1059	67	72.7	85.1
Math.-naturwiss. „	739	125	75.6	86.4
„Eerste natuurkundig examen"	739	125	75.6	86.4
„Tweede „ „ "	533	36	73.2	94.4
„Theoret. geneeskundig „ "	526	31	72.2	74.2

Mit diesem Resultate haben wir nun die Urteile der Professoren über die männlichen und weiblichen Studierenden zu vergleichen. Die zur Ermittelung dieser Urteile herumgesandten Fragebogen sahen genau so aus wie die hier folgende Tabelle 12; nur waren die drei letzteren Spalten offengelassen, und wurden im beigefügten Rundschreiben die Herren Kollegen ersucht, sofern sie den bestimmten Eindruck gewonnen hatten, eine der in den Fragen genannten Eigenschaften oder Leistungen mehr bei männlichen, mehr bei weiblichen oder gleich häufig bei männlichen und weiblichen Studenten angetroffen zu haben, hinter der betreffenden Frage in eine jener Spalten das Wort „ja“ einzutragen. Wie zu erwarten, erklärten sich viele der Befragten für unbefugt, überhaupt ein Urteil anzusprechen; sei es, weil sie keine oder nur sehr wenige weibliche Studierende genauer kennen gelernt hatten, sei es, weil sie sich nicht getrauten, ihre persönlichen Eindrücke über die Studenten von ihren anderswie entstandenen Ansichten oder Vermutungen abzusondern, sei es aus anderen Ursachen. Die Anzahl derjenigen, welche die Fragebogen, mehr oder weniger vollständig ausgefüllt, zurücksandten, beträgt 74; in Tabelle 12 ist angegeben worden, wie oft jede Frage je eine der drei zulässigen Beantwortungen gefunden hat.

Tabelle 12.

	mehr bei männl. Stud.	mehr bei weibl. Stud.	gleichviel bei beiden
1. allgemeine Fähigkeit zum Lernen	14	1	49
2. allgemeine Fähigkeit, das Gelernte anzuwenden	39	0	13
3. allgemeine Fähigkeit, das Gelernte durch eigenes Nachdenken oder eigene Untersuchungen zu ergänzen	51	0	3

	mehr bei männl. Stud.	mehr bei weibl. Stud.	gleichviel bei beiden
4. allgemeines Schulwissen	3	11	35
5. viel wissen im eigenen Fach . .	12	7	18
6. genau wissen im eigenen Fach .	25	6	13
7. wissenschaftliche Lektüre, unabhängig von den Erfordernissen fürs Examen	44	1	3
8. Kritik üben an dem Gelernten oder Gelesenen; eine eigene Meinung haben	46	2	7
9. Bedürfnis nach Klarheit	27	5	9
10. rein sachliches Interesse für wissenschaftliche Fragen	40	4	8
11. vorwiegend sich interessieren für die praktische Seite der Fragen	11	16	7
12. Eifer, Beharrlichkeit, Geduld . . .	7	30	21[1]
13. treuer Besuch der Vorlesungen und praktischen Übungen	1	54	15
14. folgsam bei der Einrichtung des Studiums, für guten Rat empfänglich	2	32	16
15. ordnungsmäßiges Studieren (allen einzelnen Teilen gleiche Sorgfalt widmen)	8	21	10
16. gewissenhaftes Studieren (keine Gelegenheit versäumen, seine Kenntnisse zu erweitern)	9	19	16
17. vernünftige (nicht schulmäßige) Art zu studieren	45	0	5
18. sich auf wissenschaftlichem Gebiet heimisch fühlen, sich dort bequem bewegen	36	0	5
19. warme Liebe zum Fach	37	2	12
20. leichte Auffassung	18	3	28
21. frische Auffassungsweise	30	1	8
22. Beobachtungsgabe	21	0	14
23. Gedächtnis	2	18	24
24. Geschicklichkeit (bei praktischen Arbeiten)	20	1	10

[1] Außerdem wurde von zwei Berichterstattern den Frauen mehr Eifer, den Männern mehr Beharrlichkeit und Geduld zugeschrieben.

	mehr bei männl. Stud.	mehr bei weibl. Stud.	gleichviel bei beiden
25. Scharfsinn	31	3	6
26. gesundes Urteil	27	1	14
27. streng logisches Denken	47	0	5
28. Fähigkeit, mit abstrakten Begriffen zu arbeiten	40	1	5
29. Fähigkeit, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden	36	1	6
30. Kombinationsvermögen (entfernte Dinge mit einander in Verbindung bringen)	34	0	9
31. methodischer Sinn	27	2	10
32. Freude an einer eigenen Untersuchung	34	3	12
33. Selbständigkeit in der Forschung (bei Schwierigkeit nicht Hilfe fragen, sondern selbst seinen Weg suchen)	37	0	5
34. Genauigkeit bei quantitativen Untersuchungen	6	4	9
35. Fähigkeit, etwas Neues zu ersinnen (etwa eine Modifikation im Apparate oder in der Methode) .	27	0	1
36. fortgesetzte Fachlektüre nach dem Verlassen der Universität . . .	16	0	7
37. wissenschaftliche Leistungen nach dem Verlassen der Universität .	34	0	1

Also: von allen vorliegenden Eigenschaften und Leistungen, welche als Bedingungen oder Zeichen wissenschaftlicher Befähigung anzusehen sind, sind nur allgemeines Schulwissen, Eifer, Beharrlichkeit und Geduld, treuer Kollegienbesuch, Folgsamkeit, Ordnung und Gewissenhaftigkeit im Studieren, sowie ein gutes Gedächtnis häufiger bei den weiblichen als bei den männlichen Studierenden festgestellt worden; in bezug auf die Genauigkeit bei quantitativen Untersuchungen liegen keine merklichen

Unterschiede vor; in allen anderen Punkten aber sind die Männer im Vorteil. Auch sind die Differenzen viel zu entschiedcn ausgeprägt, als daß wir glauben könnten, dieselben zufälligen Fehlern zuschreiben zu dürfen; vielmehr werden wir zur Erklärung derselben entweder entsprechende reale Verhältnisse, oder aber sehr starke systematische Fehler, etwa infolge vorgefaßter Meinungen der Berichterstatter, anzunehmen haben. Nun läßt sich allerdings die Möglichkeit, daß diese Berichterstatter unwillkürlich ihr Urteil über die intellektuellen Fähigkeiten ihrer Studentinnen durch die landläufigen Vorstellungen über „die Natur der Frau" irgendwie haben beeinflussen lassen, schwerlich ganz ausschließen; daß jedoch eine solche Beeinflussung in irgend störendem Maße stattgefunden hätte, scheint mir sehr wenig wahrscheinlich. Denn erstens sind meine Berichtgeber sämtlich wissenschaftlich geschulte Männer, welche daran gewöhnt sind, täglich ihre Anschauungen an den Tatsachen zu prüfen; es ist kaum glaublich, daß bei solchen Männern eine oft vieljährige Erfahrung nicht imstande gewesen sein sollte, eine unbegründete überlieferte Ansicht zu korrigieren. Und zweitens haben wir einen direkten Beweis für das Übergewicht der Erfahrung über die Überlieferung in den Antworten auf die 24. Frage. Es gibt wohl kaum eine Eigenschaft, welche man so allgemein den Frauen beizulegen pflegt, und welche man auch tatsächlich im gewöhnlichen Leben so häufig bei ihnen vorfindet[1], als die manuelle Geschicktkeit; die Berichterstatter konstatieren denn auch bisweilen das im Laboratorium erhaltene abweichende Ergebnis als etwas sehr Auffallendes, aber — sie konstatieren es. Und sie konstatieren es mit nicht geringerer Einstimmigkeit als irgendein anderes, besser den

[1] Man vergleiche die Ergebnisse der Frage 42 aus der Hereditätsenquete.

Erwartungen entsprechendes Resultat: von den 31 Naturforschern und Medizinern, welche Antworten eingesandt haben, haben nicht weniger als 20 dem Manne, und hat nur einer der Frau den Preis der Gescbicktkeit bei Laboratoriumsarbeiten zuerkannt. Sollte vielleicht die Erfahrung nur die günstigen, und nicht zugleich auch die ungünstigen Vorurteile dieser Herren, wo solche vorlagen, korrigiert haben?

Abschließend wäre noch hinzuzufügen, daß das Bild, welches wir aus den universitären Enqueten gewonnen haben, sich in allen wesentlichen Stücken mit demjenigen deckt, welches die Schulenquete ergibt. Dieses Ergebnis ist besonders deshalb von einigem Interesse, weil sich diese letztere Enquete nicht, wie jene anderen, nach einem zusammenfassenden Totaleindruck, sondern vielmehr nach Urteilen über einzelne Personen, welche erst nachträglich von den Bearbeitern zusammengefaßt und statistisch verwertet wurden, erkundigte; demzufolge also die Gefahr, daß die Berichterstatter sich durch vorgefaßte Meinungen haben beeinflussen lassen, hier bedeutend geringer ist als dort. Nach dieser Schulenquete sind nun also einerseits die Mädchen wieder viel häufiger regelmäßig eifrig, seltener zeitweise eifrig und viel seltener faul als die Knaben (Fr. 2); sie zeigen sich während des Unterrichts in merklich größeren Prozentzahlen durchgängig aufmerksam (Fr. 3), bekunden auch einen etwas größeren Ehrgeiz (Fr. 22) und nehmen es sich viel mehr als jene zu Herzen, wenn sie sich eine Dummheit zu schulden haben kommen lassen (Fr. 79). Ihre Lernfähigkeit übertrifft bedeutend diejenige der männlichen Schüler (Fr. 31), und ebenso verhält es sich mit ihrem Vermögen, das Gelernte genau und geordnet zu behalten (Fr. 30); an rascher Auffassung kommen sie jenen mindestens gleich (Fr. 31, 32, 34), und an Pünktlichkeit bei den Schularbeiten lassen sie dieselben weit

hinter sich (Fr. 70). Auch erreichen sie kraft aller dieser Eigenschaften bedeutende Erfolge: beim Übersetzen aus fremden Sprachen und in dieselben sowie beim Verfertigen eigener Aufsätze zeigen sie sich viel gewandter und tüchtiger als die Knaben (Fr. 38), und in allgemeiner Entwicklung sind sie ihrem Alter ebenso häufig voraus und bleiben viel seltener hinter demselben zurück wie jene (Fr. 25). Aber — das Blatt hat wieder eine Kehrseite, und diese läßt, genau so wie früher, darauf schließen, daß jene ausgezeichneten Leistungen doch mehr auf Strebsamkeit und Pflichttreue als auf wirklichem Interesse für das Gelernte beruhen. In diese Richtung weist schon die Tatsache, daß in der Lösung mathematischer Aufgaben, wo es nicht auf die mechanische Anwendung auswendig gelernter Regeln, sondern auf das mehr selbständige Handhaben wissenschaftlicher Verfahrungsweisen ankommt, die Knaben leicht den Sieg davontragen (Fr. 37); wichtiger scheinen jedoch die Ergebnisse einiger anderen Fragen zu sein. Bei den Mädchen überwiegt sehr entschieden die Neigung, das Gelehrte auswendig zu lernen, ohne daran eigene Kritik zu üben, während bei den Knaben das Bedürfnis des Begreifens häufiger hervortritt (Fr. 26); jene erwarten, wenn sie sich unsicher fühlen, vielfach die Aufklärung ganz vom Lehrer; diese unterbreiten häufiger dem Lehrer einen eigenen Lösungsversuch (Fr. 27) und beweisen damit, selbst über die Sache nachgedacht zu haben. Und endlich ist die Prozentzahl der männlichen Schüler, welche für einzelne Unterrichtsfächer opera superabundantia leisten, merklich größer als diejenigen der weiblichen (Fr. 41). Fügen wir noch hinzu, daß die Mädchen, in der Schule ebenso wie an der Universität, ihre sonstige manuelle Geschicktheit verleugnen (Fr. 45), so dürfen wir wohl schließen, daß die Resultate der Universitätsenquete in allen wesent-

lichen Stücken durch diejenigen der Schulenquete bestätigt werden.

Die Erklärung der Tatsachen. Damit wäre also eine vorläufige Übersicht übcr die Leistungen der Frauen in den höheren und niedrigeren Regionen der Wissenschaft gewonncn. Dicse Leistungen bleiben überall in wichtigen Punkten hinter denjenigen der Männer zurück; und es fragt sich, wo wir die Ursachen dieses Zurückbleibens zu suchen haben.

Als die wesentlichen Faktoren, aus denen der Intellekt sich zusammensetzt, haben wir in unseren einleitenden Besprechungen hauptsächlich fünf kennen gelernt, nämlich Umfang des Wissens, gleichmäßige Verfügbarkeit dieses Wissens, dauerndes Interesse, bewegliche Phantasie, starke und geordnete Sekundärfunktion. Bei welchen von diesen mag der Fehler liegen?

Was erstens den Umfang des Wissens anbelangt, so ist wohl sicher, daß in den wohlhabenden Klassen, wo im allgemeinen die männliche Jugend weit besseren Unterricht gcnießt als die weibliche, auch die Kenntnisse der Männer durchschnittlich diejenigen der Frauen bedeutend übersteigen; wenn demnach die letzteren im großen und ganzen weniger Interesse und Verständnis für wissenschaftliche Fragen zeigen als die ersteren, so könnte dies leicht begreiflich scheinen. Doch würden sich in dieser Weise schwerlich die gleich unbefriedigenden Resultate, welche unter günstigeren Bedingungen erzielt wurden (S. 110—112), insbesondere diejenigen, welche die akademischen Enqueten ans Licht gebracht haben, erklären lassen. Die weiblichen Studenten haben ja (besonders in Holland, wo sic auch mit den Knaben zusammen das Gymnasium bcsuchen) cbensoviel Gelegenhcit wie die männlichen, sich Kenntnisse zu erwerben; und daß sie von dieser Gelegenheit den bcsten Gebrauch machen, darf mit Rücksicht auf den Fleiß und die Ge-

wissenhaftigkeit, welche ihnen allgemein nachgerühmt werden, wohl als sicher gelten. Auch fehlt es ihnen nach sämtlichen vorliegenden Untersuchungen keineswegs an Lernfähigkeit und gutem Gedächtnis; und schließlich wird von mehreren Berichterstattern ausdrücklich ihr positives Wissen als überdurchschnittlich bezeichnet, womit die Statistik der Prüfungsresultate an den niederländischen Universitäten (S. 125) vollständig übereinstimmt. Für Amerika fand Miß Thompson, bei einer allerdings etwas summarischen Untersuchung über „allgemeines Wissen“, gleichfalls „hinsichtlich des Durchschnittsgrades der gesamten Fragen keinerlei Unterschied bei den Geschlechtern“.[1] Wenn nun aber dennoch, sowohl in bezug auf die amerikanischen wie auf die europäischen Studenten, für eigentlich wissenschaftliche Leistungen überall eine entschiedene Inferiorität des weiblichen Geschlechts festgestellt wurde, so scheint damit bewiesen zu sein, daß oberflächliche Erziehung und mangelhaftes Wissen jedenfalls nicht die einzigen Ursachen sind, welche die Frauen als in gewissen Hinsichten weniger intelligent wie die Männer erscheinen lassen.

Noch viel weniger als in dem Umfang des Wissens, wird man daran denken, in der Entwicklung der Phantasie die Erklärung der vorliegenden Differenzen zwischen den Geschlechtern zu suchen. Denn daß die Frauen keine schwächere, sondern vielmehr eine lebhaftere und beweglichere Phantasie besitzen als die Männer, wird wohl allgemein anerkannt, und ist durch die Untersuchungen Galtons (s. o. S. 94) bestätigt worden. Auch ließe es sich kaum anders denken, da doch nach allem, was wir wissen, zwischen Phantasie und Emotionalität eine innige Wechselbeziehung besteht und eben die stärkere Emotionalität, wie wir früher gefunden haben, zu den wesentlichsten Merkmalen der weiblichen Psyche gerechnet werden muß.

[1] a. a. O., S. 134.

Viel eher würde man vielleicht geneigt sein, eine ungenügende Entwicklung der Sekundärfunktion für das bei den Frauen festgestellte Defizit an intellektuellen Leistungen verantwortlich zu stellen. Doch haben wir oben (S. 55—60) gefunden, daß ein merklicher Unterschied in der Stärke der Sekundärfunktion zwischen den beiden Geschlechtern nicht nachweisbar ist; vielmehr schienen alle Daten, welche den Gedanken eines solchen Unterschiedes in einer oder der anderen Richtung nahelegten, in dem Unterschiede der Emotionalität ihre zureichende Erklärung zu finden. Oder m. a. W.: es schienen bloß deshalb bei den Frauen einige Vorstellungen mehr, andere weniger nachzuwirken als bei den Männern, weil entweder diese Vorstellungen selbst, oder andere, welche sie am Nachwirken hindern, bei jenen stärkere Gefühlsbetonung besitzen als bei diesen. Es kann also schwerlich die Sekundärfunktion schlechthin, sondern es kann höchstens die durch die stärkere Emotionalität bedingte besondere Auswahl der in Sekundärfunktion beharrenden Vorstellungen jenes Defizit verschulden; hierauf kommen wir nachher zurück.

An vierter Stelle käme dann die gleichmäßige Verfügbarkeit des Wissens in Betracht. Diese wird, wie wir früher gesehen haben, hauptsächlich durch starke Gefühle, denen zufolge eine Frage nur von einer Seite ins Auge gefaßt und nur die dieser Auffassung entsprechenden Gründe berücksichtigt werden, gefährdet; und so läge es denn nahe zu glauben, daß die Emotionalität der Frauen auch in wissenschaftlichen Fragen die Objektivität ihres Urteils beeinträchtige und den Wert ihrer Leistungen herabsetze. Und in der Tat mag es sich in einigen Fällen so verhalten haben. Aber in weitaus den meisten Fällen werden wir doch die Erklärung anderswo zu suchen haben. Denn die starken Gefühle der Frauen heften sich, wie wir sogleich näher

begründen werden, an alles andere eher als an wissenschaftliche Fragen; nur wo diese Fragen zugleich Gemütsfragen sind, wie die philosophischen, ethischen, sozialwissenschaftlichen, lassen sie sich von denselben zu lebhafter Parteinahme hinreißen. Dem entsprechen auch die Ergebnisse der universitären Enquete: von jenen Frauen, welche nur zu Examenzwecken wissenschaftliche Lektüre treiben (Fr. 7, 36), allen einzelnen Teilen ihres Studiums gleiche Sorgfalt widmen (Fr. 15) und sich in wissenschaftlichen Sachen keine eigene Meinung erlauben (Fr. 8), steht nicht zu befürchten, daß sie der Wissenschaft gegenüber ihre Besonnenheit verlieren werden. Und auch die Frauen, welche in der Wissenschaft tätig bleiben, pflegen weniger durch geniale Einseitigkeit als eben durch den Mangel an schöpferischer Kraft daran gehindert zu werden, das Höchste zu erreichen. Dieser Fehler kann aber nicht, wie jener, durch Mangel an Besonnenheit erklärt werden.

Es bleibt uns an letzter Stelle noch das Interesse zu untersuchen übrig. Dieses könnte in doppelter Weise für die wissenschaftliche Insuffizienz der Frauen verantwortlich zu machen sein: entweder so, daß das Maß des Interesses überhaupt zu wünschen übrig ließe, oder so, daß die Richtung des Interesses eine einseitige und für intellektuelle Leistungen wenig günstige wäre. Ersteres ist, angesichts der übermäßigen Emotionalität der Frauen, kaum denkbar; auch lehrt die alltägliche Erfahrung, daß dieselben für dasjenige, wofür sie sich interessieren, sich viel mehr interessieren, viel mehr mit Herz und Seele dabei sind als die Männer. Dagegen verdient die andere Möglichkeit, daß es sich um eine Verschiedenheit der Richtung des Interesses bei den beiden Geschlechtern handelt, sorgfältige Berücksichtigung. Denn es läßt sich von vornherein erwarten, daß emotionelle Naturen sich für andere Sachen interessieren werden als nichtemo-

tionelle; die Frage ist nur, ob sich dieser Unterschied genauer formulieren läßt, und ob derselbe für die Erklärung der vorliegenden Tatsachen zu verwenden ist.

Es liegt nun unter den mannigfachen Objekten, auf welche das Interesse sich richten kann, wenigstens ein Gegensatz vor, welcher einerseits mit der Emotionalität, andererseits mit dem theoretischen Denken zusammenhängt und demnach wohl geeignet erscheint, eine Verbindung zwischen diesen beiden zu vermitteln: das ist der allgemeine Gegensatz zwischen Abstraktem und Konkretem. Von diesen beiden hat im allgemeinen das letztere unbedingt den stärkeren Gefühlston. Nur konkrete Vorstellungen haben direkten Gemütswert; abstrakte Begriffe dagegen müssen den ihrigen entweder den konkreten Vorstellungen, aus welchen sie abstrahiert sind, entnehmen, oder aber sie gewähren durch ihre Beziehungen zu anderem eine intellektuelle Befriedigung, welche zwar reiner und dauernder, jedenfalls aber weniger intensiv ist als die aus der unmittelbaren Anschauung entspringenden Gefühle. Von vornherein ist demnach zu erwarten, daß bei emotionellen Naturen diese abstrakten Begriffe in der Konkurrenz mit den konkreten Vorstellungen einen schweren Stand haben werden; was durch die Hereditätsenquete wenigstens insofern bestätigt wird, als das Reden über Sachen viel mehr den Nichtemotionellen, das Reden über Personen und über sich selbst viel mehr den Emotionellen zugeschrieben wird.

Tabelle 13.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 72: redend über Sachen .	56.1	65.8	29.2	38.3
„ „ Personen	27.6	21.7	47.9	42.7
„ „ sich selbst	15.9	9.1	14.5	8.1

Wenn dem aber so ist, darf auch von den Frauen, mit Rücksicht auf ihre starke Emotionalität und ihre starken emotionellen Bedürfnisse, wohl vorausgesetzt werden, daß ihr Interesse sich viel mehr dem Konkreten als dem Abstrakten zuwenden wird. Und in der Tat lehrt bereits die obige Tabelle, daß in bezug auf die bevorzugten Gesprächsgegenstände der Unterschied zwischen den Geschlechtern noch viel größer ist als derjenige zwischen Emotionellen und Nichtemotionellen (von sämtlichen Männern reden 58.6 % über Sachen, 22.7 % über Personen, von sämtlichen Frauen 31.4 % über Sachen, 44.2 % über Personen). Allerdings mögen äußere Umstände (geringe Beteiligung der Frauen am Geschäftsleben, Ausschließung derselben vom Wahlrecht) hierbei eine Rolle spielen; doch ist zu bemerken, daß die den Frauen zuerteilten Arbeiten (Kindererziehung, Haushaltung usw.), weil für alle die gleichen, ausgezeichneten Stoff für sachliche Unterhaltung bieten könnten, sowie auch, daß in bezug auf konkrete Gegenstände (Rechtsfälle!) die Frauen sich durch die mangelnde Befugnis, selbst einzugreifen, nicht davon abhalten lassen, eine eigene Meinung zu haben und zu äußern. Übrigens fehlen auch sonstige Angaben nicht, welche auf die entschiedene Vorliebe der Frauen für konkrete Gegenstände hinweisen. Zuerst wäre daran zu erinnern, daß sowohl nach der Hereditäts- wie nach der Schulenquete (Fr. 33 der ersteren, 35 und 36 der zweiten) die Durchschnittsfrau an mathematischer Begabung hinter dem Durchschnittsmann weit zurücksteht, während sie ihn an Sprachtalent eher übertrifft, was wieder den Verhältnissen, welche für Emotionelle im Vergleiche mit Nichtemotionellen vorliegen, im wesentlichen entspricht (Tabelle 14).

Tabelle 14.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 33: mathematisches Talent	14.9	19.2	3.0	4.4
Sprachtalent	15.1	10.3	13.7	16.2

Aus den früher (S. 113—114) erwähnten Versuchen Jastrows ergab sich, daß im großen und ganzen die von den Frauen niedergeschriebenen Wörter hindeuten auf „an attention to the immediate surroundings, to the finished product, to the ornamental, the individual and the concrete; while the masculine preference is for the more remote, the constructive, the useful, the general and the abstract".[1] Ebenso hat Meumann[2] aus den Versuchen Lobsiens die Folgerung abgeleitet, daß „die Knaben durch ihre Gedächtnisanlage mehr zum abstrakten Denken, die Mädchen mehr zum sinnlich anschaulichen Vorstellen disponiert erscheinen". Nach einer von Ribot angestellten Enquete über die Art und Weise, wie verschiedene Personen sich abstrakte Begriffe, wie „Ursache", „Zahl" u. dgl., zu Bewußtsein bringen, geschieht dies bei den Frauen vorzugsweise durch konkrete Vorstellungen, indem sie jene allgemeinen Begriffe mit besonderen Gegenständen oder bestimmten Erfahrungen in Verbindung bringen.[3] Und in der Tat kann man oft beobachten, wie das Denken der Frauen instinktiv dazu neigt, sich in Beispielen und besonderen Fällen zu bewegen: wie sie also etwa, um sich von der Gültigkeit eines allgemeinen, sogar eines mathematischen Satzes zu vergewissern, nicht nach dem Beweis für denselben suchen, sondern lieber ihn an besonderen Fällen erproben. Zu diesen Erfahrungen stimmt,

[1] Havelock Ellis, a. a. O., S. 168. — [2] Experimentelle Pädagogik, Leipzig 1907, I, S. 180. — [3] Marion, a. a. O., S. 214.

was Havelock Ellis auf die Autorität eines wohlbekannten Londoner Buchhändlers mitteilt: daß die Frauen, welche sich für Philosophie interessieren, sich vorzugsweise an die am wenigsten abstrakten unter denselben, also an Schopenhauer, Plato, Marcus Aurelius, Epiktetus und Renan, zu halten pflegen.[1] Alle diese Tatsachen sind, wie ich glaube, daraus zu erklären, daß die kalte Blutlosigkeit der Abstraktion den Frauen innerlich zuwider ist, indem dieselbe ihren emotionellen Bedürfnissen keine Befriedigung gewährt; daher sie denn auch, wenn sie zufällig mit derselben in Berührung gekommen sind, instinktiv jede Gelegenheit ergreifen, um wieder in ihre heimische, lebenswarme, konkrete Vorstellungswelt zurückzugelangen. Damit hängt offenbar die Abneigung der Frauen gegen alle Analyse, besonders gegen die Analyse gemütlich wertvoller Vorstellungen, enge zusammen. Liebenden Frauen widerstrebt es nicht nur zu fragen, in welchen Eigenschaften des geliebten Gegenstandes ihre Liebe begründet ist, sondern man kann sogar häufig von ihnen die Versicherung hören, daß es solche Eigenschaften überhaupt nicht gibt, daß sie nur den geliebten Mann „selbst“, nicht seine Eigenschaften lieben, und daß sie ihn in gleichem Maße lieben würden, wenn er in allen Stücken, äußerlich und innerlich, durchwegs anders wäre. Aus den nämlichen Gründen wird auch eine wissenschaftliche Untersuchung, welche etwa das ästhetische Gefühl oder die geniale Geistestätigkeit auf ihre Elemente und Bedingungen zurückzuführen sucht, den meisten Frauen wenig sympathisch sein: sie werden eine solche Zurückführung leicht als eine Art Profanation empfinden, oder doch das Gefühl haben, dabei mehr zu verlieren als zu gewinnen. Und da schließlich überall verwickelte Vor-

[1] Havelock Ellis, a. a. O., S. 189.

stellungskomplexe mehr Gefühlswert haben als ihre einzelnen Bestandteile, werden auch überall im weiblichen Denken die Bestandteile eines Vorstellungskomplexes mehr zusammenhalten, inniger verbunden bleiben, als im männlichen; es werden nicht einige derselben, über die Köpfe der anderen hinweg, nach sachlichen Gesichtspunkten mit Bestandteilen sonstiger weit entfernter Komplexe zusammengefaßt werden, sondern jeder einzelne wird stets wieder das Ganze, dem er ursprünglich angehörte, reproduzieren, und also nur diesem Ganzen ein- und untergeordnet zum Bewußtsein gelangen. Auf diese Eigentümlichkeit des weiblichen Denkens ist besonders von Lotze bingewiesen worden, von dessen feinsinnigen Bemerkungen ich mir einiges hier einzuschalten gestatte. „Erkenntnis und Wille des Mannes (sind) auf Allgemeines, die des Weibes auf Ganzes gerichtet. Es ist männliehe Philosophie, die schönen einzelnen Erscheinungen zu zergliedern und zu ergründen, aus welcher Durehkreuzung allgemeiner Bedingungen jede .... mit unvermeidlicher unparteiischer Notwendigkeit hervorgegangen ist; es ist weibliche Art, die Analyse zu hassen und das entstandene Ganze, so wie es abgeschlossen dasteht, in seinem unmittelbaren Werte und seiner Schönheit zu genießen und zu bewundern. Männliche Erfindungen sind alle Mechanismen, männlieh die Freude, durch allgemeine Kräfte naeh allgemeinen Gesetzen Wirkungen mittelbar zu erzeugen; weiblieh ist das eigene Handanlegen, das Verlangen, die tätige Wärme des Gefühls in ihrem unmittelbaren Übergang in die Leistung noch fortzuempfinden...... Alle männlichen Bestrebungen beruhen auf der tiefen Verehrung des Allgemeinen; selbst sein Stolz und seine Ebrsucbt ist nicht befriedigt durch grundlose Gewährung, sondern sein Anspruch beruht auf dem Betrage allgemein anzuerkennender Vorzüge, die cr in sich zu vereinigen glaubt; er

fühlt sich durchweg mehr als ein eigentümliches Beispiel des Allgemeinen, und verlangt mit anderen nach einem gemeinsamen Maße gemessen zu werden. Die Neigung des weiblichen Gemüts ist eben so andächtig dem Ganzen gewidmet; so wenig die Schönheit einer Blume nach gemeinschaftlichem Maße mit der einer anderen zu vergleichen ist, so wenig wünscht das Weib als ein Beispiel neben anderen zu gelten; und wo der Mann gern im Dienste des Allgemeinen in die Menge Gleichgesinnter eintritt und in ihr untergeht, will das Weib als schönes, geschlossenes Ganzes, nur aus sich selbst verständlich, nur um der unvergleichlichen Eigentümlichkeit seines individuellen Wesens willen gesucht und geliebt sein... Die geschäftlichen Verabredungen der Männer sind kurz, die der Frauen wortreich und selten ohne vielfache Wiederholung; sie haben offenbar wenig Zutrauen zu der Festigkeit eines gegebenen Wortes, das nur auf der allgemeinen Verpflichtung zu Treu und Glauben beruht und nicht noch außerdem durch tausend kleine Hilfsmittel verstärkt wird, die aus dem Ganzen des vorliegenden Falles fließen. Männer legen weniger Wert auf harmonische räumliche Anordnung ihrer Umgebung, außer soweit sie zugleich die augenblickliche und schlagfertige Verwendbarkeit aller Mittel sichert, aber sie schätzen zeitliche Pünktlichkeit, die in weit höherem Maße eine mechanische Bedingung alles Gelingens ist; die Frauen stellen mit glücklich improvisierender Phantasie eine Fülle von Gegenständen zu einem freundlichen Ganzen ohne strengen Stil zusammen, aber mit der Zeit, deren Einteilung kein sichtbares Bild liefert, gehen sie ungenauer um. Wo Männer und Frauen von Beachtung der Formen sprechen, pflegen sie meist sehr Verschiedenes zu verstehen; dem weiblichen Gemüte liegt die Sorge nahe, die herauskommende sichtbare Endgestalt irgendeines Wirkens zu einem anmutigen und

widerspruchslosen Bilde zu runden; darin liegt ihre Kunst, zu wissen, was sich ziemt, und eben darin zugleich das, was das Urteil des Mannes öfter mißbilligt; denn die Formen, die er beachtet wissen will, sind allgemeine Regeln gesetzlichen Verfahrens, die selbst um den Preis einzelner herauskommender Dissonanzen durchgesetzt werden müssen. Die bekannte *unjuristische Natur* der Frauen hängt eng hiermit zusammen: .... sie fühlen sich verletzt, weil die Gesetze sehr oft das Ganze eines vorliegenden Verhältnisses nicht als Ganzes auffassen, sondern es um einzelner Züge willen, deren Herausgreifen dem weiblichen Verstande willkürlich scheint, irgendeiner allgemeinen Bestimmung unterwerfen .... Dinge zu unternehmen, deren Ende nicht abzusehen ist, widerstrebt dem Manne nicht, sobald es sich um die Durchführung eines allgemeinen Prinzips handelt; Frauen bedürfen die anschauliche Ausmalung des künftigen Erfolges; sie wollen die endliche Gestalt des Ganzen vorausahnen, zu dem sich am Ende die Unruhe des Wirkens verdichten wird.... Das *Eigentum* hält der Mann am häufigsten für das, was es wirklich ist, für eine Summe verwendbarer und teilbarer Mittel, und seine Freigebigkeit achtet kein angebliches Zusammengehören desselben. Die Verschwendung der Frauen besteht meistens in Anschaffungen, für welche sie die Ausgabe der Entgeltmittel nicht selbst übernehmen; das einmal erworbene und in ihren Händen befindliche Eigentum erscheint ihnen dagegen leicht als ein unantastbarer Bestand, dessen Teile, weil sie ein Ganzes bilden, voneinander zu reißen unrecht wäre. Es ist nicht eigentlich Unmitteilsamkeit, was ihrer Wirtlichkeit den Verdacht einer Hinneigung zum Geize zuzieht, sondern zum Teil gewiß diese Ehrfurcht vor der inneren Zusammengehörigkeit der Dinge, die ebenso gut in der Scheu vor der Zersplitterung eines mit dem ganzen Leben verwachsenen Besitzes, eines teuren Andenkens,

als in der mystischen Achtung vor dem vollen Dutzend sich ausspricht...... Tausende von zierlichen technischen Handgriffen wenden die Frauen bei ihren täglichen Arbeiten an; aber was sie geschickt ausführen, wissen sie kaum zu beschreiben, sie können es nur zeigen. Die analysierende Reflexion auf ihre Bewegungen liegt ihnen so wenig nahe, daß man ohne Gefahr großen Irrtumes behaupten kann, Worte wie rechts, links, quer, «überwendlich» bedeuten in der Sprache der Frauen gar keine mathematischen Relationen, sondern gewisse eigentümliche Gefühle, die man hat, wenn man in Arbeiten diesen Beziehungen folgt."[1]

Aus dieser Sachlage, also aus der entschiedenen Vorliebe der Frauen für konkrete, besonders für gefühlsbetonte konkrete Vorstellungen, lassen sich nun, wie ich glaube, die scheinbar sich widersprechenden Ergebnisse über ihre Befähigung zum wissenschaftlichen Studium, welche die vorhergehende Untersuchung zutage gefördert hat, nahezu restlos erklären. Denn aus jener Sachlage folgt zunächst, daß die durchschnittliche Frau sich auf dem Gebiete der Wissenschaft nie und nimmer wirklich heimisch fühlen wird (vgl. Tab. 12, Fr. 18). Die Wissenschaft arbeitet nun einmal überall mit Analysen und Abstraktionen; und eben diese analysierende und abstrahierende Arbeit widerstrebt der Eigenart des weiblichen Denkens. Die durchschnittliche Frau findet für diese Arbeit keine Anknüpfungspunkte in ihrer gewohnten Geistestätigkeit; sie fühlt sich dabei desorientiert, ihrer natürlichen Sphäre entrückt. Darum ist, oder bleibt wenigstens, das wissenschaftliche Studium für sie so selten Selbstzweck. Allerdings kann sich die junge Frau, wie manchmal auch der junge Mann, zu irgendeinem Studium berufen glauben, weil sie sich für

[1] Lotze, Mikrokosmos, Leipzig 1858, II, S. 370—375.

die Gegenstände interessiert, auf welche dieses Studium sich bezieht: also etwa zur Botanik, weil sie Blumen liebt, oder zur Geschichte, weil sie für irgendwelche historische Personen oder Zeiten schwärmt. Beide erfahren dann bald, daß die strenge wissenschaftliche Arbeit jenen Gefühlen nur ausnahmsweise Nahrung bietet; aber während der junge Mann häufig in der intellektuellen Befriedigung, welche ihm diese Arbeit gewährt, eine hinreichende oder mehr als hinreichende Entschädigung findet, fühlt sich die junge Frau schwer enttäuscht und kann der neuen Beschäftigung kein wirkliches Interesse abgewinnen. Wer einmal diese Entdeckung gemacht hat, täte am besten daran, umzukehren und sich eine andere Lebensbeschäftigung zu suchen. Aber dem steht vieles im Wege: persönlicher und Geschlechtsstolz; der Gedanke an die Möglichkeit, sich einmal mit den zu erwerbenden Kenntnissen durchs Leben schlagen zu müssen; ein wenig Hoffnung, daß es mit der Zeit vielleicht besser gehen wird; vor allem die zähe Pflichttreue, welche nicht gestattet, die einmal übernommene Aufgabe halbwegs liegen zu lassen. Was diese Motive leisten können, zeigen die übereinstimmenden Angaben aller Sachverständigen in bezug auf Eifer, Folgsamkeit, Allseitigkeit und Gewissenhaftigkeit des Studiums; zeigen ganz besonders auch die Prozentsätze der Prüfungen. Was sie nicht leisten können, ergibt sich aus den nicht weniger übereinstimmenden Antworten auf die sonstigen Fragen meiner Enquete. Vieles läßt sich erzwingen, nur die Liebe nicht; und *eben die Liebe zur Wissenschaft ist es, welche diesen Frauen fehlt.* Für sie ist der Verkehr mit der Wissenschaft Sache der Pflicht, nicht freie, genußreiche, natürliche Betätigung. Sie werden nicht wirklich intim mit der Wissenschaft, bleiben eigentlich draußen und arbeiten mehr *an* als *in* derselben. Die Wissenschaft bleibt für

sie eine fremde und im Grunde unsympathische Macht, deren Hilfe sie bedürfen, um gewisse Ziele zu erreichen, und für welche sie arbeiten müssen, um sich dieser Hilfe zu versichern. Oder mit einem Worte: die Wissenschaft ist für sie nicht ein Gegenstand spontaner und unwillkürlicher, sondern vielmehr ein Gegenstand willkürlicher, oft mühselig erzwungener Aufmerksamkeit. Darum schlagen die zahllosen wissenschaftlich irgendwie bedeutsamen einzelnen Tatsachen, Beziehungen, Fragen, welche Erfahrung und Lektüre bringen, bei ihnen nicht wirklich an; werden nicht assimiliert, sondern gehen ungebraucht verloren; was aber zurückbleibt, ist der nackte, dürre Stock des eingepaukten Examenwissens. — Die Ergebnisse der von mir angestellten Enquete liefern eine durchlaufende Bestätigung dieser Folgerungen (s. Tab. 12, S. 126—128). Bedeutsam ist schon, daß die Fähigkeit zum Lernen, die Fähigkeit, das Gelernte anzuwenden, und die Fähigkeit, das Gelernte zu ergänzen, den Frauen in stetig und stark abnehmendem Maße zugeschrieben wird (Fr. 1—3); denn eben diese beiden letzten Fähigkeiten zeugen dafür, daß die Wissenschaft kein toter, sondern ein lebendiger, ein mit Liebe gehegter Besitz geworden ist. Die nächsten Gründe für die Inferiorität der Frauen in jenen Punkten liefern dann die Antworten auf eine ganze Reihe spezieller Fragen (8, 9, 20—22, 24—31, 33), nach welchen nahezu alle Eigenschaften, welche für die praktische Anwendung und selbständige Erweiterung wissenschaftlicher Erkenntnis erfordert sind, von den Universitätslehrern viel seltener bei den weiblichen als bei den männlichen Studierenden festgestellt werden konnten. Aber die letzten Gründe liegen noch etwas tiefer. Es ist nicht einfach eine allgemeine, als solche hinzunehmende Tatsache, daß die Frauen in allen jenen Eigenschaften hinter den Männern zurückbleiben: vielmehr läßt sich von

einigen derselben nachweisen und von anderen vermuten, daß der betreffende Unterschied sich ausschließlich oder fast ausschließlich auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Studiums bemerklich macht. Nach der Hereditätsenquete stehen die Frauen an Beobachtungsgabe und leichter Auffassung kaum hinter den Männern zurück, und überflügeln sie dieselben bei weitem in der manuellen Geschicktheit, was alles auch der rohen Erfahrung entspricht; in Kollegiensaal und Laboratorium dagegen haben meine Berichterstatter fast ausnahmslos diese Eigenschaften mehr bei den Männern als bei den Frauen beobachtet. Aber auch Scharfsinn, Frische der Auffassung, sowie die Neigung, eine eigene Meinung zu haben und für dieselbe einzutreten, wird man im gewöhnlichen Leben selten bei den Frauen vermissen, während doch von den Universitätslehrern nur 3, 1 bzw. 2 diese Eigenschaften vorzugsweise bei den weiblichen, und 31, 30 bzw. 46 dieselben vorzugsweise bei den männlichen Studenten gefunden haben. Es wäre schwer, für diese Differenzen eine andere Erklärung zu finden als diejenige aus Mangel an lebendigem Interesse für den Gegenstand des Studiums; und in der Tat wird dieser Mangel von meinen Berichterstattern fast einstimmig konstatiert. Nach ihnen bleiben die Frauen zurück in warmer Liebe zum Fach (Fr. 19); haben sie seltener als die Männer ein rein sachliches Interesse für wissenschaftliche Fragen (Fr. 10), während sie umgekehrt (Fr. 11) für die praktische (konkrete!) Seite der Fragen sich häufiger interessieren; treiben sie, außer für Examenzwecke, weniger wissenschaftliche Lektüre (Fr. 7), und geben sie insbesondere nach dem Verlassen der Universität die Fachlektüre häufiger auf (Fr. 36); haben sie endlich geringere Freude an einer eigenen Untersuchung (Fr. 32). Es ist interessant zu sehen, wie dieser Mangel an wirklichem Interesse auch bei den Vor-

zügen, welche den weiblichen Studenten zugeschrieben werden, eine Rolle spielt: wenn dieselben bei der Einrichtung ihres Studiums größere Folgsamkeit zeigen als ihre männlichen Kommilitonen (Fr. 14), und häufiger als diese allen einzelnen Teilen gleiche Sorgfalt zuteil werden lassen (Fr. 15), so trägt hierzu zweifelsohne nicht nur positiv ihre größere Pflichttreue, sondern zugleich negativ das Fehlen einer ausgesprochenen Vorliebe für besondere Studienfächer oder Probleme bei. Jedenfalls genügt jener fundamentale Mangel, um zu erklären, daß die Frauen, trotz ihres regen Pflichteifers und ihrer guten Examen, sich schwerlich zu einer vernünftigen, nicht schulmäßigen Art zu studieren aufzuschwingen vermögen (Fr. 17), daß sie nicht leicht dazu gelangen, sich in der Wissenschaft bequem zu bewegen (Fr. 18), und daß weder die Fähigkeit, an den Apparaten oder Untersuchungsmethoden irgend etwas zu verbessern (Fr. 35), noch auch wissenschaftliche Leistungen im späteren Leben (Fr. 37) bei ihnen auch nur annähernd in gleicher Häufigkeit wie bei den Männern festgestellt wurden. Mit alledem stimmen dann nicht nur die Ergebnisse der Schulenquete und der oben (S. 119—122) besprochenen früheren Enqueten, sondern auch zahlreiche andere, überall zerstreute Angaben überein. Ich erinnere etwa daran, daß Karl Vogt bei seinen weiblichen Zuhörern eine übermäßige Neigung zum Diktatschreiben konstatierte, demzufolge sie sogar die herumgegebenen Präparate ungesehen an sich vorübergehen ließen[1]; daß nach der Erfahrung des nämlichen Gelehrten dieselben beim Examen leicht durch eine indirekte Frage in Verwirrung gesetzt werden[2]; daß nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Mitglieder französischer Prüfungskommissionen die Frauen stets

[1] Marion, a. a. O., S. 201—203. — [2] Marion, a. a. O., S. 202.

wieder die Neigung zeigten, in den auswendig gelernten Worten des Lehrers oder des Buches zu antworten, statt selbst ihre Antworten zu formulieren[1]; daß nach einer von Miß Calkins angestellten Enquete die Frauen auch viel seltener geneigt sind, eine mathematische Beweisführung durchzudenken, und sie häufiger auswendig lernen als die Männer[2]; daß nach Paul Lafitte bei medizinischen Prüfungen die Frauen die Männer überflügeln in Physiologie und Pathologie (wo es hauptsächlich auf das erworbene Wissen ankommt), dagegen diese jene in der klinischen Untersuchung (wo es gilt, jenes Wissen frei und selbständig anzuwenden)[3]; und an vieles andere mehr. Aus eigener Erfahrung möchte ich noch hinzufügen, daß im weiblichen Denken der abstrakte Begriff sich viel fester mit dem zugehörigen Namen (also mit einer konkreten Wortvorstellung) verbindet und gleichsam an denselben anlehnt, als im männlichen; demzufolge Frauen oft besondere Mühe damit haben, sich in eine neue Terminologie hineinzuarbeiten, oder auch nur ein Buch zu lesen, in welchem für bekannte Begriffe neue Namen verwendet werden. Überall finden wir die nämliche Sachlage zurück; das zähe Hangen am lebendigen Konkreten, und der instinktive, kaum je vollständig überwundene Widerwille gegen die tote, gefühlsarme Abstraktion. Und diese Sachlage genügt, wie mir scheint, vollständig, um die Tatsache zu erklären, daß die Frauen es in der Wissenschaft, trotz aller Anstrengung und trotz allen durch diese Anstrengung erworbenen Wissens, so selten zu irgendwie bedeutenden Leistungen gebracht haben.

Zur weiteren Bestätigung dieses Ergebnisses mag noch darauf hingewiesen werden, daß nach der oben (S. 26)

[1] Marion, a. a. O., S. 199—200. — [2] Thompson, a. a. O., S. 140. — [3] Havelock Ellis, a. a. O., S. 188.

erwähnten biographischen Untersuchung auch im allgemeinen die wissenschaftliche Arbeit am besten auf dem Boden einer mäßigen Emotionalität gedeiht. Wie nämlich die betreffende Untersuchung lehrt, gehen aus den Reihen der „Nervösen“ (primärfunktionierende nichtaktive Emotionelle) hauptsächlich Dichter und Künstler hervor; wird die Primärfunktion durch Sekundärfunktion ersetzt („Sentimentale“), so treten poetisch angehauchte Philosophen auf (Rousseau, Maine de Biran, Amiel, Kierkegaard); kommt noch Aktivität hinzu („Passionierte“), so vermehrt sich die Anzahl derselben (Nietzsche, Carlyle, Michelet) und es mischen sich einzelne Forscher ein (Tycho, Newton, Pasteur), aber erst wenn die Emotionalität sich merklich abschwächt, finden sich bei überwiegender Primärfunktion („Sanguiniker“) die Pioniere der Wissenschaft (Bacon, Lessing, Montesquieu) und bei überwiegender Sekundärfunktion („Phlegmatiker“) die ruhigen Forscher (Locke, Hume, Kant, Gauß, Darwin, Buffon, die beiden Mills, von Baer, Franklin, Gibbon) in großer Anzahl ein. Insgesamt haben von den 71 Emotionellen 36 in der Kunst und 16 in der Wissenschaft, von den 29 Nichtemotionellen 7 in der Kunst und 16 in der Wissenschaft sich einen Namen gemacht. Alle diese Ergebnisse entsprechen sowohl den angeführten Tatsachen wie unseren theoretischen Vermutungen.

Schließlich genügen diese Vermutungen vielleicht auch, um den Mangel an originellen Leistungen des weiblichen Intellekts auf technischem Gebiete begreiflich zu machen. Es ist nämlich zu bedenken, daß der oft gegen die Frauen erhobene Vorwurf, sie hätten auch auf dem Gebiete der Kochkunst oder der Erziehung nichts Erhebliches zustande gebracht, jedenfalls dahin einzuschränken ist, daß sie über diese Sachen keine Bücher geschrieben oder allgemeine Theorien aufgestellt haben. Dagegen weiß jeder, daß manche Hausfrau sich in ihrem

Kreise eines wohlverdienten Rufes in bezug auf bestimmte, nirgends sonst so gut zubereitete Gerichte erfreut; und lehrt fast jede Biographie, wieviel bedeutende Männer der sorgsamen und verständigen mütterlichen Erziehung zu verdanken glauben. Es verhält sich also hier im wesentlichen nicht anders wie dort: der einzelne konkrete Fall zieht das ganze Interesse und die ganze Aufmerksamkeit auf sich; dasjenige aber, was dieser Fall mit anderen Fällen gemein hat, und was denselben dazu eignen würde, den Anknüpfungspunkt einer theoretischen Erörterung abzugeben, läßt gleichgültig und wird nicht für sich ins Auge gefaßt. Und genau so mag es sich wohl auf anderen Gebieten verhalten. Nach den von Havelock Ellis[1] gesammelten, in allen Hauptsachen übereinstimmenden Zeugnissen mehrerer öffentlichen und privaten Arbeitsgeber sind die Frauen fleißiger bei der Arbeit und zuverlässiger als die Männer, aber zeigen geringere Neigung, sich technische Kenntnisse zu erwerben; die Telegraphistinnen z. B. verrichten ihre Arbeit auf pünktliche und intelligente Weise, aber sie kümmern sich wenig um die Theorie der von ihnen bedienten Apparate. Also auch hier wieder: Pflichttreue, aber kein wirkliches Interesse.

Etwas weniger durchsichtig als auf wissenschaftlichem und technischem Gebiete ist die Sachlage auf dem Gebiete der Kunst. Der Künstler arbeitet im Anschaulichen und Konkreten; die Gegenstände seines Schaffens haben oft starke Gefühlsbetonung; auch schwärmen viele Frauen für die Kunst, und zeigt im allgemeinen die weibliche Psyche große Verwandtschaft mit derjenigen des Künstlers: wie ist es dann aber zu verstehen, daß die Frauen es auch auf diesem ihnen kongenialen Gebiet so selten zu hervorragenden Leistungen gebracht haben?

---

[1] a. a. O., S. 180—185.

Wir werden, um auf diese Frage eine Antwort zu finden, zunächst genauer untersuchen müssen, ob wir in der Tat hier mit gleicher Ausnahmslosigkeit wie in der Wissenschaft, und, wenn nicht, mit welchen Ausnahmen wir hier den Frauen eine geringere Leistungsfähigkeit als den Männern zuschreiben dürfen. Und da finden wir denn, daß es wenigstens eine Kunst gibt, in welcher die Frauen überhaupt, und eine andere, in welcher sie nach gewissen Seiten es den Männern vollständig gleich gemacht haben. Jene erstere Kunst ist die theatralische: zu allen Zeiten hat es gleich viele berühmte Schauspielerinnen wie berühmte Schauspieler gegeben, und versucht man sich die größten Namen herauszusuchen, so bleibt man im Zweifel darüber, ob dieselben mehr dem einen oder mehr dem anderen Geschlechte angehören. Die andere Kunst ist die belletristische: hier sind wohl alle darüber einverstanden, daß die Frauen zwar nicht in allen, aber doch in einigen Teilen, besonders im Briefgenre und im Roman, gleich Vorzügliches oder Vorzüglicheres als die Männer geleistet haben. Und an den Büchern dieser Romanschriftstellerinnen rühmt man wieder weniger die Komposition, welche manchmal zu wünschen übrig läßt, als die Einzelheiten, ganz besonders aber das liebevolle Sichvertiefen in das verwickelte Spiel fein nuancierter Gemütsbewegungen. Es scheint nicht unmöglich, daß diese Ausnahmen, zugleich mit der Regel, wenigstens zum Teil ihre Erklärung in jener Bewußtseinsverengerung finden, welche wir früher den Frauen als ein charakteristisches Merkmal zuzuschreiben uns veranlaßt fanden. Alle Kunst entspringt aus Gefühlen; eine unerläßliche Bedingung zur Entstehung des Kunstwerkes ist aber diese: daß jene Gefühle nicht ganz das Bewußtsein in Anspruch nehmen. Wer ganz von seiner Liebe, seinem Glück oder seinem Schmerze erfüllt ist, macht keine Gedichte darüber; und so verhält es sich wohl auch in den anderen Künsten.

Der Künstler muß sich gewissermaßen verdoppeln: sowohl starke Gefühle haben, wie das Bedürfnis empfinden dieselben zu objektivieren; die Frauen werden vielleicht von den Gefühlen zu sehr in Anspruch genommen, um sich für die Objektivierung derselben genügend zu interessieren. Zum Teil hängt dies, wie früher bemerkt wurde, sicher mit ihrer Emotionalität zusammen, aber ebenso sicher reicht diese Emotionalität zur Erklärung nicht aus. Denn eine übermäßig starke Emotionalität bekunden fast ausnahmslos auch die männlichen Maler, Bildhauer, Musiker und Dichter, und nicht am wenigsten diejenigen, welche in ihrer Kunst das Allerhöchste erreicht haben. Wir werden hier also noch einmal auf die früher bereits gestreifte Vermutung zurückgeführt, daß die weibliche Bewußtseinsverengung durch die Emotionalität zwar begünstigt, aber nicht erst geschaffen wird. Jene Künste aber, in welchen die Frauen von jeher sich in gleichem Maße wie die Männer ausgezeichnet haben, sind eben solche, welche die oben erwähnte Verdoppelung nicht erfordern: auf der Bühne, im Briefe und bei der Charakterdarstellung im Roman darf sich der Künstler ganz in seinen Gegenstand versenken, hat er nur zu äußern, was er in sich fühlt. Es wird späteren Untersuchungen vorbehalten bleiben müssen, durch sorgfältige Vergleichung der psychischen Eigenart zahlreicher männlicher und weiblicher, auf verschiedenen Gebieten tätiger Künstler diese Vermutungen zu bestätigen oder zu widerlegen.

Wir gelangen also zum Ergebnis, daß sicher in der Wissenschaft und in der Technik, und vielleicht auch in der Kunst, die Seltenheit der weiblichen Genies weniger auf mangelnden Fähigkeiten als auf mangelnden Neigungen, weniger auf dem Können als auf dem Wollen beruht. Für alle diese Gebiete gilt, was Lotze in bezug auf das zuerstgenannte sagt: „es dürfte kaum

etwas geben, was ein weiblicher Verstand nicht einsehen könnte, aber sehr vieles, wofür die Frauen sich nie interessieren lernen".[1] Und die Worte, mit welchen nach einer Mitteilung Winklers[2] eine begabte junge Frau sich von einer interessanten, ihr von vielen beneideten Stellung lossagte: „ach ja, mein Verstand fand dabei Befriedigung, aber mein Herz nicht", dürften vielen in der Wissenschaft oder in der Kunst tätigen Frauen aus der Seele gesprochen sein. Schließlich sind für die Frau diese beiden nur etwas im Leben, nicht, wie die Liebe, das Leben selbst; sie wird stets bereit sein, die ersteren für die letztere zu opfern. Bei dem Manne verhält es sich eher umgekehrt: stellt ihn das Schicksal vor die Wahl, so wird er mindestens zaudern.

Man könnte nun aber geneigt sein zu fragen, ob nicht doch, neben diesem mangelnden Interesse, auch mangelnde Fähigkeiten zur Erklärung der vorliegenden Tatsachen in Betracht zu ziehen seien; und selbstverständlich läßt sich der zwingende Beweis, daß dies nicht der Fall ist, schwerlich erbringen. Wohl aber läßt sich mit Grund behaupten, daß manches, was in dieser Beziehung angeführt worden ist, als nicht zur Erklärung dienlich verworfen werden muß. Man hat beispielsweise geglaubt, eine größere Beweglichkeit und eine geringere Geduld bei den Frauen für die Minderwertigkeit ihrer intellektuellen Leistungen verantwortlich machen zu müssen, da ja durch diese Eigenschaften eine dauernde Anspannung der Aufmerksamkeit bei ihnen erschwert werde.[3] Nun lehrt in der Tat die Hereditätsenquete (Fr. 1), daß die Frauen durchschnittlich etwas beweglicher sind als die Männer; nach der nämlichen Hereditätsenquete sind sie aber bei eigenen Krankheiten be-

[1] a. a O., S. 370. — [2] a. a. O., S. 62. — [3] Mme de Rémusat, a. a. O., S. 36.

deutend geduldiger (Fr. 89); und daß sie an der Wiege ihrer Kinder sowie am Bette kranker Angehöriger tausendmal mehr Geduld entfalten als die Männer, steht wohl außer Frage. Auch hier liegt demnach die Sache wohl wieder so, daß mehr die verschiedene Richtung des Interesses als ein verschiedenes Maß der Geduld die vorliegenden Differenzen bedingt. — Sodann hat man gemeint, es sei besonders die willkürliche Anspannung der Aufmerksamkeit, welche den Frauen schwer fällt und sie bald ermüdet; eben daraus erkläre sich die Häufigkeit leichterer oder schwererer nervöser Störungen bei den studierenden jungen Frauen. Hierzu möchte ich bemerken, daß die während langer Zeit fortgesetzte willkürliche Anspannung der Aufmerksamkeit wohl für jeden schwierig und ermüdend ist; der Unterschied zwischen den männlichen und weiblichen Studierenden dürfte viel weniger in der Widerstandsfähigkeit gegen willkürliche Aufmerksamkeitsanspannung zu suchen sein als in dem Umstande, daß die ersteren, kraft des größeren Interesses, welches sie an ihren Studien finden, ihre Aufmersamkeit in weit geringerem Maße willkürlich anzuspannen brauchen als die letzteren. Selbstverständlich ist dieser Unterschied, wie alle anderen, bloß gradueller Natur; die Sache liegt nicht so, daß die Männer an ihren Studien alles, die Frauen dagegen nichts interessant fänden; aber jene werden bei der wissenschaftlichen Arbeit viel häufiger als diese auf Sachen stoßen, welche sie direkt interessieren, und welche dadurch der willkürlichen Aufmerksamkeit eine wenigstens zeitweilige Entlastung zuteil werden lassen. Kommen aber jene Männer einmal in die Lage, wissenschaftlich arbeiten zu müssen, während ihre Gedanken anderswo beschäftigt sind, so sind sie kaum weniger wie die Frauen der Gefahr nervöser Störungen ausgesetzt: daher die bekannte Erscheinung, daß, sobald sich zur gewohnten Arbeit schwere Sorgen, häus-

liches Leid u. dgl. zugesellen, die geistige Gesundheit so oft in die Brüche geht. Genau dasselbe aber, was in solchen Fällen die Hemmung durch emotionelle Vorstellungen leistet, leistet bei den Frauen vielfach das ungenügende Interesse: jeden Augenblick aufs neue müssen sie sich zwingen, bei der Sache zu bleiben, bis das Examen bestanden ist, oder bis sie zusammenbrechen. Es kommt noch hinzu, daß bei den Männern die immerhin unumgängliche willkürliche Aufmerksamkeitsanspannung durch die vielfachen Zerstreuungen, welche das Studentenleben bietet, unterbrochen und unschädlich gemacht wird; während umgekehrt den Frauen solche Zerstreuungen nur in geringem Maße zu Gebote stehen, und sie außerdem durch ihr stark entwickeltes Pflichtgefühl dazu getrieben werden, dieselben nicht zu suchen, sondern vielmehr ihre ganze Zeit den oft verhaßten Büchern zu widmen. Daß, wo diese Faktoren zusammenwirken, die weiblichen Studenten häufiger als die männlichen die Zeichen der Überbürdung erkennen lassen, ist gewiß nicht zu verwundern.

Nach alledem scheint mir der Schluß gerechtfertigt, daß die geringere Anzahl und Qualität der wissenschaftlichen Leistungen, welche für das weibliche Geschlecht festgestellt wurde, wesentlich auf dem Zurücktreten rein intellektueller Interessen bei diesem Geschlecht, in letzter Instanz aber auf der Vorliebe für das Konkrete und Persönliche und auf den starken emotionellen Bedürfnissen desselben beruht. Jedenfalls sind dies Erklärungsgründe, deren tatsächliches Vorliegen sich direkt feststellen läßt, und welche Abweichungen in der Richtung des Gegebenen hervorbringen müssen; die sonstigen vorgeschlagenen Erklärungen dagegen sind entweder ungenügend, oder zeigen sich von jener abhängig. Ob jene auch quantitativ genügen, um von der Sachlage Rechenschaft zu geben, oder ob noch weitere Gründe zu suchen sind, dies zu entscheiden sind wir noch lange nicht in der Lage.

Die Leistungen der Frauen im Leben: die Tatsachen.

Soviel also über die Unterschiede zwischen den Geschlechtern in der Wissenschaft und über die Erklärung derselben; in bezug auf die entsprechenden Unterschiede im Leben stehen uns quantitative Daten in noch weit geringerer Anzahl zur Verfügung. Einen einigermaßen festen Boden bietet hier zurzeit eigentlich nur noch die Hereditätsenquete, deren Ergebnise ja die Eindrücke zusammenfassen, welche zahlreiche Beobachter im täglichen Verkehr von 1300 Männern und 1200 Frauen gewonnen haben. Doch müssen wir bei der Deutung dieser Ergebnisse ganz besondere Vorsicht üben, da doch im Leben die Frauen ihre intellektuellen Fähigkeiten auf ganz anderen Gebieten betätigen als die Männer, und demnach in hohem Maße der Gefahr ausgesetzt sind, mit Rücksicht auf diese Fähigkeiten von den Männern falsch beurteilt zu werden. So haben beispielsweise die meisten Männer nur eine sehr schwache Vorstellung von den Talenten, welche die Frauen in der Verwaltung des Hauses, beim Verfertigen ihrer Kleider, im Verkehr mit Dienstboten, bei der philanthropischen Arbeit zur Anwendung bringen; zeigen dann diese Frauen wenig Verständnis für wissenschaftliche oder politische Fragen, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß dieser Mangel mehr als jene Leistungen das männliche Urteil beeinflußt. Eben darum wird es hier besonders nützlich sein, neben den allgemeinen Ergebnissen der Hereditätsenquete, in welchen ja die Stimmen der Männer weitaus überwiegen, die Ergebnisse aus den von Frauen ausgefüllten Fragebögen gesondert zu Rate zu ziehen und überall unser Endurteil erst durch die Vergleichung beider bestimmen zu lassen.

Diese Vergleichung ergibt dann, wie im Anhange (S. 283 bis 286) nachzusehen ist, in einigen Punkten vollständige oder nahezu vollständige Übereinstimmung zwischen den

männlichen und den weiblichen Urteilen. Nach diesen sowie nach jenen sind die Männer häufiger verständig, selbständig in ihren Ansichten, bündig und sachlich in ihren Mitteilungen und geistreich; während die Frauen zwar nur von den männlichen Berichterstattern als häufiger oberflächlich oder dumm, dagegen von männlichen und weiblichen Berichterstattern übereinstimmend als häufiger beschränkt, weitschweifig und umständlich, und zum Nachschwatzen geneigt beschrieben werden. Stellt man dann mit diesen Ergebnissen noch diejenigen der Fragen 72, 74, 75, 79 und 86 zusammen, welche lehren, daß die Frauen, wieder nach dem gemeinsamen Urteil der Berichterstatter beiderlei Geschlechts, viel seltener über Sachen und häufiger über Personen reden, weniger lesen und das Gelesene weniger genau und geordnet behalten, weniger Interesse für abstrakte Spekulationen und für Verstandesspiele empfinden, viel seltener sachlich und viel häufiger einfach drauf los reden wie die Männer, so scheint damit wohl entschieden zu sein, daß auch im Leben der weibliche Intellekt, soweit die uns zur Verfügung stehenden Daten reichen, sich nicht nur anders geartet zeigt als der männliche, sondern auch an Vollkommenheit an allen Punkten weit bei demselben zurücksteht.

Wir haben jedoch unsere Daten noch nicht bis zum Ende ausreden lassen. Neben jenen Fragen, in bezug auf welche zwischen männlichen und weiblichen Berichtgebern eine so schöne Übereinstimmung herrscht, stehen nämlich noch einige andere, über welche ihre Urteile schnurstracks auseinandergehen, und welche deshalb, mit Rücksicht auf das oben Bemerkte, in ganz besonderem Maße unsere Aufmerksamkeit verdienen. Was Beobachtungsgabe, leichte Auffassung, praktischen Sinn und Menschenkenntnis betrifft, liegen

im Gesamtresultat der Enquete zwischen den Geschlechtern entweder nur unbedeutende oder für die Männer günstige Unterschiede vor; ziehen wir aber die von weiblicher Hand herrührenden Berichte gesondert zu Rate, so zeigen sich in allen diesen Punkten die Frauen weitaus im Vorteil. Bloßer Zufall kann dies nicht sein: dafür sind die vorliegenden Differenzen viel zu groß. Ebensowenig darf Parteilichkeit der weiblichen Berichtgeber ihrem Geschlechte gegenüber zur Erklärung herangezogen werden; denn gegen diesen Verdacht haben sich jene Damen durch ihre sehr entschiedene Anerkennung der männlichen Superiorität in bezug auf andere Intelligenzleistungen genügend geschützt. Auch gehören jene vier Eigenschaften gewissermaßen zusammen: sie zeugen alle für die Fähigkeit, die gegebene Wirklichkeit scharf aufzufassen und intuitiv zu deuten, und unterscheiden sich eben dadurch von anderen Eigenschaften wie Verstand, weiter Blick, selbständiges Urteil, Bündigkeit und Sachlichkeit, in bezug auf welche über den Vorrang der Männer keine Meinungsverschiedenheit besteht. Es wäre sonderbar, wenn entweder der Zufall oder die Parteilichkeit eben diese zusammengehörigen Eigenschaften herausgesucht hätte, um sie für die Frauen zu vindizieren. Es bleibt also, glaube ich, nur übrig anzunehmen, daß das Urteil jener Frauen eine reelle Grundlage hat; daß aber die Männer allzu ausschließlich Intelligenzleistungen auf ihrem eigenen Gebiete und nach ihrer besonderen Weise ins Auge gefaßt haben, um jene Grundlage zu entdecken oder genügend zu würdigen. Und wir dürfen vielleicht hoffen, hier einen Standpunkt gefunden zu haben, von welchem aus wir dereinst auch zu den positiven Seiten des weiblichen Intellekts werden vordringen können.

Diese Hoffnung verstärkt sich nun in hohem Maße, wenn wir, das Gebiet der mehr oder weniger exakten

Daten verlassend, uns auf die Erfahrungen besinnen, welche uns im Umgang mit Frauen das alltägliche Leben tausendfach zur Verfügung stellt. Auch diese Erfahrungen enthalten scheinbare Widersprüche, und zwar scheinbare Widersprüche von der nämlichen Art, wie sie uns in den Ergebnissen der Hereditätsenquete entgegengetreten sind. Die Anzahl der Frauen, denen wir das Prädikat „verständig“ beilegen würden, ist sicher geringer als diejenige der Männer, für verwickelte Beweisführungen zeigen sie sich selten zugänglich, in der Diskussion mischen sie Wesentliches und Unwesentliches oft bedenklich durcheinander; aber wie häufig kommen wir andererseits in die Lage, uns einer Frau gegenüber herzlich dumm zu fühlen! Wir haben etwa eine schwerwichtige Theorie entwickelt, welche bei unseren Geschlechtsgenossen teils verdiente Anerkennung, teils vorhergesehenen und darum unschwer zu begegnenden Widerspruch gefunden hat: da kommt eine Zuhörerin und macht eine kurze Bemerkung, stellt eine schüchterne Frage, weist auf eine einfache Tatsache hin, an welche wir gar nicht gedacht hatten, und welche uns nötigt, unsere so schön geschlossene Beweisführung einer gründlichen Revision zu unterziehen. Oder wir haben mit einer uns wenig bekannten Frau eine Besprechung über einen einigermaßen heiklen Gegenstand: wir fühlen uns linkisch und unbeholfen, suchen mühselig nach passenden Worten, unterbrechen und verwirren uns; sie dagegen spricht einfach und natürlich, sucht nicht, und sagt dennoch kein einziges Wort, welches nicht hätte gesagt werden sollen. Oder wir haben ein Buch verlegt und eine halbe Stunde ohne Erfolg danach gesucht; endlich rufen wir unsere Frau zur Hilfe, welche, obgleich sie das Buch kaum von Aussehen kennt, es nach wenigen Minuten findet. Oder endlich: das Urteil einer Frau über irgendeinen Bekannten weicht von dem unsrigen erheblich ab;

wir führen Gründe an, sie nicht oder kaum; dennoch gibt spätere Erfahrung ihr häufig recht. Solche und ähnliche Leistungen bilden den Stolz der Frauen; sie betrachten dieselben mit Recht nicht als individuelle, sondern als Geschlechtsvorzüge und spotten gern ein wenig über die dummen Männer, welche nichts einsehen können, was sie nicht zuerst mühsam ausgerechnet haben. „On ne nous apprend rien, nous devinons tout!“[1] Diese Kunst des Erratens aber, im Gegensatze zu der des verständigen Erschließens, ist wieder eben dasjenige, was wir auch nach den Berichten der weiblichen Mitarbeiter an der Hereditätsenquete für die Frauen in Anspruch zu nehmen uns veranlaßt fanden.

Wir werden also von verschiedenen Seiten auf den Gegensatz zwischen zwei Erscheinungsformen des Intellekts geführt, deren eine man als Verstand i. e. S., die andere als Intuition oder Divination zu bezeichnen pflegt, und von welchen jene im männlichen, diese im weiblichen Denken am besten zu Hause zu sein scheint. Und in der Tat finden wir nahezu überall, wo von den intellektuellen Unterschieden zwischen den Geschlechtern die Rede ist, diesen Gegensatz erwähnt, und nicht selten als den Schlüssel zu allen anderen dargestellt. Wir dürfen also hoffen, auf sicherem Boden zu stehen, und wollen jetzt das damit gewonnene vorläufige Resultat genauer zu bestimmen und zu erklären versuchen.

Die Erklärung der Tatsachen.

Da scheint es denn zunächst wohl sicher, daß, wenn die Frauen sowohl nach dem allgemeinen Eindruck wie nach den übereinstimmenden Ergebnissen der Hereditätsenquete auch im Leben sich weniger verständig zeigen als die Männer, der Grund hierfür schwerlich in den nämlichen Umständen liegen kann, aus welchen

[1] Marion, a. a. O., S. 190.

wir ihr Zurückbleiben in wissenschaftlichen Leistungen zu erklären versucht haben. Denn im Leben sind die Fragen, an welchen sich der Verstand zu betätigen hat, nur äußerst selten abstrakter, in den allermeisten Fällen dagegen konkreter Natur; und es wäre zu vermuten, daß dementsprechend hier, neben den sonstigen Faktoren des Intellekts, auch das Interesse bei den Frauen in gleichstarkem oder stärkerem Maße als bei den Männern auftreten und sie zu gleich guten oder besseren Leistungen befähigen müßte. Auch ist ersteres allem Anscheine nach wirklich der Fall: im Leben zeigen sich die Frauen für sehr wenig gleichgültig, vielmehr überall geneigt, mit Wärme Partei zu ergreifen und energisch ihre Meinung zu verteidigen; dennoch haben sowohl sie selbst wie die Männer den Eindruck, daß ihre Leistungen auch hier hinter denen jener zurückbleiben. Wenn man aber, diesem Eindruck zufolge, häufig der Frau „die Logik“ absprechen zu müssen geglaubt hat, so ist diese Formulierung doch als mindestens ungenau und irreführend zu verwerfen. Die Logik, das System der Formen und Gesetze, nach welchen aus gegebenen Prämissen die entsprechenden Schlußfolgerungen abgeleitet werden, ist für die Frau die nämliche wie für den Mann: das beweist sie schlagend, sobald sie ihren eigenen Standpunkt verteidigt oder in der Argumentation des Gegners eine schwache Stelle entdeckt. Ihr Fehler ist nicht der, daß sie aus den in Betracht gezogenen Prämissen falsch schließt, sondern vielmehr dieser, daß sie von den Prämissen, welche in Betracht gezogen werden müßten, tatsächlich nur einen Teil berücksichtigt. Formal folgert sie nicht anders wie der Mann; und wenn sie in einem gegebenen Fall die nämlichen Gründe ins Auge faßt wie er, wird sie daraus auch die nämliche Schlußfolgerung ableiten; aber die von ihr ins Auge gefaßten Gründe sind sehr häufig das

Ergebnis einer unbewußten Selektion, welche nur dasjenige zu klarem Bewußtsein und normaler Wirksamkeit gelangen läßt, was vorhergehenden Wünschen und Auffassungen entspricht. Somit *wäre hier für die Fehler des weiblichen Denkens derjenige Faktor verantwortlich zu stellen, welchen wir oben bei der Besprechung ihrer wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit auszuschalten uns veranlaßt fanden, nämlich ihre mangelhafte Besonnenheit, die ungleichmäßige Verfügbarkeit ihres Wissens.* Und zwar finden die Verhältnisse hier und dort ihre gemeinsame Grundlage in der *übermäßigen Emotionalität* der Frauen, derzufolge rein wissenschaftliche Fragen ihnen ein allzu schwaches, Lebensfragen dagegen ein oft bedenklich starkes Interesse einzuflößen pflegen. Es ist eben für viele Frauen fast unmöglich, sich an einer Besprechung über irgendeine sie interessierende Frage zu beteiligen, ohne von Anfang an darin Partei zu ergreifen; bereits die einfache Fragestellung löst emotionelle Reaktionen aus, läßt eine Antwort als sympathisch, die andere als antipathisch erscheinen; und damit ist die Sache nicht selten schon entschieden. Von diesem Augenblicke an fühlt sich die betreffende Frau nicht mehr als Richter, sondern als Sachanwalt; sie hat die Wahrheit nicht mehr zu suchen, sondern nur noch zu verteidigen, und wenn sie sich nach Gründen umsieht, geschieht dies weniger, um eigene Zweifel zu lösen, als um die Bedenken anderer widerlegen zu können. Eine solche Gemütsverfassung ist offenbar für eine sachliche Diskussion die denkbar ungünstigste; und in der Tat ergibt die Hereditätsenquete, daß Kühlheit und Sachlichkeit im Gespräch bei 41.4 % der Männer, dagegen bloß bei 34.1 % der Frauen festgestellt wurde (Fr. 10). Für das Verständnis der vorliegenden Erscheinungen kommt

dann, neben der Emotionalität, ganz besonders noch jene Verengerung des Bewußtseins in Betracht, welche wir, mag sie nun von der Emotionalität mehr oder weniger abhängig sein, jedenfalls als eine zweite für das weibliche Geschlecht typische Eigenschaft erkannt haben (S. 46—54). Denn während die Emotionalität an und für sich schon genügen würde, den Gründen für die Ansicht, deren die Frau sich angenommen hat, eine größere, den entgegengesetzten Gründen eine geringere psychische Wirksamkeit zu gestatten, als denselben von Rechts wegen zukommt, hebt die einseitige Festlegung der Aufmerksamkeit nicht nur die Möglichkeit auf, Schwierigkeiten zu entdecken, welche in jener Ansicht versteckt liegen, sondern verschließt sie auch das Ohr für Einwände, welche von seiten anderer dagegen angeführt werden. Daraus erklärt sich dann leicht der Schein einer alogischen Denkweise bei den Frauen, welcher in zahlreichen allbekannten Sprichwörtern seinen drastischen Ausdruck gefunden hat: wenn triftige, selbst entscheidende Gründe, eindringlich und wiederholt vorgetragen, dennoch ohne die Spur einer Wirkung abgleiten, so scheint es kaum möglich, dem Schlusse zu entgehen, daß die logischen Gesetze für die Frauen nicht gelten. Und in der Tat wäre dieser Schluß vollkommen berechtigt, wenn jene Gründe wirklich ins Bewußtsein aufgenommen wären und den Denkprozeß hätten mitbestimmen können: statt dessen sind aber nur die Worte gehört, und ist der Sinn derselben entweder überhaupt nicht verstanden oder im nämlichen Augenblick wieder verdrängt worden, woraus sich dann das Ausbleiben der erwarteten Wirkung ohne weiteres erklärt. Und endlich kommt noch ein drittes hinzu, die Männer stutzig zu machen. Kraft ihrer allgemeinen Abneigung gegen die Analyse und ihrer daraus folgenden mangelhaften Übung in der Anwendung derselben, verläuft bei den

Frauen viel häufiger als bei den Männern der logische Prozeß im Unbewußten; ihre schnelle Parteinahme beruht eben häufig auf der Nachwirkung zahlreicher früherer Erlebnisse, welche der durch sie gestützten Ansicht eine so große subjektive Gewißheit verleihen, daß die betreffende Frau nicht das Bedürfnis empfindet, dieselben einzeln hervorzuholen und auf ihre Beweiskraft zu prüfen. Demzufolge kann sie sich sicher fühlen, ohne Gründe anführen zu können, also scheinbar ohne Gründe zu haben; wodurch dann der Eindruck einer abweichenden Organisation des Denkens sich noch weiter verstärkt. — Schließlich wäre noch hinzuzufügen, daß die nämliche Geistesverfassung, welche unter Umständen die Frau für die stärksten Gründe unempfindlich macht, unter anderen Umständen umgekehrt sehr schwachen Gründen ihr gegenüber eine übermäßige Überzeugungskraft verleihen kann. Es kommt eben alles darauf an, ob die früher für richtig gehaltenen, oder ob die neu sich darbietenden Ansichten das starke Gefühl auf ihrer Seite haben: wer es versteht, seine Sache so vorzutragen, daß dieselbe als eine sittlich wertvolle, oder als eine mit unwürdigen Mitteln bekämpfte, oder auch nur als eine besonders interessante Sache erscheint, hat bei vielen Frauen das Spiel bereits gewonnen und braucht sich um eine genaue Erörterung der Gründe für und wider kaum mehr zu kümmern. Ja, es mag sein, daß bisweilen, da unlustbetonte nicht weniger als lustbetonte Vorstellungen die psychische Energie in Anspruch nehmen, auch Theorien und Behauptungen, welche als entschieden unsittlich imponieren, leichter als indifferente dazu gelangen, die Frauen in ihren Bann zu bringen; woraus denn jener leise Zug ins Perverse zu erklären wäre, welcher auch bei hochstehenden Frauen selten vollständig fehlt. Alle diese Verhältnisse werden nun durch die Hereditätsenquete wenigstens in-

sofern bestätigt, als nach ihr 53.2 $^0/_0$ der Männer und bloß 45.2 $^0/_0$ der Frauen eine normale Zugänglichkeit für neue Auffassungen erkennen lassen, während von den ersteren nur 11.3 $^0/_0$, von den letzteren dagegen 15.3 $^0/_0$ als leicht zu bereden beschrieben werden (Fr. 21): Unterschiede, welche durchwegs von der gleichen Ordnung sind wie diejenigen, welche sich auf die intellektuellen Fähigkeiten beziehen.[1]

Sofern ich richtig sehe, spielt demnach die Emotionalität zur Erklärung der Tatsache, daß die Frauen auch im Leben durchschnittlich weniger Verstand zeigen als die Männer, eine doppelte Rolle. Erstens diese, daß manchmal *vorher gegebene* Sympathien, Antipathien und Wünsche, welche sich auf die Gegenstände irgendwelcher Streitfrage beziehen, eine unbewußte Selektion aus den für diese Streitfrage in Betracht kommenden Prämissen zustande bringen. Zweitens aber die andere, daß, auch wenn die betreffenden Gegenstände an und für sich durchwegs indifferenter Natur sind, also keine gemütliche Bedeutung besitzen, sie *in der Diskussion und durch die Diskussion selbst* überaus leicht eine solche

[1] Die nämliche Frage ergibt auch für die Neigung, hartnäckig an einmal aufgefaßten Meinungen festzuhalten, ein Übergewicht bei den Frauen (27.5 gegenüber 26.6 $^0/_0$); nach der Erläuterung zur betreffenden Frage war aber damit nicht die schwere Überzeugbarkeit schlechthin, sondern nur die schwere Überzeugbarkeit in bezug auf alte, festgerostete Ansichten, also die „Steckenpferdreiterei" gemeint. Jener Unterschied darf also (abgesehen von seinem geringen Betrage) nicht zur Begründung der im Texte behaupteten Sachlage herangezogen werden. Immerhin bleibt es interessant, daß die betreffende Eigenschaft, welche im allgemeinen durch Nichtemotionalität begünstigt wird, dennoch bei den emotionellen Frauen in gleicher oder größerer Häufigkeit wie bei den Männern festgestellt wurde.

gewinnen. Die Sache verläuft hier wohl so, daß, sobald die Frage aufgeworfen wird, infolge der Nachwirkung früherer Erfahrungen oder Überlegungen sofort eine der möglichen Lösungen als die vermutlich oder sicherlich richtige erscheint; womit dann bei sehr emotionellen Naturen zugleich eine gemütliche Parteinahme für dieselbe, also das lebhafte Gefühl, sich derselben annehmen zu müssen, und eine gewisse Empörung darüber, daß andere dieselbe nicht als richtig anerkennen wollen, gegeben sein kann. Ich glaube kaum zu weit zu gehen, wenn ich behaupte, daß manche Frauen, kraft ihrer starken Emotionalität, ihrer lebhaften Phantasie und ihrer oben besprochenen Neigung, alles ins Konkrete und Persönliche zu wenden, sogar leicht dazu gelangen, für eine scharfbekämpfte Ansicht, ähnlich wie für ein hilfsbedürftiges Kind, eine Art Mitleid zu empfinden und sich das Eintreten für dieselbe gleichsam zur Pflicht zu machen. — Aber auch abgesehen von Vorurteil und Parteinahme, bedingt die Emotionalität häufig dadurch Verstöße gegen die Logik, daß sie (in früher besprochener Weise: S. 57) dem Eindrucke des Augenblicks eine übermächtige Gewalt verleiht. Wenn also den Frauen manchmal vorgeworfen wird, daß sie die Sachen nicht in verschiedenen Niveaus zu sehen, also nicht zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem zu unterscheiden vermögen, so dürfte dies wenigstens zum Teil darauf beruhen, daß bei ihnen auch das Unwichtige und Unwesentliche mitunter in genügendem Maße Gefühlsbetonung gewinnt, um zeitweilig die ganze Aufmerksamkeit für sich in Anspruch zu nehmen; wodurch dann die Vergleichung desselben mit dem Wichtigen und Wesentlichen ausgeschlossen und momentan eine übertriebene Bewertung desselben verursacht wird. Aus dem nämlichen Grunde sind die Frauen mehr als die Männer der Gefahr ausgesetzt, in der Diskussion auf Widersprüche

ertappt zu werden: vor solchen gibt es ja keinen wirksameren Schutz als die Sekundärfunktion der Vorstellungen, welche sich auf früher Behauptetes beziehen, und diese Sekundärfunktion kann durch eine neu eintretende gefühlsbetonte Vorstellung vorübergehend vollständig zurückgedrängt werden. So läßt sich noch in bezug auf manche andere Punkte bestätigen, daß die intellektuellen Mängel der Frauen sämtlich in derjenigen Richtung liegen, nach welcher das bei ihnen sicher überdurchschnittlich vorhandene Merkmal der Emotionalität hinweist.

Es erübrigt noch, gleichsam die Probe auf das Exempel zu machen und nachzusehen, ob jene Mängel auch bei den Emotionellen überhaupt, ohne Rücksicht auf den Unterschied der Geschlechter, sich in überdurchschnittlichem Maße nachweisen lassen. Für die Beantwortung dieser Frage liefert schon die biographische Untersuchung einiges Material, insofern dort ein gutes Urteil, praktischer Sinn und Menschenkenntnis den Nichtemotionellen in 48.4, 51.6 bzw. 22.6 %, den Emotionellen dagegen bloß in 21.1, 28.2 bzw. 12.7 % der untersuchten Fälle beigelegt werden konnten. Ausführlichere und besser gesicherte Daten bietet die Hereditätsenquete, aus welcher sich für diejenigen Eigenschaften, welche wir oben (S. 156—158) unseren Erörterungen über die intellektuellen Leistungen der Frauen im Leben zugrundegelegt haben, folgende Prozentsätze für emotionelle und nichtemotionelle Männer und Frauen ergeben:

Tabelle 15.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 27: leicht auffassend . .	58.6	58.4	53.5	48.9
verständig	50.1	59.6	40.7	49.8
oberflächlich	19.4	14.4	25.7	17.1
dumm	3.5	3.7	5.0	5.3
„ 31: selbständig	61.9	73.9	52.7	68.2
geneigt nachzuschwätzen	22.7	13.4	29.7	19.3
„ 37: weitschweifig und umständlich	22.2	13.8	23.7	18.1
bündig und sachlich .	49.5	65.4	42.5	55.1
„ 34: witzig	49.3	37.3	38.2	34.6
nicht	25.4	36.9	32.1	41.1
„ 30: weitblickend	64.1	64.6	51.3	58.2
beschränkt	19.6	17.5	25.4	27.7
„ 72: redend über Sachen .	56.1	65.8	29.2	38.3
über Personen	27.6	21.7	47.9	42.7
über sich selbst	15.9	9.1	14.5	8.1
„ 74: viel lesen	49.1	50.4	47.9	49.5
wenig lesen	39.5	37.8	36.8	40.2
genau und geordnet behalteu	50.0	50.8	35.3	73.3
ungenau und verwirrt behalten	16.4	10.1	21.2	17.4
„ 75: Grübler	23.7	13.6	13.4	12.1
„ 79: Verstandesspiele . . .	41.5	44.6	22.1	19.6
„ 86: sachlich	31.4	46.2	16.3	33.3
drauf los schwatzend	13.4	6.2	22.1	10.3
„ 40: gute Beobachter . .	56.1	58.6	51.7	57.6
nicht	19.3	17.9	18.1	19.6
„ 29: praktisch und findig .	64.6	74.3	66.1	69.8
unpraktisch	21.1	13.2	17.6	16.5
„ 28: Menschenkenner . . .	47.6	54.3	36.1	46.7
nicht	30.4	21.3	33.1	25.9

Eine kurze Durchmusterung dieser Tabelle genügt, den nachteiligen Einfluß der Emotionalität auf die intellektuellen Leistungen deutlich ans Licht zu bringen und also unseren Vermutungen über den wesentlichen Grund der Mängel des weiblichen Intellektes eine erwünschte Bestätigung zuteil werden zu lassen. Aber auch in be-

zug auf die einzelnen Eigenschaften ist die Übereinstimmung mit unseren früheren Ergebnissen eine sehr befriedigende. Leichte Auffassung (Fr. 27) und Beobachtungsgabe (Fr. 40), welche die männlichen Berichterstatter mehr bei den Männern, die weiblichen mehr bei den Frauen gefunden hatten (S. 157—158), zeigen sich nach Tabelle 15 in der Tat von der Emotionalität wenig abhängig; und von der Dummheit, wobei es sich umgekehrt verhält, gilt das nämliche (Fr. 27). Praktischer Sinn (Fr. 29), in bezug auf welchen eine ähnliche Meinungsverschiedenheit vorlag, wird allgemein durch Nichtemotionalität begünstigt; wenn dessenungeachtet die Frauen denselben nach den weiblichen Referenten viel häufiger, nach den männlichen nahezu gleich häufig bekunden wie die Männer, so liegt es nahe, den Grund hierfür in ihrer später nachzuweisenden größeren Aktivität zu suchen; da ja nach der Hereditätsenquete die Aktivität in noch weit höherem Maße den praktischen Sinn begünstigt, als die Emotionalität denselben schädigt.[1] Nicht ganz so durchsichtig liegen die Verhältnisse in bezug auf Menschenkenntnis (Fr. 28). Dieselbe gehört zu den sehr wenigen Eigenschaften, welche männliche und weibliche Berichterstatter beide entschieden für das eigene Geschlecht in Anspruch nehmen; die männlichen Ansprüche werden gestützt durch die gleich entschiedene Korrelation mit Nichtemotionalität (Tab. 15), die weiblichen dagegen durch die theoretischen Zusammenhänge, auf welche oben (S. 158) hingewiesen wurde. Nun werden aber jene theoretischen Zusammenhänge zwischen Menschenkenntnis einerseits, leichter Auffassung, Beobachtungsgabe und praktischem Sinn andererseits wieder durchbrochen durch die Emotionalität: von allen Vorstellungen sind

[1] Z. f. Ps., Bd. 51, S. 12.

nun einmal diejenigen, welche sich auf Menschen beziehen, am meisten gefühlsbetont; und so ließe es sich denn unschwer verstehen, wenn die allgemeine Fähigkeit der Frauen, Gegebenes scharf aufzufassen und intuitiv zu deuten, eben in bezug auf Menschen durch Vorurteile, Sympathien und Antipathien stark beeinträchtigt würde. Bis auf weiteres halte ich es demnach für wahrscheinlich, daß in diesem Punkte die männlichen Berichterstatter recht behalten, und daß die Frauen auch in der Menschenkenntnis bei dem anderen Geschlechte zurückbleiben.

Eigentliche Diskrepanzen zwischen den Geschlechts- und den durch die Emotionalität bedingten intellektuellen Unterschieden liegen nur in bezug auf zwei Fragen (75 und 34) vor: nach den Antworten auf die erstere wird die *Grübelei*, nach denjenigen auf die andere *Geist und Witz* durch die Emotionalität entschieden begünstigt, während dennoch diese Eigenschaften merklich häufiger den Männern als den Frauen zugeschrieben werden. Für die Grübelei (näher bestimmt als die Neigung, sich in abstrakte philosophische oder theologische Grübeleien zu vertiefen) liegt die Erklärung wahrscheinlich in den äußeren Umständen[1]: die Erziehung der Frauen ist eben im großen und ganzen viel weniger als diejenige der Männer dazu angetan, ihre moralischen und religiösen Interessen in spekulative Bahnen zu lenken; außerdem weist ihre Aktivität sie in die Richtung der

[1] Man könnte auch daran denken, dieselbe in der oben hervorgehobenen Abneigung der Frauen gegen die Abstraktion zu suchen. Aber diese findet sich auch bei den Emotionellen überhaupt; die im Texte wörtlich angeführte Frage aber bezieht sich nicht auf abstraktes Denken schlechthin, sondern auf theologische und philosophische Grübeleien, welche, wo sie von Nichtfachleuten betrieben werden, fast immer von Gemütsbedürfnissen getragen werden.

„foi agissante“ und der Philanthropie. Dagegen läßt sich für die zweite Diskrepanz nicht so leicht eine befriedigende Erklärung finden. Wir haben früher (S. 93—94) den Mangel an Geist bei den Frauen mit dem Vorherrschen der Kontiguitätsassoziation in ihrem Denken in Zusammenhang gebracht; und in der Tat scheinen diese beiden eine naheliegende gemeinsame Erklärung in ihrer Abneigung gegen die Analyse zu finden: führt doch die Kontiguitätsassoziation innerhalb eines zusammenhängenden Vorstellungskomplexes von einem Element zum anderen, während umgekehrt beim Witze der Gedankenlauf eben von einem gegebenen zu einem weit entfernten, jedoch zu jenem in irgendeiner Ähnlichkeitsrelation stehenden anderen Elemente überspringt. Daß damit aber die Sache noch nicht genügend aufgeklärt ist, erhellt aus der einfachen Erwägung, daß die Abneigung gegen die Analyse eine allgemeine Eigenschaft der Emotionellen überhaupt ist, während diese sich dennoch, der Hereditätsenquete zufolge, durch ein entschiedenes Plus an Geist auszeichnen. Auch lassen sich wohl Ursachen angeben, welche auf letzteres Resultat hinwirken müssen: die von der Emotionalität bedingte starke momentane Konzentration auf irgendeine Einzelheit muß dieselbe vorübergehend zu großer assoziativer Wirksamkeit gelangen lassen und die Wahrscheinlichkeit für das Finden eines witzigen Vergleichs entsprechend erhöhen; doch tritt dann selbstverständlich die Frage wieder hervor, warum dieser Faktor nicht, wie bei den Emotionellen überhaupt, auch bei den Frauen sich geltend macht. Zur Antwort kann vielleicht den Weg weisen, was mir eine Dame sagte, mit welcher ich die vorliegende Schwierigkeit besprach: „die Emotionalität der Frauen ist von besonderer Art; sie geht nicht, wie diejenige der Männer, nach außen, sondern nach innen, und hat stets in der Tiefe einen schmerzlichen Hintergrund: dadurch wird

der Witz zurückgehalten". Fast genau das nämliche behauptet in anderem Zusammenhang jene feine Kennerin des weiblichen Herzens, Mme de Rémusat[1]: «jusqu'au milieu de son bonheur (la femme) conserve encore un instinct de souffrance, qui la met sur le champ en harmonie avec la peine qu'elle découvre. Un homme assiste plus ou moins généreusement au spectacle de la douleur; une femme s'y associe, parce qu'elle sent toujours combien il serait facile de lui faire mal." Beide Aussprüche besagen also, daß bei den Frauen vielfach ein dauernder Hintergrund emotioneller, besonders schmerzlicher Vorstellungen vorliegt; was sich einerseits aus der starken Sekundärfunktion gefühlsbetonter Vorstellungen, welche wir früher (S. 58) bei ihnen festgestellt haben, zur Genüge erklärt und andererseits notwendig eine Beeinträchtigung jener spielerischen Freiheit des Geistes, welche sich im Witze betätigt, mit sich führen muß. Ich habe mich selbstverständlich nach quantitativen Daten umgesehen, an welche sich jene Erklärung von der geringeren Häufigkeit des Witzes bei den Frauen einigermaßen prüfen ließe; und solche sind, wenn man bescheidene Forderungen stellt, in der Tat in den Ergebnissen der Hereditätsenquete zu finden. Sofern nämlich jene Erklärung richtig ist, muß die starke Anlage zum Witz, welche die Emotionellen kennzeichnet, eine merkliche Abschwächung erfahren, wenn sich mit der Emotionalität eine intensive Nachwirkung gefühlsbetonter Vorstellungen verbindet; als ein rohes Maß für diese Nachwirkung lassen sich aber die in Fr. 17 einander gegenübergestellten Eigenschaften verwenden. Für den Zusammenhang zwischen der Verbindung dieser Eigenschaften mit der Emotionalität einerseits, dem Witze andererseits ergibt nun das gesamte Material der Hereditätsenquete folgende Prozentzahlen:

[1] a. a. O., S. 48.

Tabelle 16.

		Frage 34	
		witzig	nicht
Fragen 9 u. 17	emotionell — schnell getröstet . . .	48.0	31.4
	emotionell — lange unter d. Eindruck	39.4	34.7

Die lange Nachwirkung der Gefühle bringt also in der Tat bei den Emotionellen eine sehr bedeutende Herabsetzung der Anlage zum Witze zustande; und da diese lange Nachwirkung, wie wir S. 59 erwähnt haben, den Frauen fast doppelt so häufig wie den Männern zugeschrieben wird, sind wir wohl berechtigt, in derselben wenigstens eine der Ursachen für die geringere Entwicklung des Witzes beim weiblichen Geschlechte zu vermuten.

Die nämlichen fundamentalen Eigenschaften, welche uns das Verständnis für die schwachen Seiten des weiblichen Intellekts eröffnet haben, genügen auch zur Erklärung seiner Vorzüge. Diese Vorzüge liegen, wie wir früher (S. 160) gesehen haben, sämtlich in der Richtung desjenigen, was man Divination oder Intuition zu nennen pflegt; sie äußern sich also darin, daß bei den Frauen viel häufiger als bei den Männern ohne bewußte Gründe neue, vielfach richtige, nicht selten wertvolle Einsichten aufleuchten. Wie haben wir nun diese Erscheinung zu deuten? Die Frauen selbst haben oft die Neigung, in der Intuition ein irreduzierbares und unerklärliches, mehr oder weniger mysteriöses Vermögen zu sehen, welches sie befähigte, nicht nur ohne bewußte Gründe, sondern ohne Gründe überhaupt die Wahrheit unmittelbar zu ergreifen. Selbstverständlich kann sich die Wissenschaft mit einem solchen Vermögen nicht zufrieden geben; sie muß

wenigstens versuchen, etwas tiefer zu graben. Ein solcher Versuch ist von Lombroso in der Weise gemacht worden, daß er die weibliche Intuition mit den tierischen Instinkten in eine Reihe stellte[1]; etwas Unrichtigeres als dieses dürfte aber kaum je behauptet worden sein. Allerdings teilt die Intuition mit dem Instinkte den Mangel bewußter Gründe und kann sie auch, wie dieser, in exzeptionellen Fällen versagen, wie wir sogleich näher sehen werden; wenn aber Lombroso hinzufügt, daß sie auch in ähnlich „präziser aber starrer“ Weise wie der Instinkt funktioniere, so ist damit so ziemlich das Umgekehrte dessen gesagt worden, was die tägliche Erfahrung lehrt. Denn was die weibliche Intuition kennzeichnet, ist eben ihre vollkommene Biegsamkeit und Schmiegsamkeit: ihre wunderbare Empfindlichkeit für die feinsten Nuancierungen der Wirklichkeit und ihr daraus folgendes Vermögen, sich einer unbegrenzten Vielheit von verschiedenen Umständen und Komplexen von Umständen anzupassen. „Präzise aber starr“ ist viel eher die männliche Schlußweise zu nennen, welche überall die abstrakte Regel durchzuführen liebt und für die Besonderheiten des vorliegenden Falles nicht selten sich blind erweist. Man achte etwa darauf, wie die typische Frau ihren Anzug wählt, ihr Zimmer ausstattet, sich verschiedenen Personen gegenüber benimmt, neue Bekanntschaften beurteilt; man vergleiche ihr Verhalten in diesen und anderen Punkten mit demjenigen des Mannes und frage sich, wo die Starrheit zu finden ist. Also: mit dem Worte „Instinkt“ ist die Sache nicht abgetan, und die hinzugefügte Erklärung aus den „fast unveränderten Lebensbedingungen, unter welchen das Weib von den Uranfängen der Menschheit her existiert hat“ und infolge deren „ihre Anpassung an dieselben eine vollständig

[1] Lombroso, a. a. O., S. 180—181.

automatische geworden“ sei [1], erklärt eben das Umgekehrte desjenigen, was zu erklären war. Läßt sich aber eine bessere Erklärung bieten? Ich denke, sie liegt fertig vor in demjenigen, was die neuere Psychologie über die unbewußte Geistestätigkeit und über die Sekundärfunktion der Vorstellungen ans Licht gebracht hat. Es verhält sich eben nicht so, wie es zunächst scheint: daß nämlich unsere Einsichten und Entschlüsse sich restlos auf diejenigen Gründe zurückführen ließen, welche wir vorher mit Bewußtsein uns gedacht haben; vielmehr wirken überall, wenn auch bei einigen mehr, bei anderen weniger, unbewußte, aber noch in Sekundärfunktion verharrende Vorstellungen dazu mit, unsere Schlüsse zu begründen. Und zwar wirken diese unbewußten Gründe nicht nach anderen, sondern nach genau den nämlichen „logischen“ Gesetzen wie die bewußten; nur ist ihre Wirksamkeit, entsprechend ihrem geringeren Bewußtheitsgrade, ceteris paribus eine schwächere als die Wirksamkeit jener. Des weiteren können die unbewußten Gründe ebensowohl mit bewußten zur Erzeugung einer bestimmten Einsicht zusammenwirken, als auch für sich allein eine solche hervorbringen. Letzteres wird ganz besonders dann der Fall sein, wenn zahlreiche Erfahrungen, welche wir zu verschiedenen Zeiten in bezug auf irgendwelche Frage gemacht, aber niemals gleichzeitig in unserem Bewußtsein zusammengefaßt haben, miteinander eine bestimmte Schlußfolgerung begründen könnten: unter geeigneten Umständen kann dann, infolge der Sekundärfunktion aller jener Vorstellungen, die betreffende Schlußfolgerung scheinbar unvermittelt im Bewußtsein hervorspringen, ohne daß es selbst nachher möglich wäre, sich von der Art und Weise seines Zustandekommens Rechenschaft abzulegen.

[1] Lombroso, a. a. O., S. 180.

Eben so verhält es sich bei allem intuitiven Denken. Dem Genie z. B. kommen seine Entdeckungen häufig intuitiv, als eine momentane Erleuchtung (und Lombroso hätte das geniale mit gleichem Rechte wie das weibliche Denken als ein „präzises aber starres“ bezeichnen können); aber dieselben würden ihm nicht gekommen sein, wenn es nicht über zahlreiche einschlägige Vorstellungen verfügte, deren Sekundärfunktion, durch ein übermächtiges Interesse begünstigt, seine Phantasie in die erwünschte Richtung leitete. Genau so verhält es sich (abgesehen davon, daß sie sich auf ganz andere Ziele richtet) mit der Intuition der Frauen. Dasjenige, was sie interessiert (und es interessiert sie vieles, an welchem der Mann gleichgültig vorübergeht), bleibt ihnen unverloren; es wirkt nach, verbindet sich mit Verwandtem und beeinflußt aus der Tiefe Denken wie Fühlen und Handeln. Der Wert aber der in solcher Weise zustandekommenden Intelligenzleistungen hängt von den nämlichen Bedingungen ab wie derjenige aller anderen: also von der Vollständigkeit und gleichmäßigen Verfügbarkeit der Daten, von dem Maße des Interesses, von der Beweglichkeit und Lebhaftigkeit der Phantasie und von der Ausbildung der Sekundärfunktion; der einzige Unterschied ist der, daß der Prozeß ganz oder größtenteils im Unbewußten verläuft. Fragen wir aber, wie es denn zu erklären ist, daß jene unbewußte Denktätigkeit im Leben der Frauen eine so viel bedeutendere Rolle spielt als in demjenigen der Männer, so ist, wie ich glaube, der Hauptgrund wieder in jenem instinktiven Widerwillen gegen die analysierende Abstraktion zu suchen, auf welchen wir früher das geringe Interesse der Frauen für die Wissenschaft zurückgeführt haben. Wenn irgendwelche größere oder kleinere Frage das Interesse fesselt, so wird wohl überall, sowohl bei dem einen wie bei dem anderen Geschlecht, der intellektuelle Prozeß im Unbewußten seinen

Anfang nehmen, indem die auf jene Frage sich beziehenden Vorstellungen in Sekundärfunktion treten, sich gegenseitig unterstützen oder hemmen und auf eine Entscheidung in einem oder dem anderen Sinne hindrängen. Aber während der typische Mann, kraft seines ausgesprochenen analytischen Bedürfnisses, alsbald in diesen Prozeß hineingreift, sich die einzelnen Gründe für und wider zu klarem Bewußtsein zu bringen sucht und nach diesen bewußt gemachten Gründen seine Entscheidung bestimmt, läßt umgekehrt die typische Frau den Prozeß bis zum Ende sich abspielen; die Gründe kämpfen sozusagen ohne Kontrolle unter sich, und erst das fertige Ergebnis dieses Kampfes tritt ins Bewußtsein und wird als Wahrheit akzeptiert. Daß aber diese intuitive Methode häufig zu besseren Resultaten führt als die männliche diskursive, erklärt sich aus dem Umstande, daß bei jenem Kampf im Unbewußten eben alle Gründe ihr Gewicht in die Schale werfen. Das Gebiet des Bewußtseins ist eng: besonders bei konkreten Fragen, für deren Beantwortung zahlreiche Besonderheiten des vorliegenden Falls und eine Unmasse älterer und jüngerer, wichtiger und unwichtiger Erfahrungen aus früherer Zeit in Betracht kommen, kann es dieselben unmöglich in sich befassen. Wird nun ein Teil derselben, seien es auch die wichtigsten, zum Bewußtsein erhoben, so wird dadurch notwendig der Bewußtseinsgrad und die psychische Wirksamkeit der anderen herabgesetzt (S. 45); diese anderen können aber, ungeachtet der geringeren Bedeutung, welche jeder für sich zukommt, durch ihre viel größere Anzahl zusammen bedeutsamer sein als jene ersteren, und ihre Vernachlässigung kann demnach den Wert der auf jenen gebauten Schlußfolgerungen in hohem Grade beeinträchtigen. Das Gebiet des Unbewußten aber ist weit: es hat Raum für alle irgendwie in Betracht kommenden jetzigen und

früheren Erfahrungen, und es gestattet jeder derselben einen ihrer Bedeutung proportionalen Einfluß auf das resultierende Urteil. In der Tat gewinnen wir alle in dieser Weise täglich eine Anzahl höchst zuverlässiger Einsichten, von welchen die meisten uns überhaupt nicht oder nur ausnahmsweise zu Bewußtsein kommen, jedoch auch vom Unbewußten her unser Denken und Handeln fortwährend beeinflussen. Man denke etwa an die bekannten Tatsachen der Tiefenwahrnehmung: wenn wir die Entfernung gesehener Objekte innerhalb gewisser Grenzen mit vollkommener Sicherheit schätzen, so beruht diese Schätzung durchwegs auf unbewußten Schlüssen aus zahllosen Erfahrungen, welche wir in bezug auf den Zusammenhang jener Entfernung mit Akkommodations- und Konvergenzempfindungen, mit der Verschiedenheit der Netzhautbilder, mit der scheinbaren Größe der Objekte und mit mehreren anderen Daten im Laufe unseres Lebens gemacht haben; weder von jenen Erfahrungen noch von den gegenwärtigen Daten geben wir uns Rechenschaft und könnten wir uns Rechenschaft geben; die Schlußfolgerung aber springt scheinbar unvermittelt ins Bewußtsein, oder verschmilzt direkt mit der Wahrnehmung. In gleicher Weise entstehen etwa die Wetterprognosen des ungelehrten Bauern oder Seefahrers; bei den meisten Männern jedoch stiftet bereits die Schule Gewohnheiten der Analyse, durch welche das unbewußte und intuitive Denken gegenüber dem bewußten und diskursiven stets mehr auf eine bloß vorbereitende Rolle beschränkt wird. Bei den Frauen dagegen behält ersteres während des ganzen Lebens das Übergewicht. Eben darauf beruht das starke Sicherheitsgefühl, welches ihren Überzeugungen anhaftet: es fällt ihnen so wenig ein, an der Wahrheit ihrer intuitiven Einsichten zu zweifeln, wie es uns einfällt, daran zu zweifeln, daß ein Gegenstand, den wir etwa 1 m entfernt „sehen“, auch wirklich

etwa 1 m entfernt ist. Und sowie wir, von vorhergehender physiologischer oder psychologischer Schulung abgesehen, in Verwirrung geraten würden, wenn man uns fragen sollte, aus welchem Grunde wir jene Entfernung so groß schätzen, so fühlt sich auch die typische Frau desorientiert, wenn sie aufgefordert wird, ihre Ansichten mit Gründen zu stützen. Sie greift dann leicht aufs Geratewohl irgendwelchen, vielleicht eben den allerschwächsten Grund heraus und macht aufs neue den Eindruck, mit ihrem Denken außerhalb aller Logik zu stehen. Auch wird sie vielleicht schließlich, wenn auch mit innerem Widerstreben, dem unerbittlichen Gegner zugeben, daß ihre Ansicht ungenügend begründet, oder sogar die entgegengesetzte unwiderleglich bewiesen ist. Aber in ihrem Herzen hält sie an der ersteren fest, und am nächsten Tag wird sie dieselbe mit gleicher Zuversicht wie früher behaupten. Ihre Stärke liegt eben, wie Ellen Key[1] es hübsch ausdrückt, darin, daß sie zwei mal zwei auch einmal nicht vier sein läßt; d. h. also, daß sie sich durch den unvermeidlichen Widerspruch mit einem evident scheinenden Satze nicht davon abhalten läßt, ihrer Intuition zu trauen. Sie steht eben der männlichen Logik gegenüber wie jener Bauer oder Seefahrer dem gelehrten Meteorologen: mit dem Gefühle, dieselben nicht kontrollieren zu können, aber sicher zu wissen, daß es sich tatsächlich anders verhält, als sie behaupten. Und mit diesem Gefühle hat sie, wie jene, nicht selten recht. Auch dieses nicht, weil ihre „Logik“ eine andere wäre als diejenige der Männer, sondern weil ihre unmethodische Methode den Vorteil hat, sämtliche Prämissen, aus welchen nach der gemeinsamen Logik geschlossen werden soll, ans Wort kommen zu lassen. — Hat nun diese Methode nicht auch Schattenseiten? Gewiß

---

[1] a. a. O., S. 52—53.

hat sie deren; sogar versagt sie in zwei Fällen vollständig. Erstens wo es neue, ungewohnte, von allem Bisherigen abweichende Erscheinungen zu beurteilen gilt. Die Intuition ist (in diesem Punkte mit dem Instinkte übereinstimmend) nur auf die Regel, nicht auf die Ausnahme eingerichtet; wie der Flachländer im Gebirge von neuem lernen muß, die Entfernungen richtig zu schätzen, so verliert auch die Frau gegenüber einer Ausnahmeerscheinung, in bezug auf welche sie noch keine Erfahrungen hat sammeln können, ihren sicheren Blick. In solchen Fällen triumphiert dann die männliche Schlußweise aus klarbewußten, durch Bücherstudium oder eigenes Nachdenken gewonnenen allgemeinen Einsichten; kommen aber auch die Frauen dazu, es notgedrungen einmal mit dieser Schlußweise zu versuchen, so rächt sich sofort die Vernachlässigung der Analyse. „Les femmes arrivent de plein saut“, sagt Mme Necker de Saussure[1], „ou n'arrivent pas.“ Und die Volksweisheit zeigt in die nämliche Richtung: nach einem italienischen Sprichwort sind die Frauen „savie all'impensata, pazze alla pensata“; nach einem russischen soll man den ersten Rat, den eine Frau gibt, nehmen, den letzten aber lassen; und ein chinesisches sagt fast genau dasselbe.[2] Dazu stimmt die Bemerkung Mills[3], daß „women do best what must be done rapidly“. Fallen also bei vielen Frauen die Grenzen der intellektuellen Leistungsfähigkeit mit denjenigen des intuitiven Denkens zusammen, so ist doch zu bedenken, daß letztere in hohem Maße dehnbar sind. Ausnahmeerscheinungen, welche wirklich in keiner Weise an frühere Erfahrungen erinnern, sind eben selten; in weitaus den meisten Fällen ist der Unterschied nur ein gradueller oder ein solcher der Zusammensetzung, und

[1] Lombroso, a. a. O., S. 179. — [2] Lombroso, a. a. O., S. 179. — [3] Mill, a. a. O., S. 93.

finden sich also dennoch Anknüpfungspunkte für die intuitive Deutung. Eben solchen Erscheinungen gegenüber zeigt sich häufig am schlagendsten die Superiorität des weiblichen Intellekts, welches die fertige Lösung schon darbietet, wenn der Mann noch kaum damit angefangen hat, jene Unterschiede Stück für Stück mühselig herauszuarbeiten. — Ungleich wichtiger für die Praxis des Denkens ist darum der zweite Punkt: der störende Einfluß vorhergehender Parteinahme. Den wesentlichen Vorteil des intuitiven Denkens fanden wir in der ungestörten und gleichmäßigen Wirksamkeit sämtlicher in Betracht kommender Gründe; genau so aber, wie dieser Vorteil wegfällt, wenn einige Gründe zum Bewußtsein erhoben und dadurch die anderen zurückgedrängt werden, genau so muß derselbe auch verschwinden, wenn starke Sympathien und Antipathien von vornherein das Gewicht einiger Gründe verstärken und dasjenige anderer herabsetzen. Und zwar wird hier der Schaden größer sein als dort, weil eben die Auswahl dort nicht, hier dagegen wohl in einer bestimmten Richtung stattfindet. In der Tat liegt hier, also wieder einmal in der Emotionalität, die wesentlichste Schranke des intuitiven weiblichen Denkens. Überall wo in bezug auf irgendwelche Streitfrage anzunehmen ist, daß eine Frau in ihrem tiefsten Herzen ein bestimmtes Resultat wünscht, ist ihre intuitive Entscheidung wertlos. Selbstverständlich kann auch die diskursive Entscheidung des Mannes durch eine vorhergehende Parteinahme irregeführt werden, aber die Gefahr ist hier doch eine viel geringere: erstens weil seine Parteinahme durchschnittlich weniger heftig ist als diejenige der Frau, und zweitens weil er seine Argumentation, indem dieselbe im vollen Lichte des Bewußtseins stattfindet, leichter kontrollieren und von subjektiven Faktoren befreien kann. Liegt aber keine vorhergehende Parteinahme vor, findet sich also die Frau einer gemüt-

lich indifferenten oder für sie neuen Frage gegenübergestellt, so wird, je vielseitiger diese Frage ist, um so größer auch die Chance sein, daß ihre Intuition das Richtige ergreift, während das männliche Denken noch erst die Wege zu demselben sucht.

Wir haben also, wie mir scheint, nicht das mindeste Recht, das weibliche Denken als ein minderwertiges zu bezeichnen. Aber es ist von dem männlichen in hohem Grade verschieden, und es hat dementsprechend andere Vorzüge und andere Nachteile wie dieses. Bei geringerer Strenge hat es größeren Reichtum; der unendlich komplizierten Kurve des Lebens schmiegt es sich vollständig an, während jenes dieselbe nur durch geradlinige, eckig zusammenstoßende Striche einzuschließen versuchen kann. So zeigt es abermals, auch wenn es sich auf andere Ziele richtet, seine Verwandtschaft mit der geistigen Arbeit des Künstlers. So wie der Roman zur psychologischen Charakteranalyse, oder die plastische Darstellung zur anatomischen Beschreibung des menschlichen Körpers, so verhalten sich auf jedem Gebiete die weiblichen zu den männlichen Einsichten; hier die exakte Formel, dort die in keine exakte Formeln zu bannende unendliche Nuancierung; jene fundiert in den allgemeinen Erfahrungen, welche sich die Kulturmenschheit im Laufe der Jahrhunderte zu klarem Bewußtsein gebracht hat, diese in den besonderen, welche, mit oder ohne klares Bewußtsein, vom Individuum selbst im Laufe seines Lebens erworben worden sind. Darum ist allerdings die Leistungsfähigkeit des weiblichen viel mehr als diejenige des männlichen Denkens den Zufälligkeiten der individuellen Lebensumstände ausgesetzt; sofern aber diese günstig sind, kann es viel tiefer durchdringen als jenes. Die männliche Art des Denkens ist wie eine Assekuranz zu betrachten: sie sichert vor allzugroßem Schaden, aber er-

fordert dafür ein ständiges Opfer, während die weibliche sich bisweilen jenes Schadens zu getrösten, dafür aber auch dieses Opfer nicht zu erbringen hat. Mit alledem hängt zusammen, daß, wie das männliche Denken in der Wissenschaft, so das weibliche im Leben seine höchsten Erfolge erreicht; denn dort kommt es eben vorzugsweise auf das Allgemeine, hier auf das Besondere an. Vor allem ist es aber das Allerbesonderste, das Singuläre oder Individuelle, dem der weibliche Geist sein tiefstes Verständnis entgegenbringt. In der Tat treffen hier seine Neigungen und seine Fähigkeiten auf das glücklichste zusammen: das Individuelle ist erstens das Konkrete, Lebenswarme, Gefühlsbetonte, für welches sich die Frau vorzugsweise interessiert, und es ist zweitens das Unendlichreiche, Unaussagbare, welches sich durch die bewußte Analyse niemals erschöpfen läßt, dagegen der unbewußten Intuition den passendsten Boden bietet. Daher die bedeutenden Leistungen der Frauen auf der Bühne und im Roman, wo es eben gilt, eine fremde Individualität nicht in abstracto zu verstehen, sondern in ihrer konkreten Fülle nachzuerleben. Daher auch ihre großen Erfolge auf dem Gebiete der Philanthropie, wo zwar wieder die allgemeinen Systeme und die umfassenden Institutionen von den Männern herrühren, wo aber im einzelnen Fall die Frau es so unendlich viel besser versteht, zwischen Wahrheit und Trug zu unterscheiden, die gegebene Sachlage zu durchschauen, und nicht nur herauszufinden daß, sondern auch wie geholfen werden muß. Daher endlich die segensreiche Wirksamkeit der Frau am Krankenbett, und daher vor allem ihre großen, durchwegs unersetzlichen Leistungen in der Familie. Hier findet die weibliche Intelligenz ihr eigenstes Gebiet, und auf diesem Gebiete erreicht sie nicht weniger staunenswerte Resultate als die Männer auf den ihrigen. Hier vorzugsweise beweist die Frau ihre Befähigung zu

andauernder und intensiver Konzentration auf scharf umschriebene Aufgaben; hier betätigt sie ihre reiche Phantasie, welche sich im Ersinnen neuer Mittel zum Helfen, zum Trösten, zum Bessern niemals erschöpft, hier ihre starke Sekundärfunktion, welche, wenn ihre Stunde gekommen ist, die Frucht zahlloser in der Stille gereifter Erfahrungen für die höchsten Lebensziele nutzbar macht. Hier finden wir also in voller Wirksamkeit, was wir in Wissenschaft und Kunst so lange und mit so geringem Erfolge gesucht haben: das weibliche Genie. Und dieses weibliche Genie ist weder von anderer Art noch von geringerer Vollkommenheit als das männliche: es richtet sich bloß auf andere Objekte, weil eben die starken und dauernden Interessen anderswo liegen. Das Bibelwort: wo euer Schatz ist, da soll auch euer Herz sein, läßt sich auch umkehren: wo eines Menschen Herz ist, da sammelt er sich Schätze; so formuliert, zeigt es uns überall die Wege zum Verständnis der weiblichen Intelligenz.

Wollen und Handeln.

Die Willenstätigkeit. Das Wesentliche der Willenstätigkeit liegt überall darin, daß die Vorstellung möglicher künftiger Ereignisse, welche irgendwie Wert für uns besitzen und durch unsere Vorstellungs- oder Körperbewegungen verwirklicht werden können, jenes eigentümliche, hier nicht weiter zu analysierende Hindrängen des Bewußtseins auf jene Ereignisse hervorruft, welches wir eben als das Wollen derselben bezeichnen, und dem sich dann in Ermangelung entgegenwirkender Ursachen die auf die Verwirklichung jener Ereignisse gerichteten Vorstellungs- oder Körperbewegungen erfahrungsgemäß sofort anschließen. Das gewollte Ereignis kann sowohl innerhalb wie außerhalb des Bewußtseins liegen; jenes findet beispielsweise statt, wenn wir uns auf einen vergessenen Namen oder auf die Lösung einer wissenschaftlichen Frage besinnen, dieses bei allem äußeren, auf Veränderungen in der stofflichen Welt hinzielenden Handeln; im ersteren Fall werden zur Verwirklichung jenes Ereignisses wesentlich Vorstellungs-, im zweiten wesentlich Körperbewegungen erfordert sein; sehr oft werden aber, indem sowohl über die Sache „nachgedacht" als etwas „getan" werden muß, beide zu verbinden sein. Überall nennen wir aber die vorhergehende Vorstellung des wertvollen und zu verwirklichenden Ereignisses die Motivvorstellung oder das Motiv, die tatsächliche Verwirklichung jenes Ereignisses das Ziel oder den Zweck des Wollens, und die auf diese Ver-

wirklichung gerichteten Vorstellungs- und Körperbewegungen die *Mittel* zu demselben. — Es kann sich nun diese Sachlage in mannigfacher Weise komplizieren oder auch, wenigstens scheinbar, vereinfachen. Ersteres kann darauf beruhen, daß mehrere unvereinbare Ziele, welche jedes für sich Wert haben (Arbeiten — Spazierengehen) gleichzeitig vorgestellt werden; oder daß ein vorgestelltes Ziel mehrere Seiten hat, von denen einige positiv, andere negativ bewertet werden (Spaziergang im Freien: angenehme Körperbewegung — unangenehmes Wetter); oder daß die Mittel zur Erreichung des Zieles erst ausgedacht, oder mehrere Mittel unter sich verglichen werden müssen usw.; in allen solchen Fällen findet eine theoretische oder praktische *Überlegung* statt, und wird das Handeln bis zur Beendigung derselben aufgeschoben. Das zweite dagegen kommt bei den meisten alltäglichen Handlungen vor: wenn einer etwa Durst spürt und einen Schluck Wasser zu sich nimmt, verläuft der Prozeß so schnell, daß von einer vorhergehenden Vorstellung und Wertung des Ergebnisses kaum etwas zu bemerken ist und die Handlung sich scheinbar unmittelbar an das Durstgefühl und die Wahrnehmung des gefüllten Glases anschließt; wenn auch meiner Ansicht nach mit Rücksicht auf die Analogie mit und das Vorliegen allmählicher Übergänge zu den vorherbesprochenen Fällen angenommen werden muß, daß jene Vorstellung und jene Wertung nicht fehlen, sondern sich bloß im Unbewußten verbergen. Wie dem aber auch sei, jedenfalls erhellt aus dem Vorhergehenden, daß die Art und Weise, wie eine bestimmte Person unter bestimmten Umständen will und handelt, wesentlich durch zwei Faktoren bedingt wird: nämlich erstens durch *die der betreffenden Person im Momente der Entscheidung gegenwärtigen Motivvorstellungen*, und zweitens durch die *besondere*

Weise, wie dieselbe auf die vorliegenden Motivvorstellungen reagiert, also durch dasjenige, was man im engeren Sinne ihren individuellen Charakter nennt. Innerhalb dieses letzteren läßt sich dann wieder ein doppeltes unterscheiden: einmal das Maß, in welchem das vorgestellte Ziel oder die vorgestellten Ziele durch die betreffende Person gewertet werden, und sodann das bei dieser Person vorliegende Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem Maße der Bewertung und der Intensität des daraus resultierenden Wollens. Wären diese drei Faktoren vollständig in allen Einzelheiten bekannt, so müßte sich daraus auch der resultierende Willensentschluß bis auf den letzten Rest erklären lassen.

Individuelle Differenzen.

Diese einführenden Bemerkungen werden genügen, uns für die Einteilung der Individuen nach der Willensseite einen brauchbaren Leitfaden zu verschaffen: alle Unterschiede im Wollen und Handeln müssen entweder darauf beruhen, daß dem einen andere Motive als dem anderen zur Verfügung stehen, oder darauf, daß sie die vorgestellten Ziele oder einzelne Seiten derselben verschieden werten, oder endlich darauf, daß auch gleichbewertete Ziele den einen mehr als den anderen zum Handeln antreiben. Offenbar gehören nur die beiden letzteren Unterschiede dem Willensprozeß selbst an, der erstere dagegen liegt gewissermaßen vor demselben; in dem nämlichen Sinne, in welchem wir auch früher (S. 100—101) gesagt haben, daß Unterschiede in den für eine theoretische Folgerung verfügbaren Daten nicht in, sondern vor dem Denkprozeß liegen. Mit diesem ersteren Unterschiede wollen wir anfangen.

Die individuellen Unterschiede in den verfügbaren Motivvorstellungen laufen jenen früher be-

sprochenen Unterschieden in den für eine intellektuelle Leistung verfügbaren Daten vollständig parallel. Wie dort bemerkt wurde, daß manches für Dummheit angesehen wird, was tatsächlich nur Unwissenheit oder Unbesonnenheit ist, so ist auch hier zu bemerken, daß häufig Unterschiede in der Willensrichtung, im Charakter angenommen werden, während tatsächlich nur solche in dem Umfang und der Verfügbarkeit des Wissens vorliegen. Die Sache verhält sich eben so, daß für praktische sowie für theoretische Entscheidungen oft zahlreiche Daten als Gründe oder Motive in Betracht kommen, welche jedoch den urteilenden oder handelnden Personen in sehr verschiedenem Maße bekannt und gegenwärtig sind; demzufolge denn unter den nämlichen äußeren Umständen auch Personen von gleicher Intelligenz sehr verschieden urteilen und Personen von gleichem Charakter sehr verschieden handeln können. In bezug auf die jetzt vorliegenden Fragen mögen noch ein paar Beispiele diesen Sachverhalt verdeutlichen. Wenn Kinder sich oft Tieren gegenüber grausam, Menschen gegenüber rücksichtslos zeigen, so kann dies ohne Zweifel auf einen Charakterfehler, also darauf, daß Wohl und Wehe anderer sie gleichgültig läßt, zurückweisen; in sehr vielen Fällen aber wird es auch daran liegen, daß sie nicht wissen oder nicht daran denken, welches Leid sie jenen anderen zufügen. Durchwegs altruistische Naturen können durch eine Anhäufung von trüben Erfahrungen dazu gebracht werden, die Menschen im allgemeinen als ihrer Liebe unwürdig zu betrachten; es liegt aber, wenn sie demzufolge als hart oder gefühllos erscheinen, der Fehler wieder ausschließlich in den ihnen zu Gebote stehenden Motivvorstellungen, nicht in der Art und Weise, wie sie auf Motivvorstellungen reagieren. Ein überzeugter Adept der Manchesterschule

und ein Laie auf ökonomischem Gebiete werden sich vielleicht einem Bettler gegenüber sehr verschieden betragen; trotzdem kann der Wunsch zu helfen bei beiden in gleicher Stärke gegeben sein, aber der eine hat andere Vorstellungen als der andere über die Folgen, welche das Spenden von Almosen für das Individuum und für die Gesellschaft nach sich zieht. In allen diesen Fällen ist die Sachlage die nämliche: es liegen Differenzen vor in bezug auf Umfang oder Inhalt des Wissens, und diese Differenzen genügen, auch bei vollständiger Gleichheit der Charaktere, die resultierenden Differenzen im Wollen und Handeln zu erklären. — Ungleich wichtiger, weil das gesamte Handeln des Individuums beeinflussend, ist die Verschiedenheit des Maßes, in welchem die der handelnden Person bekannten Daten im Momente der Entschließung ihr *auch wirklich gegenwärtig* sind. Hier stoßen wir auf den bedeutsamen Gegensatz zwischen *automatischer* und *Willenstätigkeit*: von jener sprechen wir, wenn nur einige zufällige, sei es durch die äußere Wahrnehmung oder durch den assoziativen Vorstellungsverlauf zugeführte Motive das Wollen bestimmen; von dieser, wenn sämtliche der handelnden Person irgendwie bekannten und für die Entscheidung in Betracht kommenden Daten dabei ibr Gewicht in die Schale werfen. Selbstverständlich setzt der letztere Fall, da eben alle jene Motivvorstellungen nicht gleichzeitig bewußt werden können, und vielleicht sogar manche überhaupt nicht mehr reproduzierbar sind, wieder eine starke und geordnete Sekundärfunktion voraus; innerhalb des ersteren Falles lassen sich dagegen verschiedene Typen unterscheiden. Als solche erwähnt Malapert[1] die *unpersönlichen Nachahmer*, welche es in allem machen wie ihre Umgebung und sich jedem

[1] a. a. O., S. 93—96.

Wechsel derselben anschließen; die Gewohnheitsmenschen, welche nicht andere, sondern sich selbst nachzuahmen scheinen, und die Impulsiven, bei welchen jedes Motiv ohne Kontrolle oder Wahl sich sofort in einc Handlung umsetzt: offenbar haben wir es im ersteren Falle ausschließlich mit ungenügender Sekundärfunktion der alten, im zweiten und dritten dagegen hauptsächlich mit einer durch feste Assoziationen oder intensive Gefühlsbetonung verstärkten Primärfunktion der jedesmal neu auftauchenden Vorstellungen zu tun. Als ein vierter hierhergehöriger Typus wären dann vielleicht noch die Fanatiker zu nennen, welche in allen Fällen aus einer übermächtigen, gleichsam zur fixen Idee gewordenen Vorstellung heraus handeln, ohne die Besonderheiten des vorliegenden Falles zu berücksichtigen: hier liegt, ähnlich wie bei den früher besprochenen „Systematikern“ [1], der Fehler in einer einseitigen Ausbildung der Sckundärfunktion. Was aber alle diese Typen gemeinsam haben, ist die (nicht absichtliche, sondern unabhängig vom Wollen durch die psychische Eigenart bedingte) Vernachlässigung eines Teiles dcr vorliegenden und bekannten Datcn. Infolgedessen spricht sich in der Handlung nicht die ganze, sondern nur ein Teil der Persönlichkeit aus; nur diejenigen Willenstendenzen, welche den tatsächlich gegenwärtigcn Motivvorstellungen entsprechen, können ihren Einfluß geltend machen, die anderen sind zeitweilig ausgeschaltet; aus der Handlung läßt sich demnach zwar auf die Anwescnheit jener ersteren Tendcnzen, nicht aber auf ihr Intensitätsverhältnis zu den anderen schließen. Wenn also beispielsweise von einem berühmten, hochgradig impulsiven niederländischen Dichter erzählt wird, daß

---

[1] S. oben, S. 104.

er einmal einer alten Bettlerin, in Ermangelung kleiner Münze, eine seinen ganzen Besitz ausmachende, für seine im Ausland in den ärmlichsten Umständen lebende Frau bestimmte Banknote schenkte, so beweist dies keineswegs, daß er sich um das Leiden seiner Frau wenig kümmerte, sondern nur, daß der Anblick des Elends jener Bettlerin alle anderen Vorstellungen bis zur völligen Unwirksamkeit aus seinem Bewußtsein verdrängte. Daher auch die tiefgreifenden Inkonsequenzen und Inkongruenzen, welche im Leben solcher impulsiven Personen selten fehlen: je nachdem die Umstände das eine oder das andere Motiv in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit führen, gelangen diese oder jene Neigungen momentan zur ausschließlichen Herrschaft, und glaubt der Zuschauer einen Engel oder einen Teufel vor sich zu sehen. Vor solchen Inkongruenzen schützt nur eine allseitig ausgebildete Sekundärfunktion: wo sie vorliegt, wird der Reiz zum Handeln, den eine zufällig sich darbietende Motivvorstellung mit sich führt, sofort durch die Nachwirkung sonstiger, momentan dem Bewußtsein nicht gegenwärtiger Motivvorstellungen gehemmt; es wird zunächst unbestimmt gefühlt, daß etwas sich dem vorliegenden Impulse widersetzt, und es ist die Gelegenheit gegeben, sich dieses Etwas zu klarem Bewußtsein zu bringen und es bei der Entscheidung mitzuberücksichtigen. Selbstverständlich kann diese Funktion sowohl unsittlichen wie sittlichen Neigungen zur Oberhand verhelfen: sowie der hochstehende Mensch durch seine stark entwickelte Sekundärfunktion davor geschützt wird, einer schweren Versuchung anheimzufallen, wird der Egoist durch dieselbe davon abgehalten, einer momentanen Regung des Mitleids oder der Menschenliebe Folge zu leisten. Überall aber wird dieselbe darauf hinwirken, die ganze Persönlichkeit sich an jeder Handlung beteiligen zu lassen, damit aber, in dem einzig zulässigen Sinne des Wortes,

die höchste Freiheit und die vollständigste Zurechnungsfähigkeit zu gewährleisten.

Die bisher besprochenen Ursachen individueller Differenzen im Handeln sind wesentlich theoretischer Natur: sie entscheiden bloß darüber, welche für die Bestimmung des Handelns in Betracht kommende Vorstellungen zur geeigneten Zeit im Bewußtsein gegenwärtig oder wirksam sind. Wir haben uns jetzt den eigentlich praktischen Differenzen zuzuwenden, von denen es abhängt, wie auf jene Vorstellungen reagiert werden soll. Diese sind, wie oben bemerkt wurde, teilweise allgemeiner Natur, indem sie sich auf die Empfänglichkeit für Motive überhaupt beziehen, und teilweise mehr besonderer, indem sie die verschiedene Empfänglichkeit für Motive verschiedener Art, also die verschiedene Wertung der Motive betreffen. Darüber ist noch einiges zu sagen.

Die Differenzen in der Empfänglichkeit für Motive überhaupt konstituieren dasjenige, was man gemeinhin Aktivität und Trägheit nennt. Die Erfahrung scheint nämlich zu lehren, daß verschiedene Menschen verschieden starke Motive brauchen, um zum Handeln zu kommen: daß also für den einen die geringste Veranlassung genügt, um ihn fast ohne bewußten Willensentschluß in Bewegung zu versetzen und zu erhalten, während der andere, auch wo starke Motive vorliegen, stets wieder einen inneren ihn vom Handeln abhaltenden Widerstand zu überwinden hat. Allerdings hat nach obigem das nämliche Ziel für verschiedene Menschen verschiedenen Wert, und lassen sich diese individuellen Wertschätzungen nicht mit einem gemeinsamen Maßstabe messen; demzufolge denn gefragt werden könnte, ob jene Unterschiede in der Aktivität nicht darauf zurückzuführen seien, daß einige vieles, andere nur sehr Weniges hoch genug bewerten, um ihre Arbeit darauf

zu richten. Doch bestätigt die nähere Untersuchung keineswegs diese Vermutung. Achten wir z. B. auf den bekannten Gegensatz zwischen volitionellem und emotionellem Mitleid, oder sehen wir, wie dem einen ein relativ gleichgültiges Ziel erst dadurch, daß sich der Erreichung desselben Hindernisse in den Weg stellen, recht erstrebenswert erscheint, während der andere bei viel geringeren Schwierigkeiten gebrochen daniedersitzt und sich über das Scheitern seiner Hoffnungen beklagt, so können wir kaum annehmen, daß das fremde Leiden oder das zu erreichende Resultat dem letzteren weniger als dem ersteren zu Herzen geht, sondern eben nur, daß ein gleichbewertetes Motiv sich bei ihm schwerer in Handlungen umsetzt. Ob diese Unterschiede im Maße der Aktivität elementare Charaktereigenschaften sind oder sich auf andere zurückführen lassen, kann hier ohne Nachteil unentschieden bleiben; dagegen ist noch kurz auf eine Schwierigkeit bei der Feststellung derselben hinzuweisen. Dieselbe liegt darin, daß eine starke Emotionalität, besonders in Verbindung mit einer überwiegenden Primärfunktion, leicht fälschlich eine überdurchschnittliche Aktivität vortäuschen kann. Nach dem Vorhergehenden brauchen nämlich per definitionem die Aktiven nur schwachbewertete, die Nichtaktiven dagegen starkbewertete Motive, um sie zum Handeln zu bringen; sind nun aber diese Nichtaktiven zugleich hochgradig emotionell und dem Eindrucke des Augenblickes ergeben, so erhalten eben dadurch für sie die meisten Motive einen übermäßigen Gefühlswert, und reagieren sie darauf vielleicht stärker als aktivere Naturen, welche nicht so intensiv fühlen. Ihre Nichtaktivität aber zeigt sich darin, daß, wenn einmal die gefühlsbetonten Motive fehlen, ihre Tätigkeit sofort erlahmt. — Mit dem Gegensatze Aktivität-Trägheit hängt der andere: Resolutheit-Unentschlossenheit zum Teil zu-

sammen: in dem Spiele der auf- und abwogenden Motive wird, je schwerer man zum Handeln kommt, um so später auch eine Konstellation sich verwirklichen, welche das dazu erforderte Übergewicht nach der Seite des Handelns hin darbietet. Aber neben der Aktivität spielen noch andere, oft nicht leicht zu entwirrende Faktoren dabei eine gewisse Rolle. So hält eine starke Sekundärfunktion der Vorstellungen in begreiflicher Weise von raschem Handeln zurück und kann sogar, besonders in Verbindung mit hochgradiger Emotionalität, Unentschlossenheit mit sich führen; umgekehrt kann unter Umständen eine schnelle Reaktion sowohl begünstigt werden durch die Verbindung von Primärfunktion und Emotionalität, welche wenigen starken Motiven zu ausschließlicher Wirksamkeit verhilft, wie durch diejenige von Sekundärfunktion und Nichtemotionalität, welche ein geordnetes Zusammenwirken aller bewußten und unbewußten Motive ermöglicht. Nach der Hereditätsenquete liegt das Maximum der Resolutheit bei den nichtemotionellen Aktiven mit überwiegender Primärfunktion, das Minimum bei den emotionellen Nichtaktiven mit überwiegender Sekundärfunktion.[1] — Endlich wäre noch der Gegensatz zwischen Beharrlichkeit und Veränderlichkeit im Handeln zu erwähnen, von welchem man ohne weiteres einsieht, daß er einerseits mit dem Gegensatze zwischen Aktivität und Trägheit, andererseits mit demjenigen zwischen Sekundär- und Primärfunktion aufs engste zusammenhängt.[2] Ist jene Sekundärfunktion eine stark einseitige, so entstehen Leidenschaften: auf spezielle Objekte konzentrierte und festgewurzelte Begehrungen, welche man mit einem französischen Psychologen passend als «habitudes du cœur» bezeichnen kann.

[1] S. einige hierhergehörige statistische Daten Zeitschr. f. Psych., Bd. 51, S. 10. — [2] S. Zeitschr. f. Psych., Bd. 51, S. 9.

Neben diesen Unterschieden in der Empfänglichkeit für Motive überhaupt liegen dann schließlich noch Unterschiede vor bezüglich des Maßes, in welchem verschiedene Individuen sich für Motive verschiedener Art empfänglich erweisen. Es sind dies die allbekannten Unterschiede im Intensitätsverhältnis der Neigungen, auf welche sich in letzter Instanz alle moralische Beurteilung bezieht, und welche von der Sprache oft als Unterschiede des Charakters im engsten Sinne bezeichnet werden. Wir wollen mit Paulhan[1] die Neigungen einteilen in vitale, welche direkt auf die Ausübung physiologischer oder psychischer Funktionen gerichtet sind; egoistische, welche die eigene Person anderen gegenüber in eine übergeordnete Stellung zu bringen versuchen; soziale, welche direkt auf das Wohl anderer abzielen; und abstrakte oder suprasoziale, welche der Verwirklichung abstrakter, wenigstens direkt nicht mit Wohl und Wehe bewußter Wesen zusammenhängender Prinzipien nachstreben. Zu den vitalen Neigungen gehören einerseits die verschiedenen organischen Triebe, andererseits Freiheits-, Geselligkeits-, Beschäftigungs-, vielleicht auch Schönheitsbedürfnis; zu den egoistischen Habsucht und Geldgier, Herrschsucht, Eigenliebe in allen Formen (Eitelkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht); zu den sozialen alle auf das Wohlergehen von Einzelnen, Vielen oder Allen, Menschen oder Tieren, Individuen oder Gemeinschaften gerichteten Bestrebungen; zu den suprasozialen endlich Wahrheitsliebe, Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit, Gerechtigkeit, Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue. Vermutlich gibt es keinen Menschen, bei dem auch nur eine von diesen Neigungen vollständig fehlt; aber der Kombinationen und Modifikationen, der Intensitäten und Intensitätsverhält-

[1] Paulhan, Les caractères, Paris 1894, S. 115.

nisse sind unzählige. Hier mehr als irgendwo sonst gilt der Spruch: individuum ineffabile.

Geschlechtliche Differenzen: die Verfügbarkeit der Motive.

Diese Unmöglichkeit, das Individuum erschöpfend zu beschreiben, hindert aber keineswegs den Versuch, Unterschiede zwischen verschiedenen Individuen oder Gruppen von Individuen festzustellen. Ob sich solche Unterschiede auf dem Gebiete des Wollens und Handelns zwischen den Geschlechtern auffinden lassen, haben wir jetzt zu untersuchen.

Achten wir nun zuerst auf jene Unterschiede, welche wir als vor dem eigentlichen Willensprozeß liegend bezeichnet haben, so haben wir dabei jedenfalls den Vorteil, an früher Gesagtes und Begründetes anknüpfen zu können. Von der oben festgestellten starken Emotionalität und dem damit zusammenhängenden verengten Bewußtsein der Frauen haben wir gesehen, daß dieselben im Gebiete des theoretischen Denkens vielfach eine einseitige Berücksichtigung einzelner gefühlsbetonter Gründe, also einen bedenklichen Mangel an Besonnenheit, mit sich führen: es läßt sich von vornherein vermuten, daß sich im Gebiete des praktischen Handelns aus den nämlichen Ursachen gleiche Folgen ergeben werden. Das heißt also: die eigentliche, auf allseitige Überlegung und sorgfältige Wahl beruhende, sämtliche Motive zum Wort kommen lassende Willenstätigkeit wird wahrscheinlich gewissen Formen des Automatismus gegenüber zurücktreten. Auch über die weitere Frage, welche diese Formen sind, lassen sich begründete Erwartungen aufstellen. Ein Übermaß von Gewohnheitsmenschen wird man kaum unter den Frauen vermuten: ihre Emotionalität muß

ihnen jeden Augenblick zu neuen Motiven verhelfen, mit denen die alten und abgeblaßten, welche bloß infolge assoziativer Verbindungen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, den Kampf nicht aufnehmen können. Dagegen muß die nämliche Emotionalität, je nachdem die gefühlsbetonten Motive ihnen von anderen suggeriert werden oder zufällig sich darbieten, sie abwechselnd zu unpersönlichen Nachfolgern und zu Impulsiven, unter Umständen aber auch zu Fanatikern machen. Soweit also theoretische Schlüsse reichen, müssen wir erwarten, hauptsächlich diese drei Typen innerhalb des weiblichen Geschlechtes vertreten zu finden.

Diese Erwartung wird nun auch durch die Erfahrung, insbesondere durch die Ergebnisse der Hereditätsenquete, in sehr befriedigender Weise bestätigt. Allerdings bietet die letztere in bezug auf den Fanatismus keine direkten Daten; wohl aber lehrt sie, daß von den Männern 52.9 % bedächtig und 44.4 % Gewohnheitsmenschen, von den Frauen dagegen nur 42.5 % bedächtig und 38.0 % Gewohnheitsmenscben sind; während umgekehrt die Impulsiven beim weiblichen Geschlecht mit 42.7 %, beim männlichen dagegen nur mit 34.5 %, und die leicht zu Lenkenden dort mit 14.5, hier dagegen mit 12.7 % vertreten sind. Besonders wichtig ist, daß diese Differenzen, mit Ausnahme der letzteren, in den Berichten weiblicher Referenten noch viel deutlicher hervortreten: hier betragen die Prozentsätze für Bedächtigkeit 60.3 und 41.8, für gewohnheitsmäßiges Handeln 55.9 und 31.6, für Impulsivität 23.5 und 45.6 und für leichte Lenkbarkeit 14.7 und 10.1. Und endlich wird, wie aus Tab. 17 hervorgeht, auch der Zusammenhang dieser Erscheinungen mit der Emotionalität durch die Hereditätsenquete teils außer Zweifel gesetzt, teils wenigstens wahrscheinlich gemacht:

Tahelle 17.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 7: bedächtig	39.7	66.4	32.2	60.7
„ 22: Gewohnheitsmensch .	46.6	47.0	38.2	44.5
„ 7: impulsiv	49.8	21.1	56.0	23.4
„ 52: leicht zu lenken und zu beherrschen . . .	14.6	11.6	16.5	12.5

Wir stehen also auf festem Boden und können versuchen, von hier aus in dem weniger sicheren Lande der rohen Erfahrung unseren Weg zu finden. Was diese nach dem gemeinsamen Urteil aller, welche üher diese Fragen geschriehen hahen, lehrt, stimmt in allen wesentlichen Punkten mit dem Gesagten üherein. Das weibliche Handeln geht viel öfter als das männliche aus gefühlshetonten Motiven hervor und hat, auch abgesehen von den Motiven, selbst eine lebhaftere Gefühlsbetonung, indem die zu üherwindenden Schwierigkeiten leicht gewissermaßen zu feindlichen Mächten personifiziert werden und entsprechende emotionelle Reaktionen auslösen. Daher denn die Frauen auch unhedeutende Sachen (Vexierspiele, das Lösen eines schwierigen Knotens, das Inordnunghringen eines verwickelten Faden- oder Garnknäuels, das Aufräumen eines Schrankes) mit viel größerem Eifer betreiben, viel mehr mit Herz und Seele dahei sind als die Männer; daher auch für sie alles, was sie angreifen, weil es ehen für den Augenblick das ganze Bewußtsein erfüllt und nicht mit anderem verglichen werden kann, nahezu gleichen Wert hat und mit gleicher Anstrengung verfolgt wird; während für die Männer die verschiedenen Ziele viel mehr in verschiedenen Niveaus liegen und jedem nur das entsprechende Maß des Interesses und der Anstrengung zugewendet wird. Damit hängt wohl die häufig bemerkte

Tatsache zusammen, daß die Frauen im allgemeinen nicht ökonomisch mit der Zeit zu verfahren wissen. In den Läden, etwa beim Kaufen kleiner Geschenke für den Christbaum oder das St. Niklasfest, verwenden die Damen auf eine peinlich sorgfältige Wahl viel mehr Zeit, als die Sache verdient; für einen Ausgang sind sie regelmäßig einige Minuten zu spät mit ihrer Toilette fertig, was dann häufig die Männer zur erstaunten Frage veranlaßt, warum sie nicht ein für allemal sich entschließen, einige Minuten früher damit anzufangen. Diese Frage beruht aber auf einer unrichtigen Auffassung der vorliegenden Situation: die Sache verhält sich nicht so, daß für die Toilette eine bestimmte Zeit erfordert wäre, welche, wenn früher angefangen, auch früher beendet sein würde; sondern diese Zeit ist, da viel mehr als bei den Männern aus verschiedenen Gegenständen gewählt werden muß, in hohem Grade variabel, und da bei dieser Wahl verschiedene Gefühle anklingen, wird die Zeit vergessen. In ähnlicher Weise erklärt sich die alte Erfahrung, daß, „wenn Damen auseinandergehn, sie noch lange stehn“ bleiben: irgendwelcher Punkt aus dem letzten Gespräch zieht noch einmal die Aufmerksamkeit auf sich, und verdrängt zeitweilig vollständig den Vorsatz fortzugehen. Alle diese und ähnliche Erscheinungen hängen offenbar mit der Impulsivität zusammen und lassen sich mit dieser aus der starken Emotionalität und dem beschränkten Bewußtseinsumfang zur Genüge erklären.

Zur nämlichen Erscheinungsgruppe gehört die gleichfalls sehr oft hervorgehobene Tatsache, daß die Frauen sich beim Handeln nur durch ihr Gefühl, nicht durch Gründe oder Prinzipien bestimmen lassen. „La plupart des femmes“, sagt La Bruyère[1],

[1] Mantegazza, a. a. O., S. 31.

„n'ont guère de principes"; und ähnlich Mantegazza[1]: „beim Weibe ist die zügelnde Macht des Gedankens schwächer; es wird plötzlich und unwiderruflich zu einer Entscheidung für das eine oder das andere hingerissen, denn es handelt mehr nach innerem Antriebe als nach Überlegung". Und diese Aussprüche werden durch die Hereditätsenquete wenigstens insofern bestätigt, als nach ihr, neben der Bedächtigkeit, auch das „Handeln nach vorher festgestellten Grundsätzen" (Fr. 7) bei den Männern bedeutend häufiger als bei den Frauen vorkommt. — Zu alledem ist nun an erster Stelle zu bemerken, daß der Gegensatz zwischen Herz und Verstand oder zwischen Gefühl und Prinzipien oder Gründen dem vorliegenden Sachverhalt nur mangelhaft entspricht. Soviel wir wissen, werden überhaupt Vorstellungen erst dadurch, daß sie Gefühlsbetonung besitzen, zu wirksamen Motiven: auch wer nach Prinzipien oder aus Überlegung handelt, muß sich doch für den Inhalt jener Prinzipien oder für den Gegenstand jener Überlegung irgendwie interessieren, etwas dafür fühlen, um scin Handeln dadurch bestimmen zu lassen. Was aber damit gemeint wird, wenn das weibliche Handeln als vorzugsweise durch Gefühle bestimmt beschrieben wird, ist ein Doppeltes: erstens, daß sehr stark gefühlsbetonte Motivvorstellungen bei den Frauen häufig die ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen und die weniger stark betonten nicht zum Wort gelangen lassen; und zweitens, daß, wo mehrere Motivvorstellungen zu irgendwelcher Handlung zusammenwirken, dieselben nicht gesondert zu Bewußtsein gebracht und verglichen werden, sondern vielfach im Unbewußten ihren Kampf ausfechten und nur das

[1] Mantegazza, a. a. O., S. 210.

Resultat desselben ans Licht gelangen lassen. (Vgl. S. 61.) Das sind aber genau die nämlichen Züge, welche wir früher bei der Besprechung des Intellektes bereits auf theoretischem Gebiete als für die weibliche Psyche charakteristisch anerkannt haben: das Übergewicht der zuerst sich darbietenden gefühlsbetonten Vorstellung, die intuitive, nicht diskursive Art zu denken, und die Abneigung gegen die Analyse und die Abstraktion. Es versteht sich wohl von selbst, daß diese Züge sich auch auf praktischem Gebiete geltend machen, und daß sie hier sowohl der minutiösen Überlegung des Für und Wider im einzelnen Falle, wie besonders dem Handeln nach ein für allemal festgestellten Grundsätzen entgegenwirken müssen. In der Tat ist letzteres den meisten Frauen in tiefster Seele zuwider; sie denken über Grundsätze wohl ungefähr so wie der sehr emotionelle holländische Dichter Douwes Dekker, welcher irgendwo behauptet: „Grundsätze sind niederträchtige Vorwände zu pflichtwidrigem Handeln“; jedenfalls sind sie stolz darauf, daß sie keine Grundsätze brauchen, um zu wissen, wie sie handeln sollen. Eine mir bekannte Frau sagte einmal, halb im Ernste, halb im Scherz: wie müßt Ihr Männer doch dumm sein, daß Ihr soviel zu studieren braucht; ähnlich mögen manche andere denken: wie müßt Ihr Männer doch herzlos sein, daß Ihr ohne Grundsätze nicht wißt, was recht ist! Was aber vielen Frauen Grundsätze nicht nur überflüssig, sondern auch hassenswert erscheinen läßt, ist das an sich richtige Gefühl, daß dieselben den einzelnen Fall, da sie nur das ihm mit anderen Fällen Gemeinsame berücksichtigen, nicht zu seinem vollen Rechte gelangen lassen. Schließlich aber reichen die Gründe für jene Abneigung gegen allgemeine Regeln bei den Frauen noch wohl etwas tiefer: nämlich bis zu jenen starken emotionellen Bedürfnissen, welche ihnen überall die seelenlose Schablone als ärger-

lich, dagegen die individuelle Nuance, an welche sich die reichste Gefühlsbetonung knüpft, als das allein wertvolle erscheinen läßt. Der rechte Mann, sagt Goltz[1], „fügt sich in ein Gesetz, in eine Form und Ordnung, um des Gesetzes und der Ordnung willen; das Frauenzimmer aber ist in ihrem angeborenen Naturalismus und Widerspruchsgeiste nicht glücklicher, als wenn sie der Norm und dem Gesetz ein Schnippchen schlagen .... und ein gegebenes Thema mit Variationen von eigener Erfindung abspielen kann". Wenigstens ist auffallend, wie auch im kleinen manche Frauen sich gegen die exakte Befolgung allgemeiner Vorschriften aufbäumen: also etwa ein von anderen übernommenes Kochrezept niemals genau so ausführen, wie darin vorgeschrieben ist, sondern immer nach eigenem Ermessen etwas daran verändern. Wir haben es hier mit einem der zahlreichen Züge zu tun, welche die Frauen mit den Künstlern gemeinsam haben: auch diesen pflegt es zu widerstreben, zweckmäßige Neuigkeiten in der Technik ihrer Kunst einfach zu übernehmen, ohne irgendwie eine „note personnelle" hinzuzufügen. Ich kenne einen angesehenen Bildhauer, welcher während mehrerer Monate vergeblich sich damit abmühte, selbständig ein technisches Verfahren zu erfinden, von welchem er wußte, daß es in der Kunstindustrie allgemein angewandt wurde und überall in wenigen Tagen gelernt werden konnte.

Mit den erwähnten weiblichen Charakterzügen hängt dann des weiteren in leicht verständlicher Weise der Ruf der Unberechenbarkeit zusammen, den sich die Frauen mit gutem Rechte erworben haben. Zwischen einem Manne und einer Frau, sagt Mantegazza[2], „handelt es sich immer um einen Elefanten, welcher eine Nach-

[1] a. a. O., S. 17—18. — [2] a. a. O., S. 360—361.

tigall liebkost, oder um eine Mimosa pudica, welche mit einem Eichbaume auf Reisen geht“: der Mann findet sich, auch wenn er glaubt eine Frau vollständig zu kennen, stets wieder vor Überraschungen gestellt; bei kleinen Geschenken und Aufmerksamkeiten trifft er nicht leicht das Richtige und vermag überhaupt den wechselnden Stimmungen, Ansichten und Wünschen jener nur mit einiger Mühe zu folgen. Es mag südliche Rhetorik sein, wenn Mantegazza vom Weibe behauptet: „heute wird es sich mit einer Blume begnügen und morgen eine Million von Euch verlangen; heute wird es einen Ring verkaufen, um Euch einen Leckerbissen zu verschaffen, und morgen Euren Ruin fordern; schenkt einem Weibe die Welt, und es wird unzufrieden sein, weil Ihr vergessen habt, sie wohlverpackt zu bringen“, — es ist darin doch diese Wahrheit enthalten, daß *bei den Frauen viel häufiger als bei den Männern verschiedene, sogar entgegengesetzte Neigungen*, wie Opferfreudigkeit und starke persönliche Ansprüche, Sparsamkeit und völlige Mißachtung des Geldes, Luxusbedürfnis und Sehnsucht nach einem Leben in einfachsten Verhältnissen, *abwechselnd in ungeahnter Intensität hervortreten und zeitweilig alles andere aus dem Bewußtsein verdrängen.* Solche Erscheinungen, welche in bescheidenen Proportionen den hysterischen Wechsel der Persönlichkeiten nachahmen, beruhen hier so wenig wie dort auf einer wirklichen Charakteränderung, sondern vielmehr darauf, daß die starke Emotionalität in Verbindung mit dem verengten Bewußtsein abwechselnd verschiedenen Motivvorstellungen zur zeitweiligen Alleinherrschaft verhilft und also nur die entsprechenden Neigungen zur Äußerung gelangen läßt. Tatsächlich existieren jene entgegengesetzte Neigungen nicht abwechselnd nach-, sondern dauernd nebeneinander, wie

daraus hervorgeht, daß auch die zeitweilig bis zur völligen Unwirksamkeit zurückgedrängten, sobald die Umstände günstig geworden sind, wieder in ungeschwächter Kraft sich geltend machen; es genügt aber eine Kleinigkeit, um eine krampfartige Konzentration der Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Motivvorstellung zu veranlassen, die anderen für längere oder kürzere Zeit ganz auszuschalten, und also für diese Zeit ein von dem bisherigen durchwegs abweichendes Handeln zu begründen. So kann etwa eine sonst in Geldsachen ziemlich nachlässige Frau durch die Entdeckung, daß die Ausgaben des letzten Jahres die Einkünfte um ein Geringes überschritten haben, plötzlich zu übertriebener Sparsamkeit, oder umgekehrt eine sparsame durch ein zufällig sich darbietendes mitleiderregendes Ereignis zu unüberlegter Freigebigkeit geführt werden; und so gibt es Fälle, wie Paola Lombroso[1] deren einige mitteilt, wo Frauen oder Mädchen, um sich ganz der Pflege eines kranken Angehörigen widmen zu können, während mehrerer Jahre der Welt und dem gesellschaftlichen Verkehr vollständig entsagten und sich dabei durchwegs befriedigt fühlten; bisweilen aber später, als ihre Hilfe nicht mehr nötig war, ihr gewöhnliches Leben wieder aufnahmen und sich in demselben leicht wieder zurechtfanden. Wenn, wie die italienische Schriftstellerin mit Recht bemerkt, Männer einer solchen unbedingten Hingabe kaum je fähig sind, so liegt das vielleicht zum Teil an ihrem stärkeren Egoismus, zum anderen Teil aber auch an dem Umstande, daß sie nicht entfernt in dem Grade wie die Frauen durch eine einzige oder einige wenige Motivvorstellungen ganz in Anspruch genommen werden. Oder wenigstens findet solches ausschließlich oder nahezu ausschließlich bei Männern mit

[1] Caratteri della femminilità, Torino 1909, S. 182—188.

überwiegender Primärfunktion (Byron, Douwes Dekker, de Musset), und dementsprechend bloß auf kurze Zeiten statt; wogegen Männer mit überwiegender Sekundärfunktion zwar häufig während vieler Jahre oder sogar zeitlebens sich einer Aufgabe widmen, vielleicht selbst alle anderen Interessen derselben zum Opfer bringen, kaum je aber diese anderen Interessen so vollständig aus dem Auge verlieren, wie bei Frauen vielfach der Fall ist. Wir werden also wieder einmal dazu geführt, anzunehmen, daß die Frauen weit intensiverer Gefühle fähig sind als die Männer; nur dadurch lassen sich die erstaunlichen Hemmungswirkungen erklären, welche diese Gefühle im großen und im kleinen, auf Augenblicke oder auf Jahre, auszuüben imstande sind.

Wenn aber die erwähnte Ursache im Leben der einzelnen Frau oft abwechselnd durchwegs entgegengesetzte Tendenzen zur zeitweiligen Herrschaft bringt, so gilt das gewissermaßen auch für das weibliche Geschlecht als ganzes. Auch hier finden sich Widersprüche vor: in dem Sinne, daß häufig von Eigenschaften, welche als typisch weibliche betrachtet werden, auch die extremen Gegensätze bei den Frauen in größerer Anzahl und stärkerer Ausprägung als bei den Männern sich feststellen lassen. So verhält es sich beispielsweise mit dem Konservativismus, welchen die meisten Autoren den Frauen zuschreiben, und welchen sie mit ihrem Mangel an Originalität auf wissenschaftlichem Gebiete, mit ihrer geringeren somatischen Variabilität und sogar mit den Funktionen der Eizelle in Zusammenhang gebracht haben. Nun ist ohne Zweifel richtig, daß die meisten Frauen an althergebrachten Sitten und Gebräuchen mehr hängen als die Männer und dem überlieferten Glauben länger als diese treu bleiben; nicht weniger richtig ist aber, daß neue Anschauungen auf sozialem oder religiösem Gebiet, besonders solche, welche

sich dem Alten schnurstracks gegenüberstellen, stets wieder unter den Frauen ihre zahlreichsten und eifrigsten Anhänger finden. Auch ergibt die Hereditätsenquete, daß die Neuerungssucht häufiger bei den Frauen als bei den Männern sich feststellen läßt (Fr. 77); sowie des weiteren, daß zwar jene mehr als diese an alten Erinnerungen hängen, zugleich aber öfter sich für neue Eindrücke und Freunde interessieren (Fr. 20), während ihre stärkere Veränderungssucht und ihr häufigerer Sympathienwechsel schon früher (S. 59) besprochen wurden. Besonders interessant sind die Ergebnisse in bezug auf Frage 57, welche sich auf die politische Richtung beziehen. Wie zu erwarten, ist die Anzahl der Frauen, denen überhaupt eine politische Richtung zugeschrieben werden kann, bedeutend geringer als diejenige der Männer (342 gegenüber 918); unter diesen Frauen finden sich aber prozentweise anderthalbmal soviel Radikale (auch Anarchisten und Sozialisten) und Konservative als unter den Männern, und unter den Männern anderthalbmal soviel Gemäßigte als unter den Frauen.

Tabelle 18.

	Männer	Frauen
Fr. 57: radikal	21.7	30.7
gemäßigt	61.2	41.8
konservativ	17.1	27.5
Fr. 77: Anarchist oder Sozialist	8.9	13.7

Also überall Gegensätze, mit welchen sich die Behauptung einer allgemeinen konservativen Tendenz bei den Frauen schwerlich reimen läßt, welche jedoch in den für sie charakteristischen Formen des Willensautomatismus ihre befriedigende Erklärung finden. Das Alte und Überlieferte wird von den Frauen nicht leicht

verlassen, weil sie die Analyse scheuen, welche nötig wäre, um ihnen die Morschheit desselben zu enthüllen; gelangen sie aber durch Belehrung oder zufällige Umstände zur betreffenden Einsicht, so läßt ihre Impulsivität sie nicht halbwegs stehen bleiben, sondern führt sie gleich dem entgegengesetzten Extreme zu. Außerdem ist zu bedenken, daß beide Extreme ihre starke Gefühlsbetonung besitzen, während der mittlere, weder durch liebgewonnene Assoziationen noch durch den Reiz neuer Ideale gestützte Standpunkt den emotionellen Bedürfnissen der Frauen geringe Befriedigung gewährt. Mir scheinen diese Umstände zu genügen, um die Vorliebe der Frauen für äußerste Standpunkte, nicht nur in bezug auf politische, sondern auch auf andere Fragen des öffentlichen und privaten Lebens, verständlich zu machen.

Endlich dürfte auch dasjenige, was man die Willensschwäche der Frauen zu nennen pflegt, soweit etwas Richtiges daran ist, auf die nämlichen Grundeigenschaften zurückzuführen sein. Soweit etwas Richtiges daran ist: denn angesichts der Häufigkeit solcher Leistungen, wie sie oben (S. 204) erwähnt worden sind, kann doch bei den Frauen von Willensschwäche schlechthin schwerlich die Rede sein. Des weiteren behaupten Ärzte und Chirurgen wie es scheint einstimmig, daß die Frauen bei Operationen viel standhafter Schmerzen ertragen als die Männer[1], womit die Ergebnisse der Hereditätsenquete, welche sich auf Mut und Geduld auf dem Krankenlager beziehen (Fr. 89), durchwegs übereinstimmen; und diese Ergebnisse sind um so instruktiver, da sie demjenigen, was man auf Grund der für Emotionelle und Nichtemotionelle gewonnenen Zahlen erwartet haben würde, schnurstracks zuwiderlaufen:

---

[1] Lombroso, a. a. O., S. 59—61.

Tabelle 19.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 89: mutig	25.9	36.5	38.3	50.1
ängstlich	36.9	19.6	30.2	15.0
geduldig	33.5	43.9	43.4	56.4
ungeduldig	32.0	20.0	22.4	11.2

Mit Rücksicht auf solche Erfahrungen hat man vielfach geglaubt, die Rollen zwischen beiden Geschlechtern in der Weise verteilen zu müssen, daß die Männer hauptsächlich im Handeln, die Frauen dagegen im Ertragen und Erdulden einen starken Willen betätigen. Doch scheint mit diesem Gegensatz der vorliegende Unterschied kaum richtig beschrieben zu sein: ist doch einerseits die jahrelang fortgesetzte sorgfältige Verpflegung eines Kranken alles eher als ein passives Übersichergehenlassen; und läßt andererseits die weibliche Geduld im Ertragen kleiner Widerwärtigkeiten oft vieles zu wünschen übrig. Der Unterschied muß also anderswo gesucht werden; vielleicht kommen wir demselben am nächsten, wenn wir sagen, daß die Frauen sich willensschwach zeigen in demjenigen, was außerhalb der Sphäre der großen Pflichten und Interessen liegt. Die ruhige Fassung, welche eine Frau im Krankenbette, beim Schiffbruch oder während einer Epidemie an den Tag legt, wird sie vielleicht im schaukelnden Ruderboot, im Wagen hinter etwas feurigen Pferden, oder selbst gegenüber einer Maus oder einer Spinne nicht behaupten können; die unendliche Geduld, welche sie als Mutter bei der Erziehung ihrer Kinder, als Gattin bei der Verpflegung eines invaliden, reizbaren, hypochondrischen Mannes betätigt, wird sie sofort verlassen, wenn sie als Lädnerin einer

sich schwer entschließenden Kundin stets wieder neues vorzuzeigen, oder als Postbeamtin stets wieder die nämlichen dummen Fragen zu beantworten hat.[1] Und der Entschiedenheit, mit welcher sie in wichtigen Fragen Partei zu ergreifen und trotz eigener Gefahr für ihren Standpunkt einzutreten pflegt, steht im kleinen jener „esprit de complication“ gegenüber, welcher etwa im Verkehr mit den Dienstboten so vieles nach männlichem Maßstabe durchwegs unnötiges Hin- und Hergerede veranlaßt, und welcher es, nach einem bekannten Ausspruch Jean Pauls, einer Frau unmöglich macht, „finis“ zu sagen ohne Kommentar, oder „nein“ ohne Umstände. — Fragen wir aber wieder, wie diese Dinge zusammengehen können, so ergibt sich in allen wesentlichen Stücken die gleiche Antwort wie vorher. Wo große Motive vorliegen, nehmen sie das Bewußtsein so vollständig in Anspruch, daß die kleinen dauernd zurückgedrängt werden; wo jene fehlen, können diese momentan eine Gefühlsbetonung gewinnen, welche sich in unbedachtes oder unvernünftiges Handeln entladet. Wir haben es also hier wieder mit der früher (S. 190) erwähnten Verwandtschaft zwischen Fanatismus und Impulsivität zu tun, welche auch im Leben der großen historischen „passionnés“ (Napoleon, Carlyle, Michael Angelo, duc de St Simon) deutlich zutage tritt, hier wie dort abwechselnd den Schein einer einseitig starken und einer überhaupt schwachen Sekundärfunktion erzeugt, tatsächlich aber nur auf der starken Emotionalität, wodurch abwechselnd Sekundärfunktionen gestiftet und gehemmt werden, beruht.

Abschließend dürfte noch ein letztes in diesen Zusammenhang hineingehören: nämlich dasjenige, was

[1] Marion, a. a. O., S. 235—238.

Simmel[1] „die Einheitlichkeit und Ganzheit im Wesen der Frauen“ nennt und folgendermaßen erläutert: „Vermöge der engen Zusammengehörigkeit ihrer Seeleninhalte wird es (den Frauen) leicht, wenn einmal ein bestimmter Zustand mit bestimmten Anforderungen gegeben ist, sich auf diesen abzustimmen und die Gesamtheit ihres Seins und Tuns zu einer neuen Einheit, die den neuen Charakter trägt, zu gestalten[2]; wie sie sich besser in herabgekommene Verhältnisse finden, so werden ihnen auch Erhöhungen der Lebenshaltung schneller gewöhnt als den Männern, die viel länger die Rudimente der früheren Zustände in ihrer größerer Teilung fähigen Natur bewahren, und so häufiger einen entweder tragischen oder komischen Kontrast jener mit den neuen Umständen darbieten . . . . . . Deshalb gelingt es den Frauen auch eher, sich mit halben, unentschiedenen Verhältnissen abzufinden, wahrscheinlich in tieferem Zusammenhange mit der Eigenschaft ihrer theoretischen Vernunft, sich gern ohne scharfe, klar gesonderte Begriffe zu behelfen. Ein so unentschiedener, nur im Übergang bestehender Zustand, wie die Brautzeit ihn bietet, den der Mann bekanntlich selbst im besten Fall unbefriedigend und unbehaglich findet und möglichst abzukürzen strebt, ist für das Mädchen in der Regel von wunschlosem Glück erfüllt; sie kann sich mit der Totalität ihrer Seeleninhalte an die Halbheit desselben anpassen.“ Darum kann auch „beim Manne, vermöge der stärkeren Individualisierung der Teile seines Wesens, die Sinnlichkeit in relativer Son-

[1] Zur Psychologie der Frauen. Zeitschr. f. Völkerps. u. Sprachwiss., Bd. XX 1890, S. 27–28. – [2] Auf dem nämlichen Grunde dürfte es beruhen, wenn (wie Havelock Ellis, a. a. O., S. 306 auf die Autorität Widals mitteilt) Frauen in der Fremde weniger als Männer unter dem Heimweh zu leiden haben.

derung von dem übrigen und hauptsächlichen Seeleninhalt bestehen und eine Befriedigung suchen, während die ungeschiedenere Einheitlichkeit der weiblichen Seele dies weniger gestattet. Deshalb nimmt man mit Recht an, daß eine Frau sich nur ganz oder garnicht hingeben kann, daß sie auch die innerlichste seelische Treue dem Manne gebrochen hat, dem sie die sexuelle Treue bricht, und daß der Ehebruch bei ihr deshalb sozusagen ein totalerer und schuldvollerer ist als beim Manne, dem häufiger «zwei Seelen in der Brust» wohnen, und der deshalb unter Umständen eher die innere seelische Treue seiner Frau bewahren kann, der er die äußere gebrochen."[1] Auch eine weitere, von Simmel[2] etwas abweichend erklärte Erscheinung gehört hierher: „Ein Mädchen mag heute noch schwankend sein, ob sie einen Mann, der ihre Hand erbeten, erhören soll oder nicht; . . . irgendein relativ unbedeutendes Moment mag den Ausschlag geben, es doch zu tun; und nun ist sie — wenigstens in sehr vielen Fällen — innerlich auch gleich unbedingt an ihn gebunden, ihm oft blind gehorsam, würde alles denkbare Schwere für ihn ertragen; keine Steigerung realer Momente führt in begründbarer Weise allmählich zu diesem Resultat; sondern sprunghaft, durch die bloße Macht des Gedankens, daß er nun einmal ihr Mann ist und damit dieses unbedingte Sichhingeben da sein muß und da ist, wird es

[1] a. a. O., S. 31. Vgl. Goltz a. a. O., S. 11—12: „Wenn ein Weib liebt, so liebt sie . . . mit gänzlicher Hingebung aus allen Kräften des Gemüts; während der Mann imstande ist, mit einer Phryne im sinnlichen und mit einer Heloise in einem platonischen Liebesverkehr zu stehen. Das Weib gibt sich nur demjenigen Manne körperlich hin, welchem sie in wahrer Liebe zugetan ist, sie präpariert den Geist nicht von der Seele, die Seele nicht von der Sinnlichkeit los." — [2] a. a. O., S. 22—23.

erreicht". Und endlich läßt auch das sittliche Urteilen und Handeln der Frauen die nämliche Einheitlichkeit und Ungebrochenheit erkennen, und zwar gleich sehr im guten und im bösen. Einerseits ist es den meisten Frauen mehr Ernst mit ihren Pflichten als den meisten Männern; sie sind entschiedenere Feinde von Kompromissen und Akkommodements; die beiden Fragen, ob etwas Pflicht ist, und ob sie nun auch dieser Pflicht gemäß handeln sollen, fallen für sie mehr als für die Männer in Eins zusammen. Dementsprechend sind sie auch im Verkehr mit Dienstboten, Lieferanten u. dergl. viel weniger opportunistisch, reagieren schärfer auf kleine Unehrlichkeiten, bestehen entschiedener auf ihrem Recht; während Männer eher geneigt sind, die Menschen zu nehmen, wie sie sind, und nötigenfalls etwas mehr zu bezahlen, um des Haders los zu sein. Andererseits bezeugen die Kriminalisten, daß die Frauen, wenn sie einmal ein Verbrechen begangen haben, oft des weiteren die verschiedensten Delikte ohne Zweck aufeinanderhäufen[1], und lehrt die Statistik, daß zwar die Kriminalität der Frauen sehr viel geringer ist als diejenige der Männer, daß aber Rückfälle unter jenen relativ häufiger als unter diesen vorkommen.[2] Und ebenso auf anderem Gebiete:

---

[1] H. Groß, Kriminalpsychologie, Graz 1898, S. 449. —
[2] Mantegazza, a. a. O., S. 366; Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung, Heidelberg 1903, S. 169. Nach einer niederländischen, die Jahre 1896—1905 umfassenden Statistik wurden in dieser Zeit ungefähr zehnmal mehr Männer als Frauen überhaupt verurteilt; unter jenen befanden sich aber weniger als zweimal soviel Rückfällige als unter diesen. Durch eine stattgehabte Verurteilung steigt also die Wahrscheinlichkeit einer neuen Verurteilung bei den Frauen in einem fünfmal stärkeren Verhältnis als bei den Männern. Vgl. De Roos, Inleiding tot de beoefening der crimineele aetiologie, Haarlem 1908, S. 76, 251 fgg.

„ein Weib“, sagt Goltz[1], „welches sich einmal in der Hauptsache vergaß, ist wie ein Strumpf, der an der Spitze aufgegangen ist: es hält keine Masche mehr fest“. Also überall die nämliche Sachlage: im weiblichen Handeln mehr innerer Zusammenhang und Ganzheit; im männlichen mehr Zerstückelung, zahlreichere und tiefer einschneidende Sejunktionen zwischen Geist und Sinnlichkeit, Pflichten und Interessen, Denken und Tun, gewissermaßen ein Auseinanderfallen der gesamten Persönlichkeit. — Wie ist nun diese Sachlage zu erklären? Simmel[2] führt dieselbe auf die „größere Undifferenziertheit“ der Frauen zurück, also auf „die Tatsache, daß ihre Anlagen, Neigungen, Betätigungen enger um einen Einheitspunkt herum gesammelt und aus ihrem ursprünglichen keimhaften Ineinander noch nicht zu selbständiger Existenz spezialisiert sind“; und ohne Zweifel ist das in gewissem Sinne richtig. In welchem Sinne es richtig ist, bedarf jedoch noch einer näheren Untersuchung: haben wir doch oben gesehen, daß auch umgekehrt in gewissem Sinne die weibliche Psyche reicher an Sejunktionen ist als die männliche, insofern bei ihr der Wechsel der gefühlsbetonten Motive zu verschiedenen Zeiten durchwegs verschiedene, sogar entgegengesetzte Neigungen exklusive aller anderen zur Äußerung bringen kann, während dagegen bei Männern viel häufiger in jeder Handlung die ganze Persönlichkeit sich ausspricht. Wo liegt also der Unterschied? — Vielleicht wäre darauf folgendes zu antworten: das weibliche Handeln erscheint als einheitlich, sofern wir auf die Motive achten, welche einer einzelnen oder mehreren zeitlich zusammengehörigen Hand-

[1] Goltz, a. a. O., S. 12. — [2] a. a. O., S. 8.

lungen zugrundeliegen; es erscheint dagegen häufig als widerspruchsvoll, sofern wir Handlungen aus verschiedenen Zeiten miteinander vergleichen. Beim Manne werden wir umgekehrt mit viel größerer Sicherheit aus dem früheren auf das spätere Handeln schließen können; jede einzelne Handlung aber wird die Resultante mehrerer, vielleicht entgegengesetzter Tendenzen sein. Die Frau, welche in einen höheren oder niedrigeren sozialen Kreis übergetreten ist, sich verlobt oder sich verheiratet hat, zur Erkenntnis einer Pflicht gelangt oder zur Verbrecherin herabgesunken ist, entzweit sich vollständiger als der Mann mit ihrer Vergangenheit: eben dadurch gestaltet sich aber ihr neues Leben einheitlicher. So entpuppt sich der scheinbare Widerspruch als ein notwendiger Zusammenhang, welcher schließlich wieder in den Unterschieden der Emotionalität und des Bewußtseinsumfangs seine Erklärung findet. Die starke Gefühlsbetonung, welche die neu zuströmenden Motive bei der Frau gewinnen, verdrängt alles andere mit Ausnahme des Nächstverwandten aus dem Bewußtsein und begründet dadurch sowohl den Bruch mit der Vergangenheit wie die Einheitlichkeit des gegenwärtigen Willensbestandes; die geringere Emotionalität des Mannes dagegen läßt nach wie vor bei jeder Entscheidung Motive aus verschiedenen Gedankenkreisen zum Wort kommen, und bringt dadurch in die einzelne Handlung häufig eine gewisse Halbheit, in die gesamte Lebensführung aber einen geschlossenen Zusammenhang hinein. Eben auf diesem Unterschied beruht, wie Goltz[1] mit Recht bemerkt, die weibliche Grazie; im Gegensatze zur Steifheit und Eckigkeit, durch welche im Reden und

[1] a. a. O., S. 12.

Handeln des Mannes sich die zugrundeliegenden Konflikte so häufig verraten. Es ist schließlich lehrreich, sich davon zu überzeugen, wie die nämlichen Faktoren, welche hier im großen wirken, auch im kleinen die weibliche Psyche im Gebiete des Gleichzeitigen, die männliche im Gebiete des Sukzessiven ihr Bedürfnis nach Harmonie und Ordnung befriedigen lassen. Die räumliche Ordnung, auf welche nach einem früher[1] zitierten Ausspruche Lotze's die Frauen den meisten Wert legen, ist ja eine Ordnung des Gleichzeitigen, welches sich im gegenwärtigen Moment dem Auge aufdrängt; die zeitliche Pünktlichkeit, welche die Männer am höchsten schätzen, bezweckt eine Ordnung des Sukzessiven und erfordert eine gleichmäßige Berücksichtigung der gegebenen und der bloß vorgestellten Elemente desselben. In letzter Instanz hängt alles mit allem zusammen: sogar die reizvolle Einrichtung eines Damenboudoirs mit der Selbsthingabe der barmherzigen Schwester und den häufigen Rückfällen der Verbrecherin.

Nachdem wir uns so lange bei Differenzen im Handeln der beiden Geschlechter, deren wesentliche Gründe vor dem Willensprozeß liegen, aufgehalten haben, haben wir uns jetzt denjenigen anderen Differenzen zuzuwenden, welche im Willensprozeß selbst ihren Sitz haben. Wie früher (S. 187) bemerkt wurde, können diese Differenzen entweder die Empfänglichkeit für Motive überhaupt, oder die verschiedene Empfänglichkeit für Motive verschiedener Art betreffen; wir wollen mit den ersteren anfangen.

Aktivität, Resolutheit, Beharrlichkeit.

Sind also die Frauen aktiver oder weniger aktiv als die Männer; kommen sie ceteris paribus leichter oder schwerer dazu, irgendeine größere

[1] S. oben S. 141.

oder kleinere, körperliche oder geistige Arbeit auf sich zu nehmen, etwas zu tun? Das Material, über welches wir zur Beantwortung dieser Frage verfügen, ist noch etwas dürftiger als auf anderen Gebieten, da Männer und Frauen fast immer verschiedenes zu tun haben und auch durch verschiedene, auf ihre Stärke nicht leicht vergleichbare Motive zu ihrem Tun getrieben werden. Dennoch begegnet man sehr häufig der entschiedenen Behauptung, daß die Aktivität der Frauen bei derjenigen der Männer zurückstehe; zur Begründung dieser Behauptung wird aber fast ausschließlich darauf hingewiesen, daß auf sexuellem Gebiete überall dem Manne die aktive, dem Weibe dagegen die passive Rolle zufällt. Nun ist diese Tatsache an und für sich ohne Zweifel von hohem Interesse; aber sie betrifft doch nur das Maß der Reaktion auf eine Gruppe von Motivvorstellungen, und kann demnach ebensowohl auf einem Unterschiede in der Wertung dieser besonderen Motivvorstellungen, wie auf einem solchen in der Wirksamkeit von Motivvorstellungen überhaupt, also in der Aktivität, beruhen. Ihre Beweiskraft erfährt scheinbar eine Verstärkung durch die bekannte Theorie Fouillées[1], welcher aus dem Gegensatze zwischen der leichten Beweglichkeit der Spermazelle und der trägen Ruhe der Eizelle ohne weiteres auf einen analogen Gegensatz zwischen Männern und Frauen schließt und daraus nahezu die ganze Psychologie der Geschlechter abzuleiten versucht: doch kann diese Argumentation nur so lange einigermaßen plausibel erscheinen, als man vergißt, daß sowohl Männer wie Frauen aus dem Zusammenkommen von Spermazelle und Eizelle sich entwickeln. — Lassen sich nun aber keine direkten unter sich vergleicbbaren Erfahrungen in bezug auf die Aktivität bei den beiden Geschlechtern finden oder herbeischaffen?

[1] Tempérament et caractère, Paris 1895, S. 189—201.

Man könnte zunächst versucht sein, die experimentellen Untersuchungen Miß Thompsons und anderer, welche ziemlich übereinstimmend kürzere Reaktionszeiten mit geringerer mittlerer Variation sowie größere Geschwindigkeit und Genauigkeit der Bewegungen bei Männern als bei Frauen nachgewiesen haben[1], zu diesem Zwecke zu verwenden; es ist aber hier wie bei den früher (S. 88) besprochenen Schwellenbestimmungen stets daran zu denken, daß anerkanntermaßen[2] die Männer solchen Untersuchungen ein größeres Interesse entgegenbringen als die Frauen, demzufolge die vorliegenden Differenzen vielleicht einfach in der verschiedenen Spannung der Aufmerksamkeit ihren Grund haben. An zweiter Stelle wäre auf die Verschiedenheit der Kinderspiele bei beiden Geschlechtern zu achten; doch ergeben sich aus diesen mehr Unterschiede in der Art als in dem Maße der vorgezogenen Betätigung. Wie Marion[3] mit Recht bemerkt, haben in den Spielen der Knaben starke und heftige, in denjenigen der Mädchen mäßigere, besonders auch Nachahmungsbewegungen das Übergewicht; jene laufen, springen und raufen sich, diese erlernen leichter die feinen Koordinationen, welche etwa zum Sprechen, zu Handarbeiten u. dgl. erforderlich sind; welche von beiden auf schwächere Motive hin in Bewegung geraten, ist nicht leicht zu sagen. Dagegen dürfen wir hoffen, zu eindeutigeren und sichereren Ergebnissen zu gelangen, wenn wir unsere Aufmerksamkeit denjenigen Fällen zuwenden, in welchen Männer und Frauen (etwa in der Schule, an der Universität, in Werkstätten und Bureaus) vor eine gemeinsame verpflichtete Arbeit gestellt sind: das Resultat dieser Arbeit wird zwar, außer von der Empfänglichkeit für Motive überhaupt, auch von der

[1] Thompson, a. a. O., S. 8—29. — [2] Thompson, a. a. O., S. 12. — [3] a. a. O., S. 75—76.

speziellen Empfänglichkeit für bestimmte Motive (Interesse, Pflichtgefühl) abhängen, jedoch in Verbindung mit anderem auch auf jene einiges Licht werfen können. Was nun die Jugend anbelangt, lehrt die Schulenquete, daß von den Knaben 52.2% und von den Mädchen 65.4% als regelmäßig eifrig, dagegen von jenen 29.2 bzw. 13.2% und von diesem 24.8 bzw. 6.9% als zeitweise eifrig bzw. faul beschrieben werden (Fr. 2); was um so mehr auffällt, da im allgemeinen die Knaben mit Rücksicht auf ihre Zukunft weit mehr dabei interessiert sind und stärker dazu angehalten werden, fleißig zu arbeiten, als die Mädchen. Was sodann die Universität betrifft, haben wir früher bereits gefunden, daß ziemlich allgemein der Eifer der weiblichen über denjenigen der männlichen Studenten gestellt wurde, und daß auch die ersteren, trotz des geringeren Interesses, welches sie dem Studium entgegenbringen, die Prüfungen besser bestehen als die letzteren. Und in bezug auf die Leistungen weiblicher Beamten und Handarbeiter geht aus den von Havelock Ellis[1] gesammelten Berichten hervor, daß bei denselben zwar vieles andere, keineswegs aber der Eifer, womit gearbeitet wird, zu wünschen übrig läßt. Alledem mag, wie mir scheint, wenigstens ein günstiges Vorurteil bezüglich der durchschnittlichen Aktivität der Frauen entnommen werden.

Dieses günstige Vorurteil wird nun durch die Ergebnisse der Hereditätsentquete in sehr erfreulicher Weise bestätigt. Dieselbe lehrt nicht nur, daß die Frauen merklich häufiger beweglich und geschäftig, merklich seltener gesetzt und ruhig sind als die Männer (Fr. 1), sondern auch, daß ihr Eifer bei der täglichen Arbeit (Fr. 2), ihr Drang, sich auch in den Mußestunden irgendwie zu beschäftigen (Fr. 3), sowie ihre Neigung, nicht

---

[1] a. a. O., S. 180—185.

aufzuschieben, sondern alles frisch anzugreifen und zu erledigen (Fr. 5), diejenigen der Männer um ein Bedeutendes übertrifft. Man könnte nun allerdings versucht sein zu fragen, ob nicht, in früher ausführlicher dargelegter Weise (S. 193), die Emotionalität der Frauen unseren Berichterstattern Aktivität vorgetäuscht haben könnte; doch ist diese Annahme aus mehreren Gründen unwahrscheinlich. Erstens beziehen sich die betreffenden Fragen im wesentlichen auf wenig reizvolle, kaum je durch starke Gefühle getragene Arten der Arbeit; und zweitens findet sich dementsprechend, daß die Antworten für die Emotionellen nur um ein geringes und keineswegs ausnahmslos günstiger als für die Nichtemotionellen ausfallen:

Tabelle 20.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 2: stets eifrig	73.9	72.2	77.9	78.2
zeitweise eifrig	19.1	16.7	17.3	11.8
faul	6.1	8.7	3.0	7.8
Fr. 3: meistens beschäftigt .	56.8	55.5	71.9	68.2
es sich bequem machend	36.0	37.4	21.3	25.8
Fr. 5: aufschieben	33.5	34.3	24.9	24.9
frisch angreifen und erledigen	54.4	54.1	60.6	62.9

Wünscht man dagegen zu sehen, wie die Sachen sich gestalten, wenn die alltäglichen Motive, welche durch langjährige Gewöhnung ihren Reiz größtenteils verloren haben, mit neuen und gefühlsbetonten Motiven in Konflikt geraten, so beachte man die Ergebnisse der Frage 4:

Tabelle 21.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 4: verpflichtete Arbeiten zugunsten nichtverpflichteter vernachlässigen	18.8	13.0	10.4	7.2

Also wieder: entweder mehr Pflichttreue oder mehr Freude auch an der täglichen, wenig reizvollen Arbeit; jedenfalls aber keine Spur eines Hinweises auf jene Trägheit, welche nach Fouillée den Frauen von Keimeswegen als ihre tiefstgewurzelte Eigenschaft vorgeschrieben sein sollte.

Zu durchwegs analogen Ergebnissen führt die Untersuchung in bezug auf den Gegensatz der Resolutheit und Unentschlossenheit. Nach Marion[1] gelangen die Frauen nicht leicht dazu, sich zu entscheiden: es hindere sie daran nicht der Mangel, sondern vielmehr das Übermaß der Motive, deren rascher Wechsel die Wahl erschwert; dagegen lassen sie sich in anderen Fällen durch ein übermächtiges Motiv zu allzuraschem Handeln hinreißen. In der Tat ist nach allem Vorhergehenden beides zu erwarten und oft in der Erfahrung gegeben: ersteres etwa beim Wählen zwischen verschiedenen Gegenständen im Laden, das zweite ganz besonders im Gespräch, wo die Frauen entschiedener Partei nehmen, schneller antworten, häufiger anderen ins Wort fallen, leichter ein Geheimnis verraten als die Männer.[2] Alle diese Erscheinungen werden offenbar durch die weibliche Emotionalität bedingt; fragen wir aber, ob diese Emotionalität an und für sich öfter eine Abweichung nach einer oder der anderen Richtung hervorbringen würde, so

[1] a. a. O., S. 228—229. — [2] Mantegazza, a. a. O., S. 195—196.

finden wir in den Prozentzahlen der Tab. 22 darauf eine ziemlich unzweideutige Antwort:

Tabelle 22.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 8: resolut	51.0	53.4	51.6	60.1
unentschlossen	32.5	27.8	31.7	26.5

Während also die Emotionalität im großen und ganzen entschieden der Resolutheit entgegenwirkt und die Unentschlossenheit begünstigt, zeigen sich dennoch die Frauen nicht weniger resolut, vielmehr um ein geringes resoluter und weniger unentschlossen als die Männer. Der Einfluß ihrer stärkeren Emotionalität muß also irgendwie kompensiert und überkompensiert worden sein, und es liegt im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden wieder am nächsten, den kompensierenden Faktor in einer entsprechend stärkeren Aktivität zu vermuten.

Schließlich gelten ähnliche Bemerkungen auch für die Beharrlichkeit der Frauen. Daß die Emotionalität, durch das Übergewicht, welches sie neu sich darbietenden Motivvorstellungen verschafft (S. 57), der Beharrlichkeit gefährlich werden kann, ist mit Recht von Marion u. a. betont worden; in welchem Maße sie derselben tatsächlich gefährlich wird, zeigen die Ergebnisse der Hereditätsenquete in bezug auf Frage 6:

Tabelle 23.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 6: leicht verzagt	35.5	15.3	35.1	16.2
beharrlich	41.3	54.7	39.7	56.7
starrsinnig	18.4	19.6	14.0	20.2

Also abermals ein stark ausgesprochener, theoretisch und empirisch gleich sicher begründeter Einfluß der Emotionalität, und dennoch kaum ein merklicher Unterschied zwischen dem emotionellen und dem nichtemotionellen Geschlecht. Halten wir dieses Ergebnis mit den vorhergehenden zusammen, so dürfen wir abschließend wohl behaupten, *daß die Gesamtheit der verfügbaren exakten Daten, statt auf eine geringere, sehr entschieden auf eine größere Aktivität beim weiblichen Geschlechte hindeutet.*

Welche sind nun die Ziele, auf welche diese Aktivität sich vorzugsweise richtet? Zur Beantwortung dieser Frage werden wir nacheinander die verschiedenen Gruppen von „Neigungen“ ins Auge fassen, welche wir früher (S. 195) nach Paulhan unterschieden haben, und welche nichts weiter sind als Ausdrücke für das Maß, in welchem durch verschiedene Personen Motive verschiedener Art gewertet werden.

Vitale Neigungen.

Was also zuerst die *vitalen Neigungen* betrifft, so sind die meisten darüber einverstanden, daß diese (wenigstens soweit sie sich auf körperliche Bedürfnisse beziehen) bei den Frauen ungleich weniger als bei den Männern hervortreten, oder doch ungleich leichter durch andere Neigungen zurückgedrängt und unwirksam gemacht werden. Die Frauen sind auf allen Gebieten bei weitem mäßiger als die Männer, ertragen besser den Mangel an sinnlichen Befriedigungen jeder Art und sind eher geneigt, das Verzichten auf dieselben, wo andere Interessen es erfordern, als etwas Selbstverständliches zu betrachten; während bei den Männern solche Verzichtleistungen nicht selten eine gewisse Verstimmung oder doch eine merkliche Störung des psychischen Gleich-

gewichts mit sich führen, und daher andauernd von dem Gefühle, ein heroisches Opfer zu bringen, begleitet werden. Diese Erfahrungen finden auch in einigen Ergebnissen der Hereditätsenquete (Fr. 44—46) ihren unzweideutigen Ausdruck. Von diesen Ergebnissen sind besonders diejenigen, welche sich auf Frage 44 beziehen, von Wichtigkeit: erstens weil hier nicht, wie in bezug auf die beiden anderen Fragen, die herrschende Sitte den Frauen mehr als den Männern Enthaltsamkeit vorschreibt, und zweitens, weil die Enthaltsamkeit auf gastronomischem Gebiete im allgemeinen alles eher ist als ein Privilegium der Emotionellen:

Tabelle 24.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 44: auf Essen und Trinken haltend	52.1	46.2	33.9	24.9
nicht	31.5	35.5	41.2	55.7

Auf Grund ihrer Emotionalität wäre demnach eine starke Neigung der Frauen zu Tischgenüssen zu erwarten gewesen; und daß diese Neigung in der Tat nicht fehlt, sondern nur durch andere stärkere Neigungen ständig unterdrückt wird, zeigt sich in denjenigen Fällen, wo sie freies Spiel hat: also etwa an den bei Frauen häufig momentan auftretenden Gelüsten nach irgendeinem Leckerbissen, an ihrer Naschsucht usw. Es wäre also durchaus verfehlt, im Sinne der italienischen Anthropologen (S. 69) eine unternormale Empfindlichkeit der Frauen für Tischgenüsse anzunehmen; die betreffende Empfindlichkeit ist normal oder vielleicht übernormal, aber die Empfindlichkeit für gefühlsbetonte Vorstellungen aus anderen Gebieten ist noch bedeutend größer, und so

bedeuten denn die Genüsse des Gaumens für die Frauen *relativ* viel weniger als für die Männer. Es verhält sich hiermit wohl genau so wie mit der Empfindlichkeit für leichte körperliche Schmerzen: solche Schmerzen werden, wenn sie unvorbereitet kommen, von den Frauen stärker empfunden und rufen lebhaftere Ausdruckserscheinungen hervor wie beim anderen Geschlecht; dennoch ertragen jene, wie wir gesehen haben, auf die Dauer ihre Leiden besser, und kommt die nervöse Hypochondrie, welche eben in einer übermäßigen Neigung zum Beachten leichter körperlicher Schmerzen besteht, bei ihnen viel seltener als bei den Männern vor.[2] Überall sind, soweit unsere Gründe reichen, *nicht die vom Körper herrührenden Empfindungen schwächer, sondern die auf andere Ziele gerichteten Neigungen stärker*; demzufolge denn, sofern Motive für die Betätigung dieser letzteren Neigungen vorliegen, jene Empfindungen und die ihnen entsprechenden Vorstellungen weder ihren Bewußtheitsgrad noch ihre psychische Wirksamkeit zu behaupten vermögen.

Ob dasjenige, was in bezug auf die auf körperliche Funktionen gerichteten Neigungen gesagt wurde, auch für die auf geistige Funktionen gerichteten gilt, scheint fraglich. Allerdings sind nach der Hereditätsenquete einige derselben (die Neigung zum *Sammeln*, zu *Verstandsspielen*, zu *Glücksspielen*) bei den Frauen bedeutend schwächer als bei den Männern vertreten; eine andere dagegen, die Neigung *zur Geselligkeit und zum geselligen Verkehr*, scheint ihnen (nach Fr. 35) in merklich stärkerem Maße als jenen zuzukommen und wird ihnen auch in der vorliegenden Literatur nahezu allgemein zugeschrieben. Auch lehrt bereits die alltägliche Erfahrung, daß es vielen Frauen schwer fällt,

---

[1] Mantegazza, a. a. O., S. 196.

längere Zeit allein zu sein, oder auch dasjenige, was ihr Gemüt bewegt, für sich allein zu behalten; daß in ihren Zusammenkünften gewöhnlich mehr geredet wird als in denjenigen der Männer, und daß sie insbesondere viel mehr als diese das Bedürfnis nach gleichgestimmten Seelen empfinden, mit denen sie im großen sowie im kleinen ihre Gedanken und Gefühle austauschen können. Das Niveau dieser Unterhaltung hängt selbstverständlich, ebenso wie beim anderen Geschlecht, von demjenigen der intellektuellen und moralischen Entwicklung der beteiligten Personen ab; es kann sich bis zu den höchsten Lebensfragen erheben, oder auch bis zu jenen Klatschereien herabsinken, welche man den Frauen so oft vorgeworfen hat, vielfach ohne zu bedenken, daß auch die Konversation der Männer in der Kneipe nicht immer die höchsten Interessen der Menschheit zum Gegenstande hat. Jedenfalls liegt aber in bezug auf Gesprächsthemata und Gesprächsfärbung ein bedeutsamer Unterschied zwischen den Geschlechtern vor, nämlich dieser, daß die Unterhaltung der Frauen fast niemals einen rein sachlichen, sondern nahezu überall einen irgendwie gefühlsbetonten Charakter trägt, mögen nun Tagesneuigkeiten, Krankheit oder Sorge, glückliche oder unglückliche häusliche Verhältnisse, Eigenliebe oder Rivalität, sittliche Entrüstung oder allgemeine Menschheitsideale den Stoff dazu liefern. Und in diesem Umstand scheint mir zugleich die Erklärung für die größere Gesprächigkeit der Frauen gegeben zu sein. Für Männer ist eine Unterredung fast immer Mittel zum Zweck, und nimmt sie ein Ende, wenn der Zweck erreicht ist; für Frauen ist sie viel häufiger Selbstzweck; sie befriedigt ihre emotionellen Bedürfnisse, gibt durch Rede und Gegenrede den Gefühlen fortwährend neue Nahrung und wirkt der Abstumpfung entgegen, demzufolge sie denn gern verlängert und nur mit Bedauern abgebrochen wird.

Es mögen demnach, wie Marion[1] bemerkt, viele weiblichen Eigenschaften (Eitelkeit, Sympathiebedürfnis, Soziabilität) und Gewohnheiten (häusliche, den Geist wenig beschäftigende Arbeiten) zur übermäßigen Gesprächigkeit der Frauen beitragen, der wesentlichste und tiefste Grund derselben scheint mir doch in ihrer emotionellen Beanlagung gegeben zu sein. Und diese Auffassung findet wieder ihre Bestätigung in der Hereditätsenquete, welche lehrt, daß sowohl die größere Gesprächigkeit wie die Vorliebe für gefühlsbetonte Gesprächsgegenstände sich auch bei emotionellen Männern, und bei emotionellen Frauen bedeutend stärker als bei nichtemotionellen, feststellen läßt:

Tabelle 25.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 35: gesprächig	68.9	60.7	75.9	62.9
still	12.8	28.9	11.9	27.4
Fr. 72: redend über Sachen	56.1	65.8	29.2	38.3
über Personen	27.6	21.7	47.9	42.7
über sich selbst	15.9	9.1	14.5	8.1
Fr. 86: sachlich	31.4	46.2	16.3	33.3
gemütlich	41.5	36.5	44.1	41.4

Egoistische Neigungen.

Von den egoistischen Neigungen sind von jeher Eitelkeit und Gefallsucht als charakteristisch für das weibliche Geschlecht betrachtet worden; wenn man auch häufig geglaubt hat, diesen Ausspruch auf die Kulturvölker beschränken zu müssen, da ja bei den wilden Völkern (ähnlich wie bei den höheren Tieren) viel mehr die männlichen als die weiblichen Individuen auf körperliche Schönheit Wert zu legen und dieselbe durch künst-

[1] a. a. O., S. 164—165.

liche Mittel zu erhöhen pflegen.[1] Mit Rücksicht auf diesen Tatbestand ist dann nicht selten die weibliche Eitelkeit für ein reines Kulturprodukt erklärt worden, welches nur der Notwendigkeit, durch ein anziehendes Äußere die Männer zur Heirat anzulocken, sein Dasein verdanke und erst mit dieser Notwendigkeit in der modernen Gesellschaft entstanden sei. Ich kann nicht umhin, in dieser Erklärung wieder ein Produkt jener verhängnisvollen Tendenz zu sehen, alle vorliegenden Charakterunterschiede, sofern es irgendwie als möglich erscheint, auf die Wirkung äußerer Umstände zurückzuführen, ohne mit einiger Sorgfalt zu untersuchen, was diese äußeren Umstände leisten können, und ob nicht auch andere Erklärungsmöglichkeiten vorliegen. Erstens fragt sich, warum denn in der Kultur die Männer weniger Interesse dabei haben sollten, das andere Geschlecht durch körperliche Vorzüge zur Heirat zu bewegen wie die Frauen: denkt man an die stetig zunehmende Freiheit der eigenen Wahl, welche jene Kultur den letzteren gebracht hat, so wäre eher das Umgekehrte zu erwarten gewesen. Und zweitens lehrt auch hier wieder die Hereditätsenquete, daß Eitelkeit in unzweideutiger Weise mit Emotionalität zusammenhängt, demzufolge denn die emotionellen Männer fast genau so eitel sind als die Frauen, und selbst merklich eitler als diejenigen Frauen, deren Emotionalität den Durchschnitt nicht erreicht.

Tabelle 26.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 48: eitel und gefallsüchtig	22.9	14.2	26.4	20.9
eigenes Äußere wenig beachtend	50.3	59.4	40.4	54.8

[1] Lombroso, a. a. O., S. 148—155.

Ich halte es demnach für wahrscheinlich, daß auch die weibliche Eitelkeit tiefer als in der Kultur, nämlich in der weiblichen Emotionalität, begründet ist; während sie in der Kultur nur deshalb deutlicher hervortritt, weil einerseits die Männer weniger emotionell und weniger eitel geworden sind, und andererseits die Frauen mehr als früher über die Mittel verfügen, ihre Eitelkeit zu befriedigen und zu offenbaren. Übrigens zeigt sich jener Einfluß der Emotionalität nicht nur in dem größeren Maße, sondern auch in den besonderen Formen der weiblichen Eitelkeit. Dazu gehört wohl erstens die weit mehr als bei den Männern ausgesprochene Neigung, sich mit anderen zu vergleichen, und im Vergleiche mit diesen anderen höher geschätzt sein zu wollen („on ne loue jamais bien une femme quand on en loue deux", Mme de Girardin); welche Neigung, wenn auch für das Prävalieren derselben bei den Emotionellen überhaupt keine direkten Daten vorliegen, jedenfalls bei den durchschnittlich sehr emotionellen Künstlern hochgradig ausgebildet zu sein pflegt. Ein zweiter hierhergehöriger Unterschied zwischen den Geschlechtern liegt sodann in der von Lotze (s. o. S. 141) hervorgehobenen Tatsache, daß der Mann mehr um bestimmter Eigenschaften willen, das Weib dagegen vorwiegend als Ganzes, jener als Exemplar einer Gruppe, dieses als einzigartiges Individuum geschätzt zu werden begehrt; dementsprechend dann auch nach der Enquete bei den Männern der Ehrgeiz ebensosehr überwiegt wie die Eitelkeit bei den Frauen. Auch dieser Unterschied mag durch soziale Verhältnisse begünstigt worden sein, die tiefsten Wurzeln desselben werden aber sicher in jener tiefen Abneigung gegen Abstraktion und Analyse gesucht werden müssen, kraft deren die Frauen auch andere am liebsten und am besten als unzergliederte Ganze beurteilen, und deren enger Zusammenhang mit der Emotionalität wir früher

(S. 136 vgl. 139) ausführlich nachzuweisen versucht haben.

Was sodann diejenigen Neigungen anbelangt, welche mit der Erwerbung und Verwendung von Geld und sonstigem Besitz zusammenhängen, liegen eigentümliche Widersprüche vor. Einerseits hat man zu allen Zeiten den Frauen einen entschiedenen, bisweilen übertriebenen Hang zur Sparsamkeit zugeschrieben: „avarum mulierum genus“ nennt sie Cicero, „tenaciores pecuniae“ Augustinus, und auch unter den Neueren findet sich kaum einer, der sich dieser Meinung nicht angeschlossen hätte. „Eine der gewöhnlichsten geistigen Eigenschaften des Weibes“, sagt Mantegazza[1], „ist seine große Neigung zur Sparsamkeit“; nach Higginson[2] sind die Frauen im Vergleiche mit den Männern „more particular about details, and more careful as to small economies“, und Marion[3] gibt eine Reihe von Zitaten aus französischen Schriftstellern, welche sämtlich den Frauen eine übertriebene, oft in Geiz ausartende Neigung zum Sparen zuschreiben. Und schließlich wird dieser allgemeine Eindruck auch durch die Hereditätsenquete vollauf bestätigt, indem nach dieser Sparsamkeit bei 43.1 % der Männer und 54.1 % der Frauen, Flottheit dagegen bei 47.8 % der Männer und 37.4 % der Frauen vorkommt (Fr. 51). Diesen Sachverhalt lassen nun zwei andere Ergebnisse der nämlichen Enquete als mindestens rätselhaft erscheinen. Erstens die Tatsache, daß, wie Tab. 27 lehrt, überall die Emotionellen viel weniger sparsam sind und viel mehr zur Flottheit und Verschwendung hinneigen als die Nichtemotionellen:

[1] a. a. O., S. 358. — [2] Common Sense about Women, London, S. 99. — [3] a. a. O., S. 122—123.

Tahelle 27.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 51: geizig	2.7	4.5	2.8	4.7
sparsam	41.5	47.3	52.7	58.9
flott	53.5	41.1	40.5	33.3
verschwenderisch . .	9.0	5.8	5.3	4.7

Und zweitens die andere, daß (wie auch Marion [1] und Fouillée [2] bemerken) mit der weiblichen Neigung zum Bewahren keineswegs eine gleich ausgesprochene Neigung zum Erwerben zusammengeht, sondern vielmehr die Frauen bedeutend häufiger als uneigennützig und nur halb so häufig als geldsüchtig (Fr. 50) beschrieben werden als die Männer. Die Sparsamkeit der Frauen muß demnach, soweit unsere jetzigen Daten uns ein Urteil gestatten, als ein fremdes, zu ihrer sonstigen psychischen Beanlagung nicht passendes Element in der weiblichen Psyche betrachtet werden; und es scheint mir am nächsten zu liegen, dieselbe in der Hauptsache als eine erworbene Gewohnheit aufzufassen, deren allgemeine Ausbildung dann durch die gleich allgemeine finanzielle Abhängigkeit der Frauen, also durch die bei ihnen von Jugend an gegebene Notwendigkeit, für die Bestreitung ihrer eigenen Ausgaben und die Verwaltung des Haushaltes mit einer oft spärlich zugemessenen Summe auszukommen, zu erklären wäre. Als begünstigende Umstände wären dann noch zu vermerken: erstens ihre überdurchschnittliche Aktivität, welche nach der Enquete überall der Flottheit in Geldsachen entgegenwirkt [3], und zweitens jene von Lotze (s. o. S. 142—143) hervorgehobene Pietät für alten Besitz, derzufolge dieser von vielen Frauen

[1] a. a. O., S. 124. — [2] a. a. O., S. 249—250. — [3] Siehe Zeitschr. f. Psych., Bd. 51, S. 16.

weniger als ein Mittel zu anderweitigen Zwecken, denn als eine Art Heiligtum betrachtet wird, welches nur als Ganzes Wert hat und durch jeden Eingriff diesen Wert vollständig verlieren würde.[1] Daher denn auch die interessante Tatsache, daß bisweilen, wenn jener erste Eingriff einmal stattgefunden hat, die folgenden leicht und ohne Widerstreben gemacht werden; wie dies Zola in seiner Pauline („La joie de vivre") gut dargestellt hat. Mit alledem stimmt überein, daß die Sparsamkeit vieler Frauen sich nicht nur auf Geld und Wertsachen, sondern auch auf altes Gerümpel erstreckt, von welchem sie trotz der sehr geringen Wahrscheinlichkeit, es später noch irgendwie verwenden zu können, sich nur schwer zu trennen vermögen.

Zuletzt käme die Herrschsucht mit ihren Gegensätzen in Betracht. Erstere wird nicht selten (u. a. von Marion[2]) den Frauen zugeschrieben und kommt auch nach der Enquete einige Prozente häufiger bei ihnen als bei den Männern vor; das gleiche gilt aber auch von der konträr entgegengesetzten Eigenschaft, der leichten Lenkbarkeit, während die zwischen beiden in der Mitte liegende Neigung, jedem seine Freiheit zu lassen, merklich häufiger bei den Männern vertreten ist. Es liegt sehr nahe, mit John S. Mill die Erklärung dieser Verhältnisse in der Unfreiheit der Frauen zu suchen: „An active and energetic mind, if denied liberty, will seek for power: refused the command of itself, it will assert its personality by attempting to control others. To allow to any human beings no existence of their own but what depends on others, is giving far too high a premium on bending others to their purposes. Where liberty cannot be hoped for, and power can, power becomes

---

[1] Vgl. auch Marion, a. a. O., S. 121—122. — [2] a. a. O., S. 137.

the grand object of human desire; those to whom others will not leave the undisturbed management of their own affairs, will compensate themselves, if they can, by meddling for their own purposes with the affairs of others."[1] Das scheint sehr überzeugend, doch mahnt auch hier wieder das durchaus parallele Verhalten der Emotionellen im Vergleich mit den Nichtemotionellen bei beiden Geschlechtern zur Vorsicht:

Tabelle 28.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 52: herrschsüchtig	26.4	17.7	26.3	22.4
jedem seine Freiheit lassend	51.5	63.3	46.3	53.6
leicht zu lenken und zu beherrschen . .	14.6	11.6	16.5	12.5

Und in der Tat kann es kaum wunder nehmen, daß die Emotionalität samt der häufig damit verbundenen Bewußtseinsverengerung die Einsicht in die relative Berechtigung der Meinungen und Wünsche anderer erschwert, dieselben leicht als durchwegs verkehrt erscheinen läßt, und so dem Bestreben, die eigenen zu jedem Preise durchzusetzen, eine kräftige Stütze gewährt. Dementsprechend lehrt auch, wie mir scheint, die Erfahrung, daß die weibliche Herrschsucht, sowie diejenige der Emotionellen überhaupt, keineswegs, wie Mill glaubt, vorzugsweise im eigenen Interesse, sondern mindestens ebenso häufig im vermeintlichen Interesse anderer sich betätigt; also die besondere Form der Einmischungssucht annimmt, welche ehrlich das Glück jener anderen will, aber sich nur nicht entschließen

[1] a. a. O., S. 125.

kann, dieselben nach ihrer eigenen Façon glücklich werden zu lassen. Es mag demnach die Herrschsucht der Frauen in einigen Fällen eine Reaktion gegen ihre ständige Unterdrückung bedeuten, in weitaus den meisten wird dieselbe einfach auf die Stärke ihrer Gefühle und auf die dadurch bedingte Einschränkung ihres Blickes zurückzuführen sein.

Altruistische Neigungen.

Die sozialen oder altruistischen Neigungen wurzeln sämtlich in der Liebe; und daß diese Liebe, sowohl in der engeren wie in der weiteren Bedeutung des Wortes, im Leben der Frauen mehr bedeutet als in demjenigen der Männer, wird allgemein zugestanden. Was insbesondere die geschlechtliche Liebe anbelangt, sind zweitens auch darüber wohl alle einig, daß die Frauen in derselben viel weniger das Geschlechtliche suchen als die Liebe; demzufolge denn ihre Zuneigung weit mehr als diejenige der Männer durch psychische, und weit weniger durch körperliche Eigenschaften bestimmt wird. Das zeigt sich an der von Mantegazza[1] hervorgehobenen Tatsache, daß bedeutende Männer (Goethe, Mirabeau, Liszt) häufig, bedeutende Frauen dagegen kaum je bis in ein höheres Alter hinein stets wieder geliebt worden sind, und hängt offenbar mit der oben besprochenen geringeren relativen Stärke der organischen Bedürfnisse beim weiblichen Geschlechte zusammen. Endlich kommt noch ein Drittes hinzu. Paulhan[2] unterscheidet in der Liebe wie in der Freundschaft eine egoistische und eine altruistische Form: bei jener steht das Empfangen, bei dieser das Geben im Vordergrunde; jene schätzt die geliebte Person als die Quelle stets sich erneuernder eigener Befriedigungen, diese als den Gegenstand stets sich wiederholender

[1] a. a. O., S. 249. — [2] a. a. O., S. 139—142.

Hilfeleistungen; jene ist schließlich ein Mittel zu anderweitigen Zwecken, diese trägt ihren Zweck in sich selbst. Es dürfte nun wohl sicher sein, daß in Liebesverhältnissen jeder Art fast immer die Frau mehr gibt als empfängt, und fast immer der Mann mehr empfängt als gibt.[1] Schon in der rein geschlechtlichen Sphäre nimmt der Mann, und gibt die Frau sich hin; und in fast jeder auch nur halbwegs glücklichen Ehe sind es die Bedürfnisse und Wünsche des Mannes, um welche sich alles dreht, während die Frau täglich und stündlich, vielfach ohne sich dessen bewußt zu sein, ihm die ihrigen zum Opfer bringt. Ist dies vielleicht einfach eine Folge der unterworfenen Stellung, in welcher die Frau sich noch befindet, und haben wir mit J. S. Mill[2] zu erwarten, daß die Zuerkennung gleicher Rechte der größeren Selbstverleugnung der Frauen ein jähes Ende bereiten wird? Ich halte es nicht für wahrscheinlich. Denn erstens hat (wenigstens in den gebildeten Kreisen, auf welche sich unsere Daten zum größten Teile beziehen) die tatsächliche Gleichberechtigung in allen wesentlichen Stücken nicht auf die gesetzliche gewartet, demzufolge sich denn, wie wir oben gesehen haben, die Frauen mindestens ebenso häufig als herrschsüchtig wie als unterwürfig erweisen können. Sodann scheint mir die Erfahrung weder zu lehren, daß sich im allgemeinen unterdrückte Rassen, Klassen und Personen durch besondere Selbstverleugnung auszeichnen, noch auch, daß insbesondere unter den Frauen die sorgende Liebe sich vorzugsweise der Unterwürfigkeit zugesellt. Mehr Gewicht als auf diese persönlichen Eindrücke möchte ich aber darauf legen, daß man sehr allgemein der weiblichen Liebe in allen ihren Formen den Charakter der

[1] Dumont, Das Weib, Leipzig 1880, S. 267; Monod, La femme, Paris o. J., S. 27—29; Goltz, a. a. O., S. 7, 77. —
[2] a. a. O., S. 69.

Mütterlichkeit zugeschrieben hat[1]; was wohl sagen will, daß dieselbe ganz besonders auf Beschützen, Helfen, Unterstützen gerichtet ist, und daß sie viel weniger aus der Vorstellung eigener Abhängigkeit als aus derjenigen einer gewissen Abhängigkeit und Hülfsbedürftigkeit des geliebten Gegenstandes ihre Nahrung schöpft. Damit stimmt sehr gut die gleichfalls von Marion[2] erwähnte Tatsache überein, daß normalsichtige Frauen häufig blinde Männer heiraten, während das Umgekehrte fast nicht vorkommt; und darauf dürfte wenigstens teilweise auch die den Frauen so oft vorgeworfene Hinneigung zu Männern vom Don-Juantypus beruhen, wobei, nebst etwas Eitelkeit und Neugierde, gewöhnlich auch die Hoffnung, durch ihre Liebe den Sünder wieder auf den rechten Weg zu bringen, eine bedeutende Rolle spielt. Ebenso heiraten nicht selten religiöse Mädchen ungläubige Männer, in der naiven Zuversicht, durch ihren Einfluß sie wieder zum Glauben zurückführen zu können. Alles in allem finde ich vorläufig (d. h. solange irgendwie exakte Daten fehlen) keinen einzigen Grund, die Selbstverleugnung der Frauen in der Familie anders als dadurch zu erklären, daß sie eben auf allen Gebieten sich als mehr altruistisch und weniger egoistisch erweisen wie die Männer.

Dieses Übergewicht der altruistischen über die egoistischen Neigungen wird, wenigstens von den Neueren, wohl allgemein den Frauen zugestanden. Es zeigt sich zunächst im engeren Kreise, gegenüber Kindern, Eltern, Geschwistern: daß die Liebe der Mutter, der Tochter, der Schwester schwererer, länger fortgesetzter, mehr mit dem Bewußtsein der Selbstverständlichkeit erbrachter Opfer fähig ist als diejenige des Vaters, des Sohnes, des Bruders, lehrt überall die Erfahrung. Aber

[1] Marion, a. a. O., S. 143. — [2] a. a. O., S. 145.

es zeigt sich auch im weiteren Verkehr; und hier können wir der Hereditätsenquete einige Zahlen entnehmen, welche geeignet erscheinen, unseren Eindrücken und Vermutungen wieder etwas Rückgrat zu geben. Es findet sich nämlich, daß unsere Berichterstatter 70.3 % der Männer und 79.4 % der Frauen als mitleidig und hilfsbereit, dagegen 17.9 % der ersteren und bloß 10.7 % der letzteren als egoistisch, endlich 0.6 % jener und 0.0 % dieser als grausam beschrieben haben (Fr. 55); womit sowohl die früher (S. 230) erwähnten Ergebnisse in bezug auf Geldsucbt und Uneigennützigkeit, wie aucb die Antworten auf Fr. 56 übereinstimmen, nach welchen 20.7 % der Männer und 24.5 % der Frauen persönlich philanthropisch tätig sind, während 13.1 % der ersteren und bloß 9.5 % der letzteren sich aller oder nabezu aller philanthropischen Wirksamkeit enthalten.[1] Auch die allbekannte größere Liebe der Frauen für Kinder und für Haustiere gebört hierher (von welchen allerdings merkwürdigerweise nur die erstere in den Zahlen der Enquete deutlicb zum Ausdruck gelangt). Und alle diese Resultate werden dann wieder vollauf bestätigt und erklärt durch diejenigen, welche sich auf die Unterschiede zwischen den Emotionellen und Nichtemotionellen bei den beiden Geschlechtern beziehen:

---

[1] Daß dagegen mehr Männer als Frauen (36.0 gegenüber 32.1 %) zu philanthropischen Zwecken Geld beisteuern, darf mit Rücksicht auf die allgemeine finanzielle Abhängigkeit der Frauen keineswegs als eine Gegeninstanz angesehen werden.

Tabelle 29.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 55: mitleidig u. hilfsbereit	80.0	61.1	84.1	72.9
egoistisch	13.9	26.8	10,0	15.9
grausam	0.3	0.8	0.1	0.0
Fr. 56: persönlich philanthropisch tätig	25.2	15.1	28.4	20.2
Geld beisteuern . . .	38.0	37.7	30.7	35.5
nicht oder kaum . .	10.5	18.4	7.9	14.0
Fr. 66: Kinderfreund	67.7	56.5	73.6	69.5
nicht	12.8	19.2	10.1	13.7
Fr. 67: Tierfreund	58.1	47.2	51.5	45.5
nicht	19.8	28.0	20.2	30.2

Auch die Schulenquete liefert einiges interessante Material, insofern an allen Unterrichtsanstalten die Mädchen trotz ihres nicht geringeren Ehrgeizes (Fr. 22) viel häufiger als die Knaben geneigt sind, einander bei den Schulaufgaben durch Vorsagen u. dgl. zu helfen (Fr. 19), während umgekehrt ebenso allgemein die Knaben viel häufiger unehrliche Mittel zu ihrem eigenen Vorteil anwenden (Fr. 20); was wieder der bekannten Erfahrung der Kriminalisten, daß Frauen viel häufiger als Männer durch altruistische, und viel seltener durch egoistische Motive zu strafbaren Handlungen getrieben werden, vollständig entspricht. Überall finden wir bestätigt, was Frau de Rémusat in unnachfolgbar feiner Weise von ihren Geschlechtsgenossinnen sagt: „pour obtenir d'elles une action quelle qu'elle soit, il faut presque toujours les convier au bonheur d'un autre“.[1]

[1] a. a. O., S. 37.

Was die sonstige Literatur anbelangt, mag es genügen zu bemerken, daß auch diejenigen Schriftsteller, welche im allgemeinen mit der Frau am strengsten ins Gericht gegangen sind, wie Schopenhauer und Lombroso, dennoch in Sachen des Mitleids und der Menschenliebe derselben unbedenklich den Preis zuerkannt haben.[1] Letzterer versucht sogar mittelst eines umfangreichen zoologischen und ethnologischen Materiales zu beweisen, daß bereits bei wilden Völkern sowie bei den höheren Tieren die weiblichen Individuen sich den männlichen gegenüber durch Sanftmut und Mitleid unterscheiden; was also auf einen tiefgewurzelten Zusammenhang zwischen jenen Eigenschaften und der weiblichen Natur überhaupt hinweisen würde. Insbesondere führt der italienische Forscher noch aus, wie Krankenpflege und Leichentrauer von jeher und überall von den Frauen besorgt worden sind, und wie sich daraus bei den kultivierten Völkern jene zahlreichen unter dem Namen der Caritas zusammenzufassenden Institutionen entwickelt haben, in welchen die Frauen so unendlich viel zur Linderung menschlichen Leidens beigetragen haben. In welchem Maße sämtliche Eigenschaften der Frauen zusammenwirken, um sie zu diesem Liebeswerke zu befähigen, läßt sich kaum besser als in den folgenden Worten Tardieus[2] darstellen: „Auprès de l'homme malade, amour ou dévouement, une femme est toujours là. Elle satisfait à son contact son besoin d'émotions tendres, sa disposition caressante; goûte la volupté des larmes; éprouve un troublant vertige de l'abîme, penchée sur cet être qui va sombrer. La tâche concrète, dont elle a la charge, l'intéresse par son urgence; sa

[1] Schopenhauer, Sämtliche Werke VI, Leipzig 1874, S. 652; Lombroso, a. a. O., S. 81—101. — [2] Revue Philosophique 1898, I, S. 579.

dextérité menue fait merveille; elle projette sa confiance rayonnante d'instinctive; elle est la reine agissante d'un microcosme. Voilant les vérités tristes, prompte aux illusions généreuses, elle est souvent reprise de la pensée que son malade guérira; elle n'est pas effleurée de ce scepticisme: le sentiment de ce qu'il y a de stérile, de navrant, dans les soins prodigués à un incurable. Elle peut être soutenue aussi par l'orgueil sécret de son rôle, je veux dire la satisfaction de figurer à un premier plan, de protéger, d'être indispensable; son instinct de jalousie est enfin en repos: elle est la préférée incomparable, l'élue, la toujours appelée, et son sourire, peut-être ailleurs rebuté, apparaît en ce domaine réservé, joyau d'inestimable valeur."

Die einzige altruistische Neigung, welche man geglaubt hat den Frauen in geringerem Maße als den Männern zuerkennen zu müssen, ist wohl die Freundschaft, besonders die Freundschaft für Angehörige des eigenen Geschlechts; und einige gehen sogar so weit, daß sie eine natürliche Feindschaft der Frauen unter sich annehmen, kraft deren dieselben sich nicht begegnen können, ohne sofort, wenigstens in Gedanken, ihre Kräfte zu messen; wofür dann die Erklärung selbstverständlich wieder in dem „Kampf um den Mann" gesucht zu werden pflegt.[1] Was nun zunächst diese Erklärung anbelangt, so wird wohl manchmal vergessen, daß auch die Männer um die Frau, diese Männer aber außerdem noch um vieles andere, wie gesellschaftliche Stellung, Rang und Ehren zu kämpfen haben; demzufolge denn nicht so ohne weiteres einzusehen ist, warum jener erstere Kampf wohl, dieser zweite dagegen nicht eine natürliche Feindschaft mit sich führen sollte. Und was die zu erklärenden Tatsachen selber betrifft, dürfte

[1] Lombroso, a. a. O., S. 76.

es sich damit doch nicht ganz so schlimm verhalten, als jene Psychologen behaupten. Es ist, um bei der Jugend anzufangen, doch auch Tatsache, daß weitaus die meisten Schulmädchen für irgendeine ihrer Lehrerinnen eine schwärmerische Verehrung zu empfinden pflegen, während dagegen die Knaben ihren Lehrern gegenüber es selten weiter als bis zu den Gefühlen der Achtung und des Respekts zu bringen vermögen. Aber auch die Freundschaften der Backfische unter sich zeichnen sich, wenn auch nicht immer durch ewige Dauer, so doch häufig durch die nämliche Ausschließlichkeit und Überschwänglichkeit aus; während zwischen erwachsenen Frauen zwar manchmal entschiedene Antipathien, aber auch gleich entschiedene Sympathien vorkommen, und lebenslange Freundschaften ebensowenig wie zwischen Männern fehlen. Eine ganze Reihe hierhergehöriger Fälle sind von W. R. Alger in seinem Buche „The friendships of women“ (Boston 1872) zusammengestellt worden. Trotzdem ist zuzugeben, daß Freundschaft, so wie die Männer dieselbe verstehen, sich selten unter Frauen findet. Dieses ruhige, wenig dramatische Gefühl kann ihre emotionellen Bedürfnisse nur halbwegs befriedigen; es ist für sie, wie Larochefoucauld[1] es ausdrückt, „trop fade“. Daher nähern sich die großen Freundschaften der Frauen unter sich, viel mehr als diejenigen der Männer, der Liebe an; sie sind, wie Marion[2] sagt, „plus chaleureuses, plus ardentes et actives, plus enthousiastes que celles des hommes, moins critiques, plus exposées peut-être à s'égarer“; nicht selten haben sie auch mit der Liebe die exklusive Konzentration auf einen Gegenstand, sowie die unter Umständen zu förmlicher Eifersucht führende Forderung einer gleichen Exklusivität von der anderen Seite gemein.

[1] Maximes, Paris 1880, S. 88. — [2] a. a. O., S. 155.

Es läßt sich verstehen, daß bei solchen hochgespannten Freundschaften viel häufiger als sonst Enttäuschungen vorkommen müssen; demzufolge denn der aus den Antworten auf Fr. 19 der Hereditätsenquete sich ergebende häufigere Sympathienwechsel bei den Frauen, sowie der sehr verbreitete Eindruck, daß sie in der Freundschaft weniger beständig sind als die Männer, ebensowenig befremden können. Daß jener häufigere Sympathienwechsel eine allgemeine Eigenschaft der Emotionellen ist, wurde früher bereits erwähnt.

Abstrakte Neigungen.

Zuletzt hätten wir noch über die suprasozialen oder abstrakten Neigungen: Pflichtmäßigkeit, Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe u. dgl. zu sprechen. In bezug auf diese wird sehr allgemein angenommen, daß die Frauen hinter den Männern weit zurückbleiben; und wenn man sich sagt, daß alle diese Neigungen auf die Verwirklichung abstrakter Verhältnisse der Übereinstimmung zwischen Regel und Handlung, innerem Gefühle und äußerer Kundgebung, Denken und Reden gerichtet sind, so wird man auch, angesichts der untergeordneten Rolle welche die Abstraktion im Leben der Frauen erfüllt, kaum anderes erwarten. Dennoch liegt auch hier die Sache keineswegs so einfach wie es zunächst scheint; vielmehr haben die abstrakten Neigungen sämtlich auch eine konkrete Seite, mittels deren sie auf die weiblichen Willensentschließungen einen mindestens ebenso großen Einfluß wie auf die männlichen auszuüben vermögen. Wir wollen versuchen, dies im einzelnen zu begründen und, sofern möglich, empirisch nachzuweisen.

Den Begriff der Pflicht nennen viele, wie Marion bemerkt, zu kalt und zu abstrakt für die Frauen; er zitiert ein Wort Labruyère's, nach welchem „la plupart

des femmes n'ont guère de principes", und ein schlimmeres von Duclos: „une femme n'examine guère le principe de ses devoirs que par désir de s'en affranchir, ou pour se justifier de les avoir violés".[1] Vielleicht hat es mit alledem seine Richtigkeit; aber selbst wenn es sich so verhielte, wäre damit sicher noch nicht alles gesagt, was zu sagen nötig wäre, um über die Bedeutung der Pflicht im Leben der Frauen ein Urteil begründen zu können. Denn der Begriff der Pflicht und die allgemeinen Prinzipien, unter welche man das Pflichtmäßige unterzubringen versucht, sind doch immer etwas Sekundäres, bereits intellektuell Verarbeitetes; das Primäre aber ist das direkte Bewußtsein des Richtigen oder Unrichtigen, welches sich der Vorstellung verschiedener möglicher Handlungsweisen zugesellt, zur einen antreibt und von der anderen abhält, und das moralische Urteil über die vollzogene Handlung bestimmt. Daß nun dieses Bewußtsein bei den Frauen seltener auftreten oder geringere Motivkraft besitzen sollte als bei den Männern, wird man kaum behaupten können; vielmehr weiß jeder, dem das Gemütsleben höherstehender Frauen nicht ganz verschlossen geblieben ist, wie peinlich ernst sie es mit demjenigen, was sie als ihre Pflicht erkannt haben, nehmen, und wie viel mehr sie unter Pflichtenkollisionen als unter Konflikten zwischen Pflichten und Neigungen (bei welchen sie unbedenklich die letzteren den ersteren zu opfern pflegen) zu leiden haben. Eine ehemalige Lehrerin an einer Schule mit männlichen und weiblichen Arbeitskräften sagte mir einmal, daß sie und ihre Kolleginnen sich stets wieder darüber gewundert hatten, wie leicht es die männlichen Kollegen sich mit ihren Pflichten machten; was sie sich daraus erklärte, daß für diese nicht, wie für die Frauen, bezahlte Arbeit et-

[1] a. a. O., S. 172, 174.

was verhältnismäßig Ungewöhnliches sei und daher auch zu ungewöhnlicher Kraftanstrengung zu verpflichten scheine. Aber der wahre Grund liegt wohl tiefer. Denn nicht nur bei bezahlter, sondern auch bei nichtbezahlter Arbeit, also etwa in Kommissionen und Ausschüssen, bekunden die Frauen jeder einmal übernommenen Aufgabe gegenüber die nämliche peinliche Gewissenhaftigkeit; eben darum betrachten sie im allgemeinen ihre Ernennung in solche Kommissionen weniger als eine Auszeichnung denn als eine schwere Last, welche sie sich oft scheuen auf sich zu nehmen. Im kleinen wird dieser Sachverhalt sehr hübsch erläutert durch eine Erzählung Higginsons: „A young lady of my acquaintance opposed woman suffrage in conversation on various grounds, one of which was that it would, if enacted, compel her to read the newspapers, which she greatly disliked. I pleaded that this was not a fatal objection; since many men voted early and often without reading them, and in fact without knowing how to read at all. She said, in reply, that this might do for men, but that women were far more conscientious, and, if they were once compelled to vote, they would wish to know what they were voting for. This seemed to me to contain the whole philosophy of the matter; and I respected the keenness of her suggestion, though it led me to an opposite conclusion.“[1] Besonders deutlich tritt sodann die weibliche Pflichttreue beim akademischen Studium hervor, wo, wie wir früher gesehen haben, trotz vielfach mangelnden Interesses eben diese Pflichttreue bessere Prüfungsresultate zeitigt als bei den männlichen Studenten. Auch ist hier noch einmal auf die Ergebnisse der Frage 4 aus der Hereditätsenquete hinzuweisen, nach welchen die Neigung, verpflichtete

[1] a. a. O., S. 225.

Arbeiten zugunsten unverpflichteter zu vernachlässigen, bei den Männern fast doppelt so häufig als bei den Frauen festgestellt wurde. Und endlich wäre noch daran zu erinnern, wie manches Frauenleben, auch wo die Liebe nicht oder nicht mehr ihr Gewicht in die Schale wirft, der wirklichen oder vermeintlichen Pflicht gegenüber einem hilfsbedürftigen Gatten oder Verwandten zum Opfer gebracht wird. Angesichts solcher Erfahrungen kann man schwerlich behaupten, daß der Vorstellung des Pflichtmäßigen, moralisch Gebotenen für die Frauen geringere Motivkraft zukäme als für die Männer; der Unterschied muß anderswo gesucht werden; er liegt, wie oben schon angedeutet wurde, auf der intellektuellen, nicht auf der Willensseite, und fällt durchwegs mit dem Unterschiede zwischen diskursivem und intuitivem Denken zusammen, welchen wir früher (S. 173—182) ausführlich erörtert haben. Die allgemeine Sachlage ist nämlich, wie mir scheint, folgende. Nach gegebenen psychischen Gesetzen (von welchen hier nicht untersucht zu werden braucht, ob sie ursprünglich oder abgeleitet, letzte Prinzipien oder Produkte sozialer Entwicklung sind) knüpfen sich an die Vorstellung bestimmter Handlungen die Gefühle moralischer Billigung oder Mißbilligung; bei den Frauen sind weder jene Gesetze andere, noch diese Gefühle schwächer, noch auch die Neigung, sich im Handeln durch dieselben bestimmen zu lassen, geringer als bei den Männern; während aber diese häufiger das Bedürfnis empfinden, sich den Inhalt jener Gesetze zu klarem Bewußtsein zu bringen und denselben in allgemeine Maximen zu formulieren, scheuen jene hier wie sonst die Abstraktion und halten sich an den unmittelbaren Ausspruch des moralischen Gefühls. Es ist damit genau so wie auf theoretischem Gebiete: für das Verständnis des einzelnen Falles wie

für die Begründung der einzelnen Handlung rekurriert der Mann stets wieder auf allgemeine Regeln, während die Frau die Gesetze des Denkens wie diejenigen des Beurteilens unbewußt in sich walten läßt und das fertige Ergebnis unzergliedert entgegennimmt. Daher wird man einen Mann selten, eine Frau dagegen häufig sagen hören: ich fühle, daß es meine Pflicht ist, so und so zu handeln. Und daher werden in Konfliktsfällen hochstehende Männer und Frauen fast immer gerade entgegengesetzte Wege einschlagen, um zur Lösung zu gelangen: jene versuchen über die konfligierenden Maximen eine höhere Maxime zu finden, nach welcher sie das Gewicht der ersteren abschätzen können; diese dagegen versenken sich in die Besonderheiten des vorliegenden Falls und erwarten die von innen kommende Erleuchtung. Es ist demnach zwar richtig, wenn Labruyère in dem oben zitierten Satze der Durchschnittsfrau das Handeln nach Prinzipien abspricht; was er aber hinzufügt: „elles se conduisent par le cœur et dépendent pour leurs mœurs de ceux qu'elles aiment“, erfordert mindestens eine Verdeutlichung. Wenn allerdings mit dem „Herzen“, wodurch die Frauen sich führen lassen, nur ein unmittelbares, sich seiner Gründe nicht bewußtes Gefühl gemeint ist, so hat es auch damit seine Richtigkeit; wenn dagegen, wie die Schlußworte anzudeuten scheinen, nur Sympathien und Antipathien, nicht aber das Gefühl der Pflicht als Motive des weiblichen Handelns anerkannt werden, so wäre es kaum möglich, sich weiter von der Wahrheit zu entfernen. Übrigens versieht es sich von selbst, daß die weibliche Form des Pflichtbewußtseins die nämlichen Vorzüge und die nämlichen Gefahren mit sich führt wie die entsprechende weibliche Form des Denkens. Jene liegen wieder wesentlich in der Freiheit von der Schablone und in der dadurch bedingten genaueren Anpassung

des Urteils an die vorliegenden Verhältnisse: „women are“, wie Mill[1] bemerkt, „comparatively unlikely to fall into the common error of men, that of sticking to their rules in a case whose specialities either take it out of the class to which the rules are applicable, or require a special adaptation of them“. Aber diesem Vorteil steht dann auch wieder der Nachteil gegenüber, daß der Ausspruch des intuitiven Pflichtgefühles sich aller vernünftigen Kontrolle entzieht, demzufolge denn einzelne gefühlsbetonte Gründe (auch die von Labruyère hervorgehobene Auktorität geliebter Personen) leicht zu einem größeren Einfluß gelangen können, als ihrer inneren Bedeutung entspricht.

Nicht viel anders als mit dem Pflichtbewußtsein überhaupt dürfte es sich mit dem Gerechtigkeitssinn der Frauen verhalten. Auch diesen hat man ihnen vielfach, und wohl noch häufiger als jenes, entschieden abgesprochen; der Gegensatz Gerechtigkeit—Mitleid gehört eben zu denjenigen, welche von alters her stets wieder zur Charakteristik der psychischen Geschlechtsunterschiede verwendet worden sind. Von den Neueren haben u. a. Schopenhauer[2] und Spencer[3] sich unbedingt dieser Ansicht angeschlossen; auch Fouillée[4] meint, daß die Frauen „préfèrent la générosité à la stricte justice“; und sogar Mill[5] nimmt an, daß „in the point of generosity their standard is higher than that of men, in the quality of justice, somewhat lower“. Nach Möbius[6] wären sie „von Herzen ungerecht“, „Gerechtigkeit ohne Ansehen der Personen (sei) ihnen ein leerer Begriff“; nur aus Liebe oder Mitleid seien sie bereit, ein Opfer zu bringen; es fehle ihnen die Ehr-

[1] a. a. O., S. 87. — [2] Sämtliche Werke VI, Leipzig 1874, S. 652. — [3] Lombroso, a. a. O., S. 155. — [4] a. a. O., S. 248. — [5] a. a. O., S. 114. — [6] a. a. O., S. 48.

furcht vor dem Gesetz. Jener erstere Punkt wird dann von Marion[1] noch durch die Parteilichkeit, welche sie auch als Mütter, besonders schwächlichen oder gebrechlichen Kindern gegenüber, an den Tag legen, erläutert; in bezug auf den letzteren bemerkt Groß[2], daß es für sie keine scharfe Grenze gebe zwischen Recht und Unrecht, demzufolge sie sich denn wenig daraus machen, Zollgesetze oder Polizeivorschriften zu übertreten, sich im kleinen an fremdem Besitz zu vergreifen usw. Und endlich hat man von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, daß in der Beurteilung von Straffällen die Frauen sich immer „au deça ou au dela de la justice“ befinden, indem sie unter dem ersten Eindruck eines grausamen Verbrechens die schwerste Strafe für den Verbrecher fordern, nach seiner Verurteilung dagegen sofort bereit sind, einen Gnadenersuch mitzuunterzeichnen. — An alledem ist nun das Tatsächliche unbedingt als richtig anzuerkennen; es fragt sich nur, ob es aus einem allgemeinen Manko, oder ob es aus besonderen Modifikationen oder Perturbationen des Rechtsgefühles bei den Frauen zu erklären sei. Der ersteren Auffassung stellen sich aber viele andere, nicht weniger gut beglaubigte Tatsachen gegenüber. Erstens diese: daß die Frauen, wo sie etwas als Unrecht erkannt haben oder erkannt zu haben glauben, sich viel stärker darüber zu empören, viel heftiger dagegen aufzubäumen pflegen, auch den Gedanken, irgendwie darin mithineinbezogen zu sein oder daraus Vorteil zu ziehen, viel entschiedener von sich weisen, als die meisten Männer. „Non olet“, würde kaum eine Frau gesagt haben; manche könnte vielleicht versuchen, sich über den unrechtmäßigen Ursprung eines ihr zugefallenen Besitzes hinwegzutäuschen, aber fast jede würde, einmal darüber

[1] a. a. O., S. 175. — [2] a. a. O., S. 460—465.

aufgeklärt, das Gefühl haben, sich an jenem Besitze buchstäblich die Finger zu beschmutzen. Dazu stimmt, daß die Erfüllung einmal übernommener Verpflichtungen, etwa das pünktliche Zurückbezahlen geborgten Geldes für die Frauen weit mehr Sache der Selbstverständlichkeit ist als für die Männer; wie sie denn auch nach der Hereditätsenquete merklich häufiger als „unbedingt zuverlässig“ (83.2 gegenüber 78.6 %) und merklich seltener als „ehrlich innerhalb der Grenzen des Gesetzes“ (4.3 gegenüber 10.4 %) oder „unehrlich“ (0.7 gegenüber 1.1 %) beschrieben werden wie die Angehörigen des anderen Geschlechts (Fr. 64). Und dazu stimmt schließlich auch die bekannte Tatsache, daß überall in Europa die weibliche Kriminalität nur etwa ein Fünftel der männlichen beträgt: ein Unterschied, wozu sicher auch andere Umstände (Mangel an physischer Kraft und an Mut, stärkeres Mitleid) das ihrige beitragen, welchen man jedoch jedenfalls kleiner erwarten würde, wenn die Frauen so durchaus unrechtliche Wesen wären, wie man oft behauptet. — Was bleibt nun also von dieser unrechtlichen Natur der Frauen zurück? Ich denke: hauptsächlich ein Doppeltes. Erstens dies, daß das Rechtsgefühl der Frauen, ebenso wie ihr Pflichtgefühl, nicht einen abstrakten, sondern einen konkreten Anstrich hat; sie fassen überall den besonderen Fall ins Auge und kümmern sich wenig um die allgemeinen Regeln, unter welche man die unendliche Vielheit der möglichen Fälle unterzubringen versucht hat oder versuchen kann. Darum imponieren ihnen die Paragraphen des Gesetzes nur wenig, oder haben dieselben wenigstens für sie bloß tatsächliche, nicht normative Bedeutung. Sie haben sozusagen ihr eigenes Recht, welches zwar mit dem positiven Rechte auf der nämlichen allgemeinmenschlichen Basis beruht, aber nicht den Prozeß der Systematisierung, Verallgemeinerung und Ausgleichung

durchgemacht hat, welchem dieses seine Entstehung verdankt. Darum werden sie im großen und ganzen, ohne zwar nach dem geltenden Rechte zu fragen, dennoch demselben gemäß handeln; wo aber verschiedene Rechtsansprüche miteinander streiten, werden sie stets die Neigung haben, unabhängig von der Entscheidung des geltenden Rechtes nach eigenem Ermessen zwischen denselben zu wählen. Um zu wissen, was in einem zweifelhaften Falle Recht ist, wird der Mann zuerst das Gesetzbuch, die Frau zuerst ihr Gefühl befragen; jener wird sehr starker Motive bedürfen, um von ersterem zugunsten des letzteren, diese aber ebenso starker, um von letzterem zugunsten des ersteren abzuweichen. Die Entscheidungen dieses weiblichen Rechtsgefühles erfolgen wieder intuitiv, ohne bewußte Anwendung allgemeiner Regeln, aber mit Berücksichtigung sämtlicher Besonderheiten des vorliegenden Falls; stets wird es den Frauen als ein großes Unrecht erscheinen, wenn das Gesetz zahlreiche Fälle, welche in einem Merkmale übereinstimmen, aber in allen anderen (Motive, äußere Umstände, Folgen) weit auseinandergehen, einer gemeinsamen starren Regel unterwirft. Darum vertreten sie, wie Lotze (s. o. S. 142) bemerkt hat, überall die Billigkeit im Gegensatze zum strengen Recht; das Wort „summum jus summa injuria" ist ihnen geradezu aus der Seele geschrieben. Diese geistige Verfassung ist es hauptsächlich, welche die Frauen kleine, unschädliche Rechtsverletzungen nicht als solche empfinden läßt. Daß Diebstahl Diebstahl ist, gleichgültig ob es sich um ein Vermögen oder um ein paar Getreideähren handelt, wird ihnen nimmermehr einleuchten, und den männlichen Bedenken gegen kleine Zolldefraudationen werden sie stets wieder entgegenhalten, daß dadurch doch niemandem ein Schaden zugefügt werde. — Sodann liegt ein zweiter Grund für das unrechtliche Be-

tragen mancher Frauen in ihrer starken emotionellen Parteinahme, welche freilich nicht selten selbst eben auf ihrem starken Rechtsgefühl beruht. So entwickelt sich die Vorliebe der Mütter für ihre schwächlichen oder gebrechlichen Kinder wohl stets aus der Neigung, das von der Natur an denselben begangene Unrecht möglichst gutzumachen; und so werden auch nach einem grausamen Verbrechen die meisten Frauen sich den Täter zunächst als einen vollkommenen Teufel, sodann, nachdem sie etwa die Rede des Verteidigers gelesen haben, vielmehr als das Opfer seiner Erziehung, seiner Vorgeschichte usw. vorstellen, wodurch sich dann ihre wechselnde Stellungnahme „diesseits und jenseits der Gerechtigkeit“ ohne Mühe erklären läßt. Überall dürfte demnach weniger ein mangelndes als ein unkontrolliertes Rechtsgefühl für die „unjuristische Natur“ der Frauen verantwortlich zu machen sein: wo es scheint, als ob ihr Rechtsgefühl sie im Stiche ließe, geht es tatsächlich vielmehr mit ihnen durch.

In bezug auf die letzteren der obenerwähnten abstrakten Neigungen, nämlich Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, liegt abermals ein Konflikt zwischen der herrschenden Anschauung und den Ergebnissen der Hereditäts- und Schulenqueten vor; und zwar läßt sich dieser Konflikt nicht so leicht wie der frühere hinwegerklären, da hier die beiderseitigen Urteile sich direkt auf die Zu- oder Aberkennung der betreffenden allgemeinen Eigenschaften, und nicht bloß auf gewisse, so oder anders zu deutende Folgen oder Äußerungen derselben beziehen. Die herrschende Meinung geht unbedingt dahin, daß die Frauen mehr als die Männer zu Lüge und Verstellung geneigt sind. Diderot nennt sie „toutes macchiavéliques du plus au moins“, Fénélon „artificieuses, pleines de dissimulation et de finesse“; nach Labruyère „il en coûte peu aux femmes de dire ce

qu'elles ne sentent point"[1]; Schopenhauer[2] spricht geradezu von „ihrer instinktartigen Verschlagenheit und ihrem unvertilgbaren Hang zum Lügen"; Lombroso[3] hält es für „überflüssig, nachzuweisen, wie die Verlogenheit zur Gewohnheit, ja ich möchte sagen zu einer physiologischen Eigentümlichkeit des Weibes geworden ist", und er fügt hinzu: „das Weib empfindet auch beim Lügen keine Scham; sie spricht die Unwahrheit aus, ohne zu erröten, und selbst die geistig Hochstehendste bedient sich derselben zu guten Zwecken mit der größten Sicherheit". Ja sogar von den weiblichen Autoren, welche über die Psychologie der Geschlechter geschrieben haben, sind einige dieser Ansicht unbedingt beigetreten; wie z. B. Hedwig Dohm[4], welche Lüge „das Erbteil der Frauen" nennt und von einem „chronischen Heuchlertum" derselben redet.

Gesetzt nun, daß diese Eindrücke durchweg zuverlässig, und keine anderen Daten verfügbar wären, so würde dennoch daraus nicht ohne weiteres zu schließen sein, daß die Frauen den Wahrheitsgehalt ihrer Aussagen weniger hoch bewerten, also für die Motivvorstellung der Wahrhaftigkeit in geringerem Grade empfänglich sind als die Männer. Denn es ist eben zu bedenken, daß für sie die entgegenwirkenden, zur Unwahrheit antreibenden Motive viel stärker sind als für jene. Das liegt erstens an ihrer Emotionalität. Daß diese Emotionalität der Wahrhaftigkeit gefährlich ist, wird schon durch die Hereditätsenquete außer Zweifel gesetzt:

[1] Marion, a. a. O., S. 176. — [2] a. a. O., S. 652. — [3] a. a. O., S. 141—143. — [4] Der Frauen Natur und Recht, Berlin s. a., S. 119—120.

Tabelle 30.

	Männer		Frauen	
	emotionell	nicht emot.	emotionell	nicht emot.
Fr. 63: vollkommen glaubwürwürdig	57.9	68.1	58.8	76.9
etwas übertreibend .	27.7	16.1	28.1	12.1
etwas ausschmückend	18.4	11.3	11.6	5.6
lügnerisch	3.5	3.5	4.6	2.2

Das war auch wohl so ungefähr zu erwarten. Die emotionelle Anlage begünstigt die Bewußtseinsverengerung, welche einem augenblicklichen Eindruck gegenüber weiter abseits liegenden Rücksichten nur eine schwache Wirksamkeit gestattet; sie begünstigt andererseits die Furchtsamkeit, welche häufig das Bedürfnis nach einer Notlüge empfinden läßt, die Phantasie, welche das Finden einer solchen erleichtert, endlich die Suggestibilität und Autosuggestibilität, welche die Grenze zwischen Wahrheit und Lüge verwischt (vgl. oben S. 47, 57, 80, 94). Und damit stimmt auch überein, was man von jeher über die besondere Art der Unwahrheiten, welche bei den Frauen vorzugsweise zur Beobachtung gelangen, berichtet hat. In dieser Beziehung nennt etwa Lombroso[1] erstens die Unfähigkeit der Frauen, einen zuverlässigen Bericht über irgendein Ereignis zu erstatten (eine Folge ihrer Emotionalität, welche sie überall Partei ergreifen läßt und eine unbewußte Selektion aus dem Wahrgenommenen zustande bringt), zweitens die Neigung, in der Verlegenheit sogleich und oft unnötigerweise nach Ausflüchten zu suchen (durch Mangel an Mut verschuldet), drittens erheuchelte, wenigstens zu den sonstigen Äußerungen der betreffenden Personen nicht stimmende

[1] a. a. O., S. 142—143.

Freundschaftsbezeugungen zwischen Frauen (wobei die Suggestion eine wichtige Rolle spielt, indem die Vorstellung des gemütlichen Beisammenseins, die üblichen Höflichkeitsformeln und manches andere sich verbinden, um unfreundliche Gefühle zurückzudrängen und freundliche in den Vordergrund zu rücken). In diesem Sinne läßt auch H. Groß[1] sich aus, nach welchem bei der Verstellung der Frauen „sehr viel Unaufrichtigkeit und wenig Lüge vorliegt; ganz und vollständig gemacht wird etwas selten, es wird vergrößert, das Mindernde verschwiegen, und sehr viel ausgenützt". Und ähnlich in bezug auf die den Frauen so oft vorgeworfenen falschen Tränen: „Die Geschichten in Romanen und Witzblättern, wo die Frau wegen eines verweigerten neuen Mantels unvermittelt bitterlich zu weinen anfängt, sind Fabel. In Wirklichkeit geht die Sache in einem solchen Falle so, daß sie sich kränkt, weil er ihr den Mantel verweigert hat; daran knüpft sie im Gedanken sofort, daß er ihr neulich auch ein Kleid und dann einmal ein Theater verweigert hat, daß er zu ähnlicher Zeit einmal unfreundlich war und zu einem Fenster hinaufschielte, daß sie eigentlich eine bedauernswerte, unverstandene, grenzenlos unglückliche Frau sei, und nach diesem crescendo, welches sich oft presto prestissimo abspielt, bricht auch schon der Tränenstrom los." Also wieder: Bewußtseinseinengung und Autosuggestion auf Grundlage der Emotionalität. — Außer dieser Emotionalität kommt dann noch ein Zweites hinzu, welches es den Frauen häufig schwieriger macht als den Männern, der Wahrheit treu zu bleiben, nämlich ihre physische Schwäche und ihre untergeordnete Stellung dem Manne gegenüber. Je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, um so mehr erscheint ja der Mann als der Herr, dessen

[1] a. a. O., S. 459—460.

Wünschen und Launen die Frau sich anzubequemen, und dessen Zorn oder Unwillen sie fortwährend zu befürchten hat. Nun gibt es aber kein wirksameres Motiv für Lüge und Verstellung als die Furcht, und lehrt auch die Erfahrung allgemein, daß nur in der Freiheit Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit gedeihen. Wenn also die Frauen mit ihrer starken Emotionalität und in ihrer untergeordneten Stellung häufiger als die Männer sich Unwahrheiten zuschulden kommen ließen, so wäre das weder zum Verwundern, noch auch ein genügender Grund, auf niedrigere Bewertung des Wahrheitsmotivs an und für sich bei den Frauen zu schließen.

Nun sind aber jene höchst entschiedenen, durchgängig übereinstimmenden und kaum jemals ausdrücklich widersprochenen Behauptungen von der Lügenhaftigkeit der Frauen noch durch einige Zahlen aus unseren beiden Enqueten zu ergänzen. Von den Männern, auf welche die Hereditätsenquete sich bezieht, werden 62.6%, von den Frauen 65.2% als „vollkommen glaubwürdig“ beschrieben; dagegen die Neigung zum Übertreiben, diejenige zum Ausschmücken und die entschiedene Lügenhaftigkeit den ersteren in 21.1, 14.5 bzw. 3.3%, den letzteren in 21.7, 9.3 bzw. 3.4% sämtlicher Fälle beigelegt (Fr. 63). Nur um ein geringes weniger günstig für die Frauen gestalten sich die Ergebnisse in bezug auf ehrliches Hervortreten, welches ihnen mit 70.4%, dem anderen Geschlecht mit 71.3% zugeschrieben wird, während von den Männern 17.5 bzw. 1.7%, und von den Frauen 15.5 bzw. 3.3% als diplomatisch oder intrigant bezeichnet werden (Fr. 62). Und nach der Schulenquete findet sich Wahrheitsliebe bei 32.4% der Knaben und 48.6% der Mädchen; die Neigung, zu sagen, was einem eben vor den Mund kommt, bei 7.8% jener und 10.0% dieser; und vorsätzliche Lügenhaftigkeit bei den Knaben in 5.5, bei den Mädchen in 1.3% (Fr. 65);

während endlich die Bereitwilligkeit, Verbrochenes ehrlich zu gesteben, bei 24.4 % der männlichen und bei 33.8 % der weiblichen Schüler festgestellt wurde (Fr. 21). In bezug auf diese Resultate der Schulenquete ist dann noch zu bemerken, daß dieselben für Gymnasien und Realschulen in gleich ausgesprochener Weise gelten.

Was sollen wir nun zu diesem Konflikte sagen? Sicher dürfen wir weder annehmen, daß alle jene früheren Schriftsteller falsch beobachtet hätten, noch auch den übereinstimmenden Ergebnissen unserer beiden Enqueten kurzerhand alle Beweiskraft absprechen. Es bleibt demnach, wie mir scheint, kaum ein anderer Ausweg übrig als anzunehmen, daß in der Tat die Frauen, auf welche jene Beobachtungen und diese Ergebnisse sich beziehen, sich in sehr verschiedenem Maße als ehrlich und glaubwürdig erwiesen haben; doch werden wir, ehe wir diesen Weg einschlagen, zuerst untersuchen, ob derselbe auch noch durch andere Erwägungen als durch ein argumentum per exclusionem sich empfehlen läßt. Dies ist nun in der Tat der Fall. Zuerst lehrt bereits die Hereditätsenquete, daß in vorliegender Hinsicht die Unterschiede zwischen den Geschlechtern keineswegs unveränderlich sind: betrachten wir nämlich gesondert die Väter und Mütter, und die Söhne und Töchter aus den 458 Familien, auf welche sich unsere Berichte beziehen, so finden wir folgendes:

Tabelle 31.

	Ältere Generation		Jüngere Generation	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
Fr. 62: ehrlich hervortretend .	73	70	69	72
diplomatisch	16	16	17	13
intrigant	1	4	2	3
Fr. 63: vollkommen glaubwürdig	65	63	60	65
etwas übertreibend .	15	17	12	15
etwas ausschmückend	12	8	15	9
lügnerisch	2	4	4	3

Die größere Glaubwürdigkeit und Ehrlichkeit der Frauen erweist sich demnach als das ausschließliche Privilegium der jüngeren und (wie die Schulenquete lehrt) der jüngsten Generation, während in der älteren die Männer noch einen geringen Vorsprung behaupten. Halten wir nun hiermit das Urteil früherer Forscher zusammen, welche fast ausnahmslos bei den Frauen weit mehr Lüge und Verstellung gefunden haben als bei den Männern, so werden wir mit Notwendigkeit dazu geführt, uns nach Kulturbedingungen umzusehen, welche von dieser wie es scheint regelmäßigen Entwicklung Rechenschaft ablegen könnten. Eine solche Kulturbedingung ist, wie ich glaube, nur zu finden in der stetig fortschreitenden Gleichstellung der Geschlechter, derzufolge in unserer Zeit die Unterordnung der Frau zwar noch in den Paragraphen des Gesetzes, tatsächlich jedoch (wenigstens in den gebildeten Kreisen Hollands, auf welche sich unsere Enqueteberichte beziehen) kaum mehr existiert. Diese fortschreitende Gleichstellung genügt, um zu erklären, daß in jeder jüngeren Generation die Anzahl der Fälle, in welchen Frauen zu Unwahrheiten ihre Zuflucht nehmen, sich verringert; daß dieselben aber in

dieser Hinsicht schon jetzt, ungeachtet der stärkeren Motive zur Unwahrheit, welche sowohl die Reste der Ungleichheit wie die größere Emotionalität mit sich führen, die Männer merklich überflügelt haben, scheint darauf hinzuweisen, daß das Maß, in welchem das Wahrheitsmotiv bewertet wird, also die eigentliche Wahrheitsliebe, bei den Frauen entschieden stärker ist als bei den Männern.

Zusammenfassend finde ich daher keinen Grund, mich der herrschenden Meinung, nach welcher die sogenannten abstrakten Neigungen bei den Frauen weniger als bei den Männern ausgebildet sein sollten, anzuschließen. Allerdings lassen die abstrakten Begriffe der Pflicht, des Rechts, der Wahrheit, wie abstrakte Begriffe überhaupt, die meisten Frauen gleichgültig; diese Gleichgültigkeit bezieht sich aber eben nur auf die Begriffe, und schließt nicht aus, daß die Frauen auf die Vorstellung einer konkreten Pflichtverletzung, eines konkreten Unrechts, einer konkreten Lüge emotionell und volitionell ebenso stark oder stärker reagieren als die Männer. Schließlich liegt hier die Sache nicht anders als bei Neigungen wie Menschenliebe oder Sparsamkeit, welche man von jeher als spezifisch weibliche anerkannt hat: auch diese werden von den Frauen treu geübt, aber für allgemeine Maximen oder theoretische Erörterungen darüber wird ihnen stets das eigentliche Interesse fehlen.

Der Ursprung der psychischen Verschiedenheit der Geschlechter.

Daß zwischen den Geschlechtern auch auf psychischem Gebiete bedeutsame Unterschiede vorliegen, haben die vorhergehenden Untersuchungen wohl außer Zweifel gesetzt. Wir haben nun schließlich noch die Frage ins Auge zu fassen, ob jene Unterschiede wesentlicher oder bloß zufälliger Natur sind, d. h. also, ob wir dieselben als unzertrennlich mit dem Geschlechtsunterschiede verbunden, oder aber als durch bestimmte soziale Verhältnisse hervorgebracht, und also wohl auch mit diesen sozialen Verhältnissen vergänglich, zu betrachten haben. Des genaueren ließen sich aber auf jene Frage nicht zwei, sondern drei verschiedene Antworten geben: man könnte erstens annehmen, daß die vorliegenden Unterschiede erst im Laufe des individuellen Lebens, zweitens daß sie schon bei früheren Generationen sich infolge der jetzt und früher herrschenden Kulturzustände entwickelt hätten, und endlich drittens, daß sie, von aller Kultur unabhängig, mit den körperlichen Geschlechtsunterschieden irgendwie notwendig gegeben wären. Jede dieser Ansichten hat ihre mehr oder weniger entschiedenen Vertreter gefunden; wir wollen kurz nachsehen, inwiefern die vorliegenden Daten uns gestatten, zwischen denselben eine Wahl zu treffen.

Die Daten. In bezug auf diese Frage bietet nun die Hereditätsenquete zwar einiges, aber doch nur ein sehr bescheidenes Licht. Sie hat erstens ergeben, daß nahezu alle von ihr ins Auge gefaßten Eigenschaften am häufigsten vorkommen bei den-

jenigen Personen, deren Eltern beide —, weniger häufig bei denjenigen, von deren Eltern nur einer —, und am seltensten bei denjenigen, von deren Eltern keiner die betreffenden Eigenschaften besitzt; sodann, daß die Eigenschaften der Söhne sich vorwiegend nach denjenigen der Väter, die Eigenschaften der Töchter sich vorwiegend nach denjenigen der Mütter richten; endlich, daß neben diesen direkten väterlichen und mütterlichen Einflüssen noch charakterbestimmende Faktoren vorliegen, welche für die beiden Geschlechter verschieden sind und sich demnach als Geschlechtsanlage im weitesten Sinne bezeichnen lassen. So werden beispielsweise fürs erste von den Kindern überwiegend emotioneller Eltern 62 %, von denjenigen mittelmäßig emotioneller Eltern 49 % und von denjenigen überwiegend nichtemotioneller Eltern bloß 38 % als emotionell beschrieben; und so findet sich fürs zweite, daß in Familien, wo der Vater mehr emotionell ist als die Mutter, 45 %, in Familien, wo die Mutter mehr emotionell ist als der Vater, bloß 37 % der Söhne emotionell sind, während für die Töchter die entsprechenden Prozentsätze 57 und 60 betragen.[1] Was aber das Dritte anbelangt, so ergibt sich die Notwendigkeit, eine von der direkten Erblichkeit unabhängige „Geschlechtsanlage“ anzunehmen, aus der Tatsache, daß die spezifisch männlichen Eigenschaften auch in denjenigen Familien, wo sie dem Vater fehlen, den Söhnen häufiger zukommen als den Töchtern, und ebenso die spezifisch weiblichen Eigenschaften in denjenigen Familien, wo sie der Mutter fehlen, häufiger den Töchtern als den Söhnen. So ist z. B. in bezug auf die Emotionalität die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern allerdings am größten bei den Kindern von nichtemotionellen Vätern und emotionellen Müttern (Emotionalität bei 38 % der Söhne und

[1] Zeitschr. f. Psych., Bd. 42, S. 95.

bei 63 % der Töchter); aber sie findet sich auch in den Familien, wo Vater und Mutter beide emotionell (62 % und 71 %) oder beide nichtemotionell (36 % und 49 %) sind; und sie fehlt sogar nicht bei den Kindern von emotionellen Vätern und nichtemotionellen Müttern (41 % und 61 %). Es muß demnach Ursachen geben, welche, unabhängig von dem direkten Einfluß des Vaters und der Mutter, das Auftreten der Emotionalität beim weiblichen Geschlecht begünstigen; und durchweg analog verhält es sich mit anderen Eigenschaften. Auch steht nichts im Wege, aus der Häufigkeit, mit welcher eine Eigenschaft bei Söhnen und Töchtern von Eltern, welche beide, deren einer oder deren keiner diese Eigenschaft besitzt, festgestellt wurde, Geschlechts- und Erblichkeitskoeffizienten zu berechnen, welche angeben, welche Wahrscheinlichkeit von Geschlechtes wegen für das Auftreten jener Eigenschaft bei Männern oder Frauen vorliegt, und um wieviel diese Wahrscheinlichkeit steigt oder sinkt, wenn die betreffende Eigenschaft oder das Gegenteil derselben beim Vater oder bei der Mutter vorkommt.[1] Die Ergebnisse dieser Berechnung in bezug auf einige wichtigeren weiblichen Charaktereigenschaften findet man im Anhang (S. 305). Wie daraus ersichtlich, übersteigen die Geschlechtskoeffizienten im allgemeinen sehr bedeutend (durchschnittlich um das Dreifache) die Erblichkeitskoeffizienten; doch ist zu bedenken, daß sich in den ersteren auch die allgemeine Wahrscheinlichkeit, daß bei einem Menschen aus dem gegebenen Milieu die betreffenden Eigenschaften vorkommen, versteckt. Wird diese gesondert berechnet, so kann man abschließend sagen, daß, soweit unser beschränktes Material reicht,

[1] Zeitschr. f. Psych., Bd. 43, S. 322—328.

der psychische Habitus einer Person durchschnittlich etwa für 30% allgemeinen Bedingungen wie Nationalität, Zeit und Kulturkreis, für 3% dem Geschlecht, für 9% der väterlichen und für 10% der mütterlichen Erblichkeit zu verdanken ist. Als bestimmende Momente für den übrigbleibenden Teil müßten dann erstens die indirekten Aszendenten, zweitens die individuellen Lebenserfahrungen angesehen werden.

Soviel über die Tatsachen; jetzt zur Deutung. Dieselbe bietet bereits für die Erblichkeitskoeffizienten gewisse Schwierigkeiten, indem gefragt werden kann, ob nicht an der Übertragung väterlicher und mütterlicher Eigenschaften, neben der direkten Erblichkeit, auch die eben von diesem Vater und dieser Mutter erhaltene Erziehung schuld sein könne. In der Tat wird dies innerhalb gewisser Grenzen der Fall sein: daß aber diese Grenzen sehr enge zu stecken sind, ist aus folgenden Gründen wahrscheinlich. „Vergleicht man die Erblichkeitskoeffizienten für Eigenschaften, auf deren Ausbildung oder Bekämpfung die Erziehung sich richten kann und tatsächlich sich zu richten pflegt, mit denjenigen für andere Eigenschaften, denen gegenüber anerkanntermaßen die Erziehung ziemlich machtlos ist, so findet man durchschnittlich die ersteren kaum höher als die letzteren. Zu jenen wären etwa Arbeitsamkeit (mittlerer Erblichkeitskoeffizient 0.110), Mitleid (0.102), Patriotismus (0.132), politische Richtung (0.072) —, zu diesen Emotionalität (0.103), leichte Trostbarkeit (0.112), Auffassungsgabe (0.132), Gedächtnis (0.097) zu rechnen; wenn wir diesen aufs Geratewohl herausgegriffenen Zahlen trauen dürfen, so ist anzunehmen, daß der Einfluß der Erziehung auf die Charakterbildung bei demjenigen der Heredität weit zurücksteht. In Übereinstimmung damit hat kürzlich Woods gefunden, daß in fürstlichen Familien, wo die Töchter meistenteils sich ins Ausland verheiraten, den-

noch die Vererbung von seiten der mütterlichen Großeltern oder Urgroßeltern eine gleich starke oder sogar stärkere ist als diejenige von seiten der entsprechenden väterlichen Vorfahren."[1] Sodann ist zu bemerken, daß auch das von uns festgestellte Übergewicht der gleichgeschlechtlichen über die gekreuztgeschlechtliche Erblichkeit in gleichem Maße bei den der Erziehung unzugänglichen wie bei den sonstigen Eigenschaften auftritt. Und endlich lehrt die Vergleichung unserer Resultate mit denjenigen, welche von Galton in bezug auf die Erblichkeit der Körperlänge mitgeteilt wurden, daß die in beiden Fällen herauskommenden Geschlechts- und Erblichkeitskoeffizienten durchwegs der gleichen Ordnung von Zahlen angehören.[2] Nach alledem ist wohl anzunehmen, daß in den von uns ermittelten Zahlen wesentlich nur der Einfluß der Erblichkeit und bloß für einen sehr geringen Teil derjenige der Erziehung zum Ausdruck gelangt. — Viel größere Schwierigkeiten stehen der zuverlässigen Deutung der Geschlechtskoeffizienten im Wege. Streng genommen besagen diese nur, in welchem Maße allgemeinere, von individueller Abstammung, Erziehung und Lebensumständen unabhängige, also für alle gleiche Faktoren die Unterschiede zwischen den Geschlechtern mitbedingen; solche Faktoren sind aber sowohl die jetzt herrschenden sozialen Verhältnisse, wie die (nebst den individuellen Besonderheiten von den Eltern ererbten) Nachwirkungen der Geschichte im weitesten Sinne. Wir dürfen demnach keineswegs (wie ich es früher[3] getan habe) die Geschlechtskoeffizienten einfach als den Ausdruck einer angeborenen Geschlechtsanlage betrachten; sondern wir müssen stets bedenken, daß sich in dieselben auch zeitgenös-

[1] Zeitschr. f. Psych., Bd. 45, S. 4. — [2] Zeitschr. f. Psych., Bd. 45, S. 4—6. — [3] Zeitschr. f. Psych., Bd. 45, S. 8—9.

sische Einflüsse, wenn auch nur solche, welche allgemein wirken, versteckt haben können. Diese beiden Einflüsse voneinander zu sondern, wäre nur möglich, wenn wir über verschiedene Gruppen von Personen, welche bei gleicher Abstammung in durchaus ungleichen sozialen Verhältnissen lebten, umfassende und zuverlässige Daten gewinnen könnten; bis wir aber soweit sind, werden wir nur auf indirekten Wegen dem Problem von dem Ursprunge der psychischen Geschlechtsunterschiede näherzukommen versuchen können. Wir wollen sehen, wie weit dieselben führen.

Theorien. Von den drei Auffassungen, welche nach obigem sich in bezug auf diese Frage unterscheiden lassen, betrachten wir zuerst die ontogenetische, nach welcher Männer und Frauen psychisch gleich geboren werden und erst im Laufe des Lebens infolge äußerer Einwirkungen sich differenzieren. Selbstverständlich zieht diese Auffassung besonders diejenigen an, welche die psychische Ungleichheit der Geschlechter bedauern und dieselbe möglichst bald aufgehoben sehen möchten; wir finden sie u. a. von J. S. Mill[1] und Hedwig Dohm[2] ausgesprochen. Zur Begründung derselben pflegt man sich vorzugsweise auf die allgemeinen Tendenzen der Knaben- und Mädchenerziehung, sowie auf den niemals aufhörenden Zwang der öffentlichen Meinung zu berufen, welche beide sich bemühen, dem Menschen zeitlebens ein mehr oder weniger konventionelles Modell „echter“ Männlichkeit bzw. Weiblichkeit vor Augen zu halten, und jede Abweichung von demselben sofort und oft mit großer Strenge bestrafen. Auch liegt darin ohne Zweifel ein gutes Stück Wahrheit; doch will es mir scheinen, als

---

[1] A System of Logic, II[10], London 1879, S. 456. —
[2] a. a. O., S. 93, 119.

ob jene Einflüsse mindestens ebensooft darauf gerichtet wären, die natürlichen Anlagen der Frau, wie wir sie im vorhergehenden kennen gelernt haben, zurückzudrängen, als dieselben zu entwickeln. Daß die Mädchen mehr als die Knaben dazu angehalten würden, regelmäßig zu arbeiten, oder daß umgekehrt von ihnen eine geringere Beherrschung ihrer Gemütserregungen verlangt würde als von diesen, scheint mir gewiß nicht die Regel zu sein; und ebensowenig kann man sagen, daß der Mädchenunterricht darauf eingerichtet sei, das intuitive gegenüber dem diskursiven Denken zu verstärken. Oder mit anderen Worten: das Ideal der gebildeten, geistreichen, sich für alles interessierenden und in nichts aufgehenden Salondame, sowie auch das höhere der harmonisch entwickelten, überall eine edle Mäßigung behauptenden und vor allem Exzessiven zurückscheuenden Kulturfrau, nach welchen sich die höhere Mädchenerziehung vorzugsweise zu richten pflegt, sind nach allem vorhergehenden sehr weit davon entfernt, sich mit der eigentlichen Natur der Frau auch nur der Richtung nach annähernd zu decken. Die Kultur ist für die Frau, weit mehr als für den Mann, eine Fessel; sie kann sich derselben fügen, vielleicht sogar dieselbe als wertvoll anerkennen, aber schwerlich aufhören, dieselbe als eine Vergewaltigung ihrer Natur zu empfinden. In ihrem tiefsten Herzen bleibt sie viel mehr Natur- als Kulturprodukt; viel weniger als dem Manne ist ihr die Kultur ins Blut übergegangen, und viel mehr als er empfindet sie das Bedürfnis, sich einmal derselben zu entschlagen: einherzutreten auf der eigenen Spur, die freie Tochter der Natur.[1] Man hat demnach zu unterscheiden. Die Frau, besonders die Frau aus den wohl-

[1] „Naturalisten", „personifizierte Elementarkräfte" nennt auch Goltz (a. a. O., S. 11, 28) die Frauen.

habenden Klassen, zeigt in der Gesellschaft zahlreiche Eigenschaften, welche ihr nur durch die Erziehung eingepflanzt worden sind, und einige Frauen zeigen fast nur diese; beachtet man dagegen die Frauen in denjenigen Augenblicken, wo sie ganz sich selbst sein können, so treten ganz andere Eigenschaften hervor, nämlich solche, welche durch die Erziehung nicht begünstigt, vielmehr zum größeren Teil mit Gewalt zurückgedrängt worden sind. Und eben diese sind es, welche wir als die wesentlichen Merkmale der weiblichen Psyche zu betrachten und nach deren Ursprung wir jetzt weiter zu suchen haben.

In bezug auf diesen Ursprung steht nun der eben besprochenen ontogenetischen eine phylogenetische Auffassung gegenüber, nach welcher es vorzugsweise die gesellschaftlichen Zustände früherer Jahrhunderte oder Jahrtausende gewesen seien, denen die Frauenseele ihr jetziges Gepräge zu verdanken habe. Diese Auffassung, welcher sich ganz besonders die italienischen Forscher angeschlossen haben, ist gewiß wenigstens insofern im Recht, als sie die psychische Natur der Frau als eine alte, wahrscheinlich sogar sehr alte Erbschaft betrachtet: wäre doch sonst schwerlich zu erklären, daß sich diese Natur, allen Einwirkungen der Erziehung und der Kultur zum Trotz, so hartnäckig behauptet und stets wieder in den gleichen Erscheinungen sich offenbart. Aber es ist etwas anderes, die Tatsache jener Erbschaft anzuerkennen, als zu behaupten, die Art und Weise, wie der ererbte Besitz ursprünglich erworben wurde, in der Geschichte nachweisen zu können; und in bezug auf das letztere hat man sich, wie ich glaube, die Sache wohl manchmal etwas zu leicht gemacht. Zur Erläuterung mögen zwei Faktoren genannt werden, welche man besonders häufig zur Erklärung gewisser Seiten der weiblichen Psyche heran-

gezogen hat, nämlich erstens die Mutterschaft, und zweitens die jahrtausendelange Unterjochung durch das andere Geschlecht; aus jener sollen dann etwa ihre Beständigkeit in der Liebe und ihre Neigung zum Mitleid, aus dieser ihre Furchtsamkeit, Unaufrichtigkeit, Verstellungskunst usw. sich ergeben haben. Nun haben wir aber gesehen, daß Unaufrichtigkeit und Verstellung keineswegs spezifisch weibliche Eigenschaften sind, und daß ihr Mitleid einen Hang zur Grausamkeit nicht ausschließt; auch könnte man, wenn einmal die Frauen statt mitleidig sich für fremdes Leid gleichgültig zeigten, dies mit gleichem Rechte auf die Mutterschaft, welche ihr Interesse auf ihre Angehörigen beschränke, zurückführen wie jetzt das Umgekehrte. Überhaupt scheint mir diese Art und Weise, als Erklärungsgrund etwas anzunehmen, dessen allgemeine Wirkungsweise man nicht kennt, und von welchem man noch viel weniger behaupten kann, daß es in allen vorliegenden Fällen das einzige gemeinsame Antecedens wäre, äußerst bedenklich. Des weiteren aber gibt es hier noch besondere Gründe, diesem zersplitternden, für jede Eigenschaft einen besonderen Erklärungsgrund suchenden Verfahren etwas skeptisch gegenüberzustehen: wurde doch im vorhergehenden nachgewiesen, daß die große Mehrzahl der für die Frauen charakteristischen Eigenschaften aufs engste mit einer Grundeigenschaft, nämlich mit der Emotionalität zusammenhängt[1], und dementsprechend ebensowohl bei emotio-

[1] Es ist interessant zu sehen, daß J. S. Mill, der energische Vorkämpfer der natürlichen Gleichheit der Geschlechter, sich dennoch veranlaßt findet, neben den „diversities of education, occupations, personal independance, and social privileges“ noch einen Platz offen zu behalten für „whatever original differences there may be in bodily strength and nervous sensibility between the two sexes“ (Logic, II[10],

nellen Männern wie bei emotionellen Frauen überdurchschnittlich vertreten ist. Dieser Zusammenhang weist aber unverkennbar auf einen gemeinsamen Erklärungsgrund zurück; um das Wesentlichste an der weiblichen Psyche aus Kulturverhältnissen zu erklären, müßte man demnach zu beweisen versuchen, daß ihre größere Emotionalität durch diese Kulturverhältnisse gezeitigt worden ist. Dieser Versuch ist meines Wissens niemals gemacht worden; allerdings wäre es leicht genug, nach der oben besprochenen Methode auszuführen, daß ja ganz selbstverständlich die Leiden und Freuden der Mutterschaft, sowie die Notwendigkeit, sich überall dem Willen und den Launen des Mannes zu fügen, viele starke Gefühle und mit der Zeit eine übermäßige Empfänglichkeit für solche ergeben müssen. Wenn aber das Umgekehrte zu erklären gewesen wäre, so hätte es nicht schwerer gehalten, ans Licht zu stellen, wie die Emotionalität der Frauen durch alle jene gefühlsbetonte Erfahrungen notwendig abgestumpft worden sei [1], und wie die Männer, welche stets ihren Gefühlen freie Äußerung haben gestatten können, kraft der bekannten Wechselbeziehung zwischen Gefühl und Äußerung dadurch auch ihre emotionellen Anlagen stets haben verstärken müssen. Kurz: in dieser Weise kann man alles beweisen, und beweist man demnach nichts. Außerdem wäre noch mit Steinmetz [2] daran zu erinnern, daß jeder Versuch, die Natur der Frau aus ihrer Kulturstellung zu erklären, das Pro-

S. 456). Wenn mit dieser „nervous sensibility“ die Emotionalität gemeint ist, so ist damit eine ganze Reihe der wichtigsten psychischen Geschlechtsunterschiede als gleich „original“ zugegeben. — [1] Wie denn in der Tat Sergi die von ihm behauptete geringere Emotionalität der Frauen zu erklären versucht hat: Lombroso, a. a. O., S. 66—67. — [2] Treub und Winkler, a. a. O., S. 85.

blem verschiebt, da doch schließlich ihre Kulturstellung auch nicht eine letzte Tatsache, sondern vielmehr sehr wesentlich durch ihre besondere Natur bedingt ist. Wären die Frauen ursprünglich gleich intelligent, gleich willensstark und gleich egoistisch gewesen wie die Männer, so hätten sie sich wohl kaum je von denselben unterjochen lassen; auch genügt, wie Steinmetz, a. a. O. bemerkt, zur Erklärung dieser Unterjochung keineswegs ihre geringere physische Kraft, da ja diese auch dem Menschen überhaupt im Vergleiche mit Löwe oder Gorilla, den Kulturmenschen im Vergleiche mit manchen Wilden zukommt, ohne daß dennoch die ersteren sich jemals durch die letzteren hätten unterjochen lassen. Wollen wir demnach nicht mit Hedwig Dohm [1] die abenteuerliche Annahme machen, daß einmal (gleichzeitig über die ganze Welt?) ein „Kampf der Geschlechter" stattgefunden habe, in welchem die Frauen (für alle Zukunft?) besiegt wurden, und von welchem die Amazonensagen noch eine dunkle Erinnerung aufbewahren, so werden wir wohl bis auf weiteres schließen müssen, daß die Kultur an der weiblichen Psyche zwar manches modifiziert, entwickelt, zurückgedrängt haben mag, daß sie aber diese weibliche Psyche nicht geschaffen hat. „Sex lies deeper than culture" (Maudsley).

Es braucht nun aber daraus, daß die psychischen Geschlechtsunterschiede tiefer liegen als die Kultur, noch keineswegs geschlossen zu werden, daß *dieselben unzertrennlich und für alle Zeiten mit den somatischen Geschlechtsunterschieden verbunden sind*; vielmehr wäre mindestens noch an die andere Möglichkeit zu denken, daß jene wie diese für einen beträchtlichen Teil *Ergebnisse der sexuellen Auslese* sind. Aus dem festgestellten Übergewicht der

[1] a. a. O., S. 247—248.

gleichgeschlechtlichen über die kreuzweise Erblichkeit folgt ja, daß innerhalb gewisser Grenzen der weibliche Typus die Tendenz haben muß, sich den Idealen der Männer, sowie umgekehrt auch der männliche, sich den Idealen der Frauen anzupassen; und daß jene Grenzen weit genug sind, um sämtliche psychische Geschlechtsunterschiede mitzuumfassen, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit aus der starken mittleren Variation der letzteren ableiten. Es sind ja bloß die durchschnittliche Frau und der durchschnittliche Mann, an denen diese Geschlechtsunterschiede sich feststellen lassen, und von diesen Durchschnitten weichen die einzelnen Männer und Frauen nach beiden Seiten in solchem Maße ab, daß sich für jedes Geschlechtsmerkmal unter den Angehörigen des betreffenden Geschlechtes zahlreiche Individuen auffinden lassen, welche nicht nur unter den Durchschnitt des eigenen, sondern auch unter denjenigen des anderen Geschlechtes zu stellen wären. Sowie nun niemand daran zweifeln wird, daß, wenn einmal alle Männer sich entschlössen, nur hochgewachsene Frauen zu heiraten, in den folgenden Geschlechtern ein allmähliches Steigen der durchschnittlichen weiblichen Körperlänge sich ergeben würde, so würde auch etwa die weibliche Emotionalität sich mit der Zeit sicher mäßigen, wenn die Männer dieselbe in ihren Gefährtinnen nicht mehr wünschten. Was aber von der Zukunft zu erwarten wäre, wird auch in der Vergangenheit stattgefunden haben; und wir dürfen demnach in den vorliegenden Geschlechtsunterschieden einen allerdings nur sehr rohen Ausdruck derjenigen Charakterverfassungen sehen, welche die beiden Geschlechter am höchsten aneinander schätzen. Daß aber dieser Ausdruck nur ein sehr roher sein kann, liegt hauptsächlich an zwei Umständen: erstens daran, daß außer den (körperlichen und seelischen) individuellen Eigenschaften noch viele andere Faktoren wie Stand und

Reichtum die Ehewahl mitbestimmen, und zweitens an der mangelhaften Kenntnis der psychischen Korrelationen, derzufolge von mehreren zusammenhängenden Eigenschaften nur die am leichtesten auffallenden, nicht aber die tiefer verborgenen ihren Einfluß geltend machen können. Je mehr sich die sozialen Zustände in einer Richtung entwickeln, welche den individuellen Zuneigungen freien Spielraum gestattet; je mehr sich unser psychologisches Wissen vertieft und in je weitere Kreise es sich verbreitet; je freier sich endlich von Jugend an der Verkehr zwischen den Geschlechtern gestaltet und in je natürlicheren und vielseitigeren Verhältnissen derselbe stattfindet, um so vollständiger wird auch jedes Geschlecht die Richtung, in welcher das andere sich entwickeln soll, in seiner Hand haben. Freilich hat es mit alledem noch eine lange Frist.

Neben diesem wichtigsten Faktor kämen dann erst an zweiter Stelle die *Wirkungen der Kulturzustände* (einschließlich der Erziehung) in Betracht. Daß diese in mannigfacher Weise begünstigend oder hemmend, modifizierend und ergänzend, in die natürliche Entwicklung eingegriffen haben, wurde oben bemerkt; und von denjenigen Eigenschaften, welche zu einer gegebenen Zeit bei den Angehörigen des einen oder des anderen Geschlechts überwiegend hervortreten, wird demnach stets ein Teil, wenn auch nicht der wesentlichste und wichtigste Teil, auf diese zurückzuführen sein. Fragen wir nun, *welche von den im vorhergehenden besprochenen Geschlechtsdifferenzen zum relativ dauernden, nur auf dem Wege der allmählichen Auslese zu verändernden Grundstock, und welche zu den von außen kommenden, eingepflanzten und angelernten Kulturzutaten gehören*, so stehen uns für die Beantwortung dieser Frage hauptsächlich folgende Kriterien zu Gebote.

Erstens die mehr oder weniger allgemeine Verbreitung der betreffenden Differenzen, also ihr Vorkommen zu verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Völkern und Rassen, vielleicht auch in der Tierwelt. Sodann der zuverlässige Nachweis, daß Erziehung und Kultur wirklich die Tendenz haben oder nicht die Tendenz haben, die Entwicklung der betreffenden Differenzen zu begünstigen. Und endlich, sofern wir auf Grund der beiden ersteren Kriterien uns davon überzeugt haben, daß gewisse zentrale Eigenschaften dem Grundstocke und nicht den Kulturzutaten angehören, die positive oder negative Korrelation zwischen diesen zentralen und den zu erklärenden konsekutiven Eigenschaften. Nach den beiden ersteren Kriterien wäre dann zunächst die Emotionalität entschieden dem Grundstock zuzurechnen; und nach dem dritten müßte das nämliche von allen denjenigen Eigenschaften gelten, welche korrelativ mit der Emotionalität zuzammenhängen, wenn dieselben auch nebenbei in mannigfacher Weise durch Kultureinflüsse verstärkt, gehemmt oder modifiziert sein mögen. Es gehören aber zu diesen Eigenschaften folgende: wechselnde Stimmung, Ängstlichkeit und Bedenklichkeit, Mangel an Mut, lange Nachwirkung trauriger, dagegen kurze zorniger Gemütserregungen, Veränderungssucht und häufiger Sympathienwechsel, häufiges Lachen, Einengung des Bewußtseinsfeldes, Suggestibilität, anschauliche Phantasie, Scharfsinn aber Mangel an Verstand, geringeres Talent für Mathematik, größeres für Sprachen, Abneigung gegen die Abstraktion, vorzugsweise intuitives Denken, Impulsivität, Neigung zum Fanatismus, manuelle Geschicktheit, Eitelkeit, Herrschsucht, größere Intensität sowohl des Mitleids wie der Grausamkeit, Neigung zum Über-

treiben, Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit, religiöser Sinn, Häufigkeit psychischer Störungen. Von allen diesen Eigenschaften läßt sich empirisch nachweisen und a priori verständlich machen, daß sie mit der Emotionalität zusammenhängen; und von allen ist demnach anzunehmen, daß sie, solange die Frauen übermäßig emotionell gewesen sind und sein werden, denselben in höherem Grade als den Männern zukommen müssen. Und in der Tat finden wir, daß viele von diesen Eigenschaften von jeher und unter den verschiedensten Kulturverhältnissen den Frauen allgemein zuerkannt worden sind, während auch für die meisten ein begünstigender Erziehungs- oder Kultureinfluß sich nur in gezwungener Weise würde begründen lassen. Eine Ausnahme in beiden Hinsichten bildet nur die Eitelkeit, welche bei Naturvölkern wie bei höheren Tieren mehr dem Manne wie der Frau eigen zu sein scheint, und bei letzterer in leichtbegreiflicher Weise durch die Kultur begünstigt wird; hier werden wir demnach ein Zusammenwirken von Naturanlage und äußeren Einflüssen zu vermuten haben. — Neben der Emotionalität mit ihren Korrelaten steht als eine zweite selbständige weibliche Grundeigenschaft die Aktivität. Wie wir gesehen haben (S. 219), wird dieselbe durch die Emotionalität kaum begünstigt; das entschiedene Übergewicht, welches die Frauen in bezug auf sämtliche auf Aktivität hinweisende Erscheinungen erkennen lassen, muß demnach einen anderen Grund haben, von welchem sich allerdings kaum sicher entscheiden läßt, ob derselbe in den Kulturverhältnissen oder in der Naturanlage zu suchen ist. Daß die Erziehung der Mädchen aus den besser situierten Kreisen (auf welche sich unsere Enqueten vorwiegend beziehen) keineswegs dazu geeignet ist, die Aktivität zu fördern, wurde früher bemerkt; dagegen ließe sich fragen, ob nicht die häusliche Plackerei der

Jahrhunderte, vielleicht selbst die harte Haus- und Feldarbeit der Vorzeit die vorliegenden Differenzen zustande gebracht haben könne. Ehe man jedoch diese Frage mit allzugroßer Entschiedenheit beantwortet, soll man sich Rechenschaft darüber geben, ob nicht, wenn einmal die Verhältnisse umgekehrt lägen, ein Übergewicht der Männer an stetiger Arbeitsamkeit oder Entschlossenheit in gleich plausibler Weise auf den Zwang des streng geordneten Berufslebens oder auf die größere Häufigkeit unvorhergesehener Konfliktsfälle hätte zurückgeführt werden können. Die Frage erscheint demnach noch nicht als spruchreif und wird wohl erst auf Grund ganz anderer Daten, als worüber wir jetzt verfügen, einmal spruchreif werden können. Wir lassen sie also dahingestellt und haben nur noch zu untersuchen, inwiefern sich einige weitere Eigenschaften der Frauen als Korrelata dieser größeren Aktivität erklären lassen. Da ergibt sich folgendes. Einzelne von diesen Eigenschaften (Beweglichkeit, Leichtversöhnlichkeit, Geschicktheit, Mitleid, Zuverlässigkeit, Religiosität) stehen sowohl zur Aktivität wie zur Emotionalität in positiver Korrelation; zum Übergewicht derselben bei den Frauen werden demnach beide Grundmerkmale beitragen. Wo dagegen Aktivität und Emotionalität entgegengesetzte Korrelationen mit sich führen, schlägt fast immer die letztere durch (Impulsivität, wechselnde Stimmung, Ängstlichkeit und Bedenklichkeit, wechselnde Sympathien, intellektuelle Insuffizienz, Eitelkeit, Herrschsucht, Mangel an Mut, Reden über Personen, Neigung zum Lachen, psychische Störungen). Das war auch kaum anders zu erwarten, da ja der Unterschied zwischen Männern und Frauen in Sachen der Emotionalität nach der Enquete bedeutend größer ist als derjenige in Sachen der Aktivität, demzufolge diese die Auswüchse jener zwar mildern, schwerlich aber kompensieren oder überkompensieren kann. Um so mehr

interessieren uns die Ausnahmen. Die Frauen sind in hohem Grade *sparsam*, mindestens so *praktisch* wie die Männer, und viel *mutiger* und *geduldiger bei Krankheiten*; sie sind *glaubwürdiger*, *seltener zerstreut* und zeigen nur *halb so häufig die Neigung, verpflichtete Arbeiten zugunsten unverpflichteter zu vernachlässigen*: alles Abweichungen vom Durchschnitt, welche zwar durch die Aktivität begünstigt, ebenso entschieden aber durch die Emotionalität herabgesetzt werden. Mit Rücksicht auf den überall sonst überwiegenden Einfluß der Emotionalität ist wohl nicht daran zu denken, diese Abweichungen einfach auf die Rechnung der weiblichen Aktivität zu stellen; wir müssen uns demnach nach anderen mitwirkenden Ursachen umsehen, und es dürften als solche hauptsächlich einerseits *die Eigenart der im sozialen Leben den Frauen zufallenden Beschäftigungen*, andererseits ihre *stärkeren sittlichen Anlagen* in Betracht kommen. Was das erstere betrifft, so scheint die häusliche Arbeit der Frauen, das Besorgen zahlloser kleiner Einkäufe zu veränderlichen Preisen, die tägliche Kontrolle von Lieferanten und Dienstboten in hohem Grade geeignet, solche Eigenschaften wie Sparsamkeit, praktischer Sinn und stetige Wachsamkeit zur Entwicklung zu bringen; von diesen Eigenschaften scheint es mir demnach nicht unwahrscheinlich, daß sie zwar teilweise der weiblichen Aktivität, zum anderen Teil aber den früheren und jetzigen sozialen Verhältnissen zu verdanken seien. Die drei übrigen oben erwähnten Eigenschaften aber (Nichtvernachlässigen verpflichteter Arbeiten, Wahrhaftigkeit, Mut und Geduld auf dem Krankenlager) ordnen sich mit vielen anderen (*Mangel an Egoismus, geringe Neigung zu Tischgenüssen, Uneigennützigkeit* und *Mangel an Geldsucht, philanthropische Wirksamkeit, Neigung*

andere zu idealisieren, Kinderliebe, Zuverlässigkeit, geringe Selbstzufriedenheit) dem allgemeinen Gesichtspunkte unter, daß die Frauen es mit ihren persönlichen Interessen weniger ernst, mit fremden und übergeordneten Interessen dagegen ernster nehmen, kurz daß sie sittlicher sind als die Männer. Diese höhere Sittlichkeit auf Kultureinflüsse, etwa auf die lange Unterjochung und die damit verbundene Notwendigkeit vielfacher Entsagung, zurückführen zu wollen, scheint mir nicht angängig. Soviel ich weiß, hat die Geschichte nirgends gelehrt, daß die Sklaverei eine bessere Schule der Selbstverleugnung wäre als die Freiheit, oder daß sich bei unterdrückten Völkern eine höhere Pflichttreue entwickelte als bei selbständigen. Umgekehrt hat sicher die säkulare Unterjochung der Frauen darauf hinwirken müssen, sie zur Lüge und zur Verstellung zu erziehen; wenn sie dessenungeachtet nach unseren beiden Enqueten jetzt glaubwürdiger und ehrlicher sind als die Männer, so muß ihre auf diese Eigenschaften gerichtete Naturanlage eine ungemein starke sein. Daß diese Naturanlage wenigstens zum Teil auf einer mehr oder weniger bewußten Auslese von seiten der wählenden Männer beruht, scheint mir sicher.

Schluß. Und das wäre also „die Frau"? Soviel Bewußtseinsumfang, soviel Emotionalität, Aktivität, Pflichtgefühl usw., — das wäre alles an der typischen Frauenseele? Sicher nicht; genau so wenig wie die botanischen Merkmale der Rose alles an der typischen Rose sind. So wenig wie einer, der niemals eine Rose gesehen, aber alle jene Merkmale auswendig gelernt hätte, sich aus denselben das adäquate Bild einer Rose würde aufbauen können, so wenig genügt auch das vorliegende Buch, um von der Frau, so wie sie leibt und lebt, eine adäquate und lebendige Vor-

stellung zu gewinnen. Das liegt, hier wie dort, an verschiedenen Ursachen, und diese Ursachen sind teils wesentlicher und bleibender, teils zufälliger und vorübergehender Natur.

Die wesentlichen und bleibenden Ursachen für die beschränkte Leistungsfähigkeit einer Theorie der Frauenseele liegen in jener Geradlinigkeit, welche nun einmal notwendig aller Theorie anhaftet. Schließlich ist nicht nur das Individuum, sondern auch das Geschlecht „unaussagbar“: die Worte, in welchen wir beide zu beschreiben versuchen, haben überall allgemeine Bedeutung; für die besondere Nuance aber, welche wir eben auszudrücken hätten, fehlt häufig der bezeichnende Name. Darum wird notwendig die unmittelbare Beobachtung zahlreicher Fälle, oder auch die künstlerische Darstellung derselben in Dramen und Romanen eine reichere und lebendigere Vorstellung der Frauenseele geben als die wissenschaftliche Analyse. Denn obgleich selbstverständlich auch jene künstlerische Darstellung auf Worte angewiesen ist, hat sie doch den bedeutsamen Vorteil, daß sie ihre Personen selbst reden und handeln lassen kann, womit den Deutungsmöglichkeiten viel engere Grenzen gesteckt sind als in der zusammenfassenden und abstrahierenden wissenschaftlichen Beschreibung. Dagegen bietet die Wissenschaft Kenntnis der gesetzlichen Zusammenhänge und Einsicht in die Notwendigkeit derselben; und wer sich für diese interessiert, hat eben den Weg der Wissenschaft zu gehen. Dieser Weg führt auf Höhen, von denen aus man stets besser die großen Züge der Landschaft hervortreten sieht, jedoch Farbe und Duft der einzelnen Blumen nicht mehr zu unterscheiden vermag.

Kann also die Wissenschaft prinzipiell das Bild der Frau nicht zeichnen, sondern nur durch gerade Striche einschließen, so sind andererseits dafür, daß diese Striche an so wenigen Stellen das Bild berühren und an anderen

so weit davon entfernt bleiben, nicht wesentliche, sondern nur zufällige und vorübergehende Ursachen verantwortlich zu stellen. Diese Ursachen liegen in der Dürftigkeit des bis dahin der wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich gemachten Materials. Sicher hat die typische Frau die ihr im vorhergehenden zuerkannten Eigenschaften nicht schlechthin, sondern in bestimmten, vielleicbt äußerst komplizierten Modifikationen; sicher hat sie außerhalb derselben noch viele andere wichtigere oder unwicbtigere, selbständige oder von anderen abhängige Eigenscbaften, welche an und für sich den Mitteln der wissenschaftlichen Feststellung und Beschreibung ebensowohl zugänglich wären als jene. Aber um diese ans Licht bringen zu können, müßten uns sehr viel zahlreichere, ganz besonders aber sehr viel genauere und sebr viel sicherer fundierte Daten zu Gebote stehen. Wir steben eben erst am Anfang und haben zunächst mit unseren groben Werkzeugen vollauf zu tun. Wenn dieselben geleistet haben, was sie leisten können, werden feinere an ihre Stelle treten; und je weiter diese Verfeinerung fortschreitet, um so enger wird sich das geradlinige Schema der Wissenschaft der lebendigen Wirklichkeit anschließen, welche uns in der typischen Frau entgegentritt.

Anhang.

I. Prozentsätze aus der Hereditätsenquete.

(S. S. 32—33.)

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern		147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern	
	Männer (1310)	Frauen (1209)	Männer (68)	Frauen (79)
I. Bewegungen und Handeln.				
Ist die betreffende Person:				
1. beweglich und geschäftig (gestikulieren, leicht vom Stuhl aufspringen, im Zimmer hin- und hergehen)	39.3	43.4	29.4	53.2
oder gesetzt und ruhig?	56.2	50.8	67.6	39.2
2. in Amt, Geschäft, Schule od. Haushaltung stets eifrig bei der Arbeit	73.8	78.6	76.5	86.1
oder bloß zeitweise eifrig bei der Arbeit .	17.3	14.5	8.8	10.1
oder durchgängig faul?	6.8	4.3	8.8	0.0
3. auch in Mußestunden meistens beschäftigt (Bosseln, Gartenarbeit, etwas ausbessern, weibl. Handarbeit)	55.3	70.7	51.5	74.7
oder geneigt, es sich bequem zu machen? . .	35.6	21.4	38.2	15.2
4. geneigt, verpflichtete Arbeiten (Amt, Fachstudium, Haushaltung) zugunsten unverpflichteter (Vereinswesen, Propaganda, Nebenstudium, Liebhabereien) zu vernachlässigen?	15.0	8 8	16.2	13.9

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern		147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern	
	Männer (1310)	Frauen (1209)	Männer (68)	Frauen (79)
5. geneigt zum Aufschieben (wie Briefschreib., Ordnen irgendeiner Angelegenheit)	32.1	23.4	35.3	29.1
oder gewohnt, alles frisch anzugreifen und zu erledigen?	53.4	61.1	51.5	55.7
6. bei Widerwärtigkeiten leicht verzagt	24.2	26.5	30.9	22.8
oder beharrlich in der Ausführung ihrer Absichten (durch Schwierigkeiten gespornt)	47.3	46.1	36.8	50.6
oder gar starrsinnig (für guten Rat unzugänglich, trotz besseren Wissens bei einem Entschluß beharrend)?	17.8	15.5	11.8	10.1
7. impulsiv (Handeln oder Sichentschließen unter dem Eindruck des Augenblicks)	34.5	42.7	23.5	45.6
oder bedächtig (nicht Handeln ohne Überlegung des Für und Wider)	52.9	42.5	60.3	41.8
oder Prinzipienmensch (Handeln nach vorher festgestellten Grundsätzen)? .	9.1	6.2	4.4	7.6
8. resolut (in schwierigen Fällen rasch einen Entschluß fassen)	50.2	52.9	51.5	55.7
oder unentschlossen (lange zaudern, oft hin- und herschwanken, schwer zu einem entgültigen Entschluß gelangen)? . . .	28.7	28.0	29.4	24.1
II. Gefühle.				
9. emotionell (nimmt sich auch Kleinigkeiten mehr als Andere zu Herzen, aus geringem Anlaß entzückt oder in Tränen) .	45.9	59.8	48.5	70.9

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern		147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern	
	Männer (1310)	Frauen (1209)	Männer (68)	Frauen (79)
oder nicht emotionell (weniger empfindlich als andere, von kühlem Naturell)?	39.3	26.5	39.7	20.3
10. im Gespräch heftig (die Stimme erheben, starke Ausdrücke verwenden, sich ereifern)	43.0	41.5	39.7	50.6
oder kühl und sachlich?	41.4	34.1	39.7	19.0
11. reizbar (über Kleinigkeiten verstimmt, leicht verletzt)	43.4	43.3	44.1	36.7
oder gutmütig (bequem in Umgang)	53.2	53.4	50.0	60.8
oder gar nicht in Zorn zu versetzen (sich ohne Widerspruch beleidigen oder aufziehen lassen)? .	2.4	3.1	1.5	5.1
12. kritisch (an anderen vieles auszusetzen haben, vorzugsweise ihre schlechten Eigenschaften bemerken und im Gedächtnis behalten)	38.9	38.6	35.3	34.2
oder idealisierend (geneigt, die Menschen gut und liebenswürdig zu finden)?	29.1	33.4	35.3	36.7
13. mißtrauisch (etwa den Dienstboten gegenüber; glaubt geheime Feinde zu haben; setzt leicht böse Absichten voraus) . . .	19.3	22.9	14.7	19.0
oder gutgläubig (Zutrauen zu den Behauptungen interessierter Personen, zu Reklamen usw.)?	41.6	43.9	39.7	38.0
14. tolerant (freundschaftlicher Umgang mit Personen anderer Richtung)	80.2	78.8	77.9	77.2
oder intolerant (macht				

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern		147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern	
	Männer (1310)	Frauen (1209)	Männer (68)	Frauen (79)
vorzugsweise bei Partei- oder Glaubensgenossen seine Einkäufe; Haß gegen Nichtgesinnungsgenossen)?	9.5	8.8	5.9	11.4
15. heiter und munter (sich seines Lebens freuend) .	34.7	41.1	25.0	35.4
oder schwermütig und düster	5.0	6.0	7.4	6.3
oder beides abwechselnd	29.6	32.1	27.9	39.2
oder stets ruhig und gleichmäßig von Stimmung?	25.8	20.9	33.8	20.3
16. ängstlich und bedenklich (übermäßig besorgt um die Zukunft; Scheu vor einer übernommenen Aufgabe oder einer zu erwartenden Veränderung)	29.9	32.2	30.9	35.4
oder leichtmütig (geneigt zu glauben, daß die Sache sich schon machen wird)?	37.8	31.3	32.4	32.9
III. Sekundärfunktion.				
17. nach dem Verluste geliebter Personen verhältnismäßig schnell getröstet (sich wie früher interessierend für Geschäfte und Erholungen)	42.1	32.2	35.3	25.3
oder bleibt sie lange Zeit unter dem Eindruck (kann es nicht verschmerzen)?	17.3	31.2	25.0	30.4
18. nach einem Zornesausbruch sogleich wieder versöhnt (ganz so wie früher ohne weiter daran zu denken)	41.9	42.3	32.4	38.0
oder noch einige Zeit verstimmt	32.7	33.7	47.1	27.8

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern Männer (1310)	Frauen (1209)	147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern Männer (68)	Frauen (79)
oder schwer zu versöhnen (dauernder Groll bestimmten Personen gegenüber)?	16.3	13.6	16.2	10.1
19. stark wechselnd in ihren Sympathien (zuerst für einen schwärmen, dann vieles an ihm auszusetzen haben)	16.8	20.7	11.8	13.9
oder beharrlich in ihren Zuneigungen?	68.5	66.6	73.5	73.4
20. einer, der an alten Erinnerungen hängt (Fortführung von Jugendfreundschaften, Besuchen des Geburtsortes oder der Gräber Verstorbener) . . .	52.5	54.9	35.3	40.5
oder mehr für neue Eindrücke und Freunde interessiert?	24.8	25.0	29.4	40.5
21. einer, der hartnäckig an einmal aufgefaßten Meinungen festhält (Steckenpferde, keiner Argumentation zugänglich) .	26.6	27.5	29.4	22.8
oder auch für neue Auffassungen zugänglich .	53.2	45.2	55.9	64.6
oder sogar leicht zu bereden?	11.3	15.3	7.4	6.3
22. veränderungssüchtig (in bezug auf Wohnort, Haus- oder Zimmereinrichtung, Umgang; empfindet das Bedürfnis, einmal andere Dinge zu sehen und zu erleben, aus dem alten Schlendrian herauszukommen)	30.8	37.2	25.0	46.8
od. Gewohnheitsmensch (der an alten Gewohnheiten, fester Tagesein-				

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern		147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern	
	Männer (1310)	Frauen (1209)	Männer (68)	Frauen (79)
teilung, regelmäßig wiederkehrenden Erholungen hängt, sich schwer von alten Möbeln und Kleidern trennt usw.)?	44.4	38.0	55.9	31.6
23. wiederholt	8.4	3.2	4.4	8.9
oder einmal von einem Beruf oder Studienfach zum andern übergegangen?	13.1	3.0	7.4	3.8
24. oft mit großen Plänen beschäftigt, welche schließlich doch nicht zur Ausführung gelangen? . . .	15.8	8.3	14.7	8.9
25. in ihrem Handeln mehr beeinflußt durch den Gedanken an eine ferne Zukunft (Sparen fürs Alter, Material sammeln für spätere Arbeiten) . .	38.7	32.2	26.5	27.8
oder an sofortige Resultate?	29.9	28.1	26.5	35.4
26. einer, dessen Handeln sich mit den von ihm geäußerten Grundsätzen im großen und ganzen in Übereinstimmung	64.8	62.5	66.2	74.7
oder oft in Widerspruch befindet?	14.3	11.4	11.8	5.1
IV. Intellekt und Verwandtes.				
27. leicht auffassend (ohne Mühe neue Dinge verstehend; einer, der sofort sieht, worauf es ankommt)	58.5	51.7	45.6	55.7
verständig (dasjenige, was sie weiß, auch genau wissend; imstande, etwas deutlich zu erklären) . .	54.4	43.9	60.3	45.6
oder oberflächlich (geneigt, auf einen flüchtigen				

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern		147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern	
	Männer (1310)	Frauen (1209)	Männer (68)	Frauen (79)
Eindruck hin zu urteilen; sich oft widersprechend) .	15.9	21.8	14.7	13.9
oder sogar dumm (unfähig, einfache Dinge zu verstehen)?	3.4	5.0	4.4	3.8
28. ein guter Menschenkenner (der seine Leute richtig zu wählen versteht, mit Menschen jeder Art umzugehen weiß) . . .	49.4	38.9	35.3	50.6
oder nicht (einer der sich leicht etwas vormachen läßt; die Leute falsch beurteilt)?	24.3	28.0	35.3	13.9
29. praktisch und findig (etwa beim Entwerfen eines Planes oder beim Suchen eines Auswegs aus Schwierigkeiten; einer, der sich mit mangelhaften Mitteln zu helfen weiß)	67.8	68.1	58.8	81.0
oder unpraktisch? . .	16.3	15.7	20.6	7.6
30. weitblickend (frei von Standes- oder gesellschaftlichen Vorurteilen; nicht an Kleinigkeiten oder äußerlichen Formen hängend)	64.3	52.9	66.2	64.6
oder beschränkt (an konventionellem haftend, Kleinigkeitskrämer)?	16.8	24.7	14.7	20.3
31. in ihren Ansichten selbständig	66.6	57.4	80.9	56.9
oder geneigt, andern nachzuschwätzen?	17.3	24.0	7.4	24.1
32. geneigt, in jeder Frage mit einer entschiedenen Meinung hervorzutreten	52.5	48.5	58.8	50.6
oder sich nur bedingungsweise zu äußern (sich ein Hintertürchen offen zu halten)?	23.4	20.1	20.6	22.8

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern		147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern	
	Männer (1310)	Frauen (1209)	Männer (68)	Frauen (79)
33. ausgezeichnet durch ein besonderes Talent für Mathematik	17.0	3.2	19.1	3.8
Sprachen	12.7	13.5	11.8	13.9
Musik	16.3	17.6	14.7	22.8
Zeichnen	9.6	6.3	8.8	12.7
Schriftstellerei	9.3	6.2	14.7	5.1
Schauspielkunst . . .	4.7	4.9	1.5	3.8
Nachahmung anderer Menschen?	9.7	7.6	2.9	2.5
34. witzig (einer, der geistreiche Bemerkungen macht, andere auf ergötzliche Art hereinfallen läßt; gewichst mit Antworten) . . .	42.1	35.1	38.2	29.1
oder nicht?	29.5	33.7	27.9	39.2
35. gesprächig (einer, mit welchem sich angenehm plaudern läßt)	65.2	71.3	57.4	72.2
oder geneigt, sich der Führung d. Gesprächs zu bemächtigen . . .	9.6	6.1	8.8	8.9
oder still und in sich gekehrt?	19.3	15.7	26.5	17.7
36. ein guter Erzähler von Anekdoten	25.6	15.9	16.2	8.9
von längeren Geschichten	15.9	14.8	13.2	17.7
auch von selbsterfundenen Geschichten (etwa für Kinder)?	6.9	13.1	10.3	19.0
37. in ihren Erzählungen weitschweifig und umständlich (weiß Wesentliches und Unwesentliches nicht zu unterscheiden) .	16.9	20.4	14.7	19.0
oder bündig u. sachlich?	55.6	44.7	54.4	44.3
38. gewohnt, häufig die nämlichen Geschichten aufzutischen?	16.0	9.8	10.3	10.1
39. imstande, unvorbereitet leid-				

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern		147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern	
	Männer (1310)	Frauen (1209)	Männer (68)	Frauen (79)
lich öffentliche Reden zu halten (in Versammlungen, bei einer Feier usw.)?	31.4	5.5	22.1	6.3
40. ein guter Beobachter (der mancherlei Kleinigkeiten bemerkt, welche von anderen übersehen werden)	54.2	52.7	41.2	54.4
oder nicht (imstande, Dinge zu übersehen, welche ihm gerade vor der Nase liegen)?	16.7	17.3	17.6	11.4
41. mit einem sehr guten .	14.8	15.3	13.2	13.9
guten	43.8	49.2	51.5	50.6
oder schlechten musikalischen Gehör begabt?	28.6	20.9	29.4	22.8
42. geschickt (im Zimmern, Kleistern, in weiblichen Handarbeiten usw.; auch imstande, ungewohnte Handarbeiten leidlich zu verrichten)	55.5	70.5	51.5	69.4
oder ungeschickt (einer, der alles verkehrt angreift)?	19.7	10.3	20.6	11.4
43. mit einem außergewöhnlichen	14.0	9.3	10.3	12.7
guten	74.5	76.2	70.6	60.8
oder schlechten Gedächtnis begabt? . . .	6.6	7.9	11.8	12.7
V. Neigungen.				
44. einer, der viel auf gutes Essen und Trinken hält	47.0	30.2	38.2	32.9
oder nicht?	32.3	43.7	38.2	36.7
45. ein Trunkenbold . . .	1.9	0.2	0.0	0.0
oder einer, der regelmäßig	22.1	2.3	16.2	2.5
oder dann und wann .	54.9	45.7	52.9	46.8
oder nie Alkohol zu sich nimmt?	15.9	33.0	33.8	44.3

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern		147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern	
	Männer (1310)	Frauen (1209)	Männer (68)	Frauen (79)
46. auf sexuellem Gebiete ausschweifend	8.6	1.4	2.9	0.0
oder enthaltsam? . . .	61.5	60.1	52.9	50.6
47. zufrieden über eigene Fähigkeiten u. Leistungen (prahlerisch, der Meinung, daß sie alles besser tun könne als andere) . . .	37.5	28.1	36.8	26.6
oder darüber nicht zufrieden (viel Selbstkritik übend, die Überlegenheit anderer anerkennend)? .	31.5	36.5	30.9	44.3
48. eitel und gefallsüchtig (geneigt, sich auffallend zu kleiden, oft in den Spiegel zu blicken)	17.5	23.5	17.6	21.5
oder ihr Äußeres wenig beachtend?	52.4	42.8	54.4	45.6
49. ehrgeizig (nach Anerkennung, Ehrenposten und Orden strebend; liebt es, sich in den Vordergrund gestellt zu sehen) . . .	36.1	29.8	29.4	36.7
oder gleichgültig für Anerkennung durch andere	25.6	22.2	17.6	16.5
oder gar geneigt, sich im Hintergrunde zu halten?	18.1	24.4	26.5	27.8
50. geldsüchtig (Berufswahl oder -wechsel hauptsächlich aus finanziellen Rücksichten; Unternehmungen begründen oder spekulieren, um ihr Vermögen zu vermehren)	22.5	12.5	25.0	12.7
oder uneigennützig? .	45.3	52.0	47.1	60.8
51. geizig	3.3	3.0	4.4	0.0
sparsam	43.1	54.1	38.2	50.6
flott in Geldangelegenheit.	47.8	37.4	52.9	50.6
oder verschwenderisch?	7.2	5.0	2.9	3.8
oft in Schulden? . . .	4.7	1.5	5.9	2.5

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern		147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern	
	Männer (1310)	Frauen (1209)	Männer (68)	Frauen (79)
52. herrschsüchtig (will überall den Meister spielen, niemals nachgeben, ist Haustyrann)	20.8	23.6	26.5	31.6
oder geneigt, jedem seine Freiheit zu lassen . .	55.9	48.1	51.5	46.8
oder sogar leicht zu lenken und zu beherrschen?	12.7	14.5	14.7	10.1
53. ihren Kindern gegenüber streng	14.6	10.3	14.7	8.9
oder zärtlich u. sorgsam	28.2	43.6	20.6	34.2
odes geneigt, denselben viel Freiheit zu lassen?	23.9	18.3	29.4	13.9
54. ihren Dienstboten u. Untergebenen gegenüber gütig (dieselben möglichst wenig ihre untergeordnete Stellung fühlen lassen; ihre Interessen beherzigen; dieselben lange behalten) .	80.0	80.1	83.8	81.0
oder nicht (vielfach wechseln)?	4.6	8.8	1.5	5.1
55. mitleidig u. hilfsbereit (kann keinem Tiere etwas zu Leide tun, keine Hilfe verweigern)	70.3	79.4	70.6	79.7
oder egoistisch (empfindet wenig für fremdes Leid) .	17.9	10.7	13.2	10.1
oder sogar grausam (hat Freude am Leiden von Menschen und Tieren?) .	0.6	0.0	1.5	0.0
56. auf dem Gebiete der Philanthropie persönlich tätig (Armenbesuch, Vorstandsmitglied philanthropischer Vereine)	20.7	24.5	20.6	30.4
oder nur bereit, Geld beizusteuern	36.0	32.1	42.6	43.1
oder sogar dieses nicht oder kaum?	13.1	9.5	10.3	8.9

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern		147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern	
	Männer (1310)	Frauen (1209)	Männer (68)	Frauen (79)
57. in der Politik radikal reformatorisch . . .	15.2	8.7	14.7	12.7
oder gemäßigt reformatorisch	42.9	11.8	48.5	25.3
oder konservativ . . .	12.0	7.8	8.8	6.3
oder gleichgültig? . .	16.6	30.8	16.2	30.4
58. persönlich politisch tätig (Propagandaarbeit, Reden in Versammlungen, Schreiben in Zeitungen)?	9.8	1.9	14.7	10.1
59. ein warmer Patriot (stolz auf ihre Nationalität, empfindlich für das Urteil von Ausländern über dieselbe)	33.8	25.8	27.9	29.1
oder nicht?	35.6	30.1	33.8	32.9
60. in ihrem Auftreten durchaus natürlich (sich zeigend, so wie sie ist) . .	69.2	68.1	61.8	65.8
oder mehr oder weniger gezwungen (sich unbehaglich fühlend)	19.1	19.0	26.5	25.3
oder geziert (Salonton; sich spreizend, eine bestimmte Rolle spielen wollend)?	6.3	9.0	4.4	6.3
61. demonstrativ (ihre Meinungen, Sympathien und Antipathien gern äußernd und warm verteidigend) .	43.4	41.7	42.6	51.9
oder verschlossen (geneigt, dieselben für sich zu behalten)	35.3	32.4	38.2	29.1
oder Heuchler (andere zur Schau tragend)? . .	0,8	0.8	0.0	0.0
62. gewohnt, mit ihren Absichten ehrlich hervorzutreten	71.3	70.4	70.6	70.9
oder diplomatisch (ihre Absichten verbergend) .	17.5	15.5	20.6	21.5
oder intrigant (einer, der unehrliche Mittel anwendet)?	1.7	3.3	1.5	1.3

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern Männer (1310)	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern Frauen (1209)	147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern Männer (68)	147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern Frauen (79)
63. vollkomm. glaubwürdig	62.6	65.2	67.6	59.5
oder geneigt, etwas zu übertreiben	21.1	21.7	16.2	26.6
und auszuschmücken .	14.5	9.3	10.3	10.1
oder lügnerisch? . . .	3.3	3.4	0.0	0.0
64. in Geldangelegenheiten unbedingt zuverlässig .	78.6	83.2	85.3	91.1
oder nur ehrlich innerhalb der Grenzen des Gesetzes	10.4	4.3	8.8	2.5
oder entschieden unehrlich?	1.1	0.7	0.0	0.0
65. warm religiös (ihr ganzes Leben gleichsam von Religion getränkt) . . .	17.7	26.0	26.5	32.9
oder konventionell religiös (erfüllt die äußeren Religionspflichten, ohne viel dabei zu empfinden) . .	17.9	25.5	10.3	16.5
oder geneigt, über die Religion zu spotten . . .	7.0	2.1	7.4	1.3
oder gleichgültig? . .	47.0	34.5	48.5	32.9
66. ein Kinderfreund (spielt gern mit Kindern, weiß sich bei ihnen beliebt zu machen)	61.1	70.4	66.2	64.6
oder nicht?	14.1	10.2	14.7	8.9
67. ein Tierfreund (der gern Hunde, Katzen, Vögel hält; auch andere, für gewöhnlich wild lebende Tiere) .	51.0	48.5	25.0	29.1
oder nicht?	21.9	22.3	36.8	31.6
68. geneigt, vorzugsweise mit Personen von höherem	18.3	22.6	16.2	21.5
oder niedrigerem Stande umzugehen?	13.0	9.4	13.2	7.6
69. in Ton und Benehmen sehr verschieden gegenüber Höher- und Niedrigergestellten (untertänig jenen, herablassend oder				

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern		147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern	
	Männer (1310)	Frauen (1209)	Männer (68)	Frauen (79)
hochmütig diesen gegenüber)	8.6	8.9	8.8	10.1
oder gegenüber allen ziemlich gleich?	79.2	78.5	79.4	81.0
70. mutig (etwa bei einem Volkstumult, bei Feuer, Einbruch; durch Gefahren angezogen)	46.2	41.0	50.0	54.4
oder furchtsam (möglichst Gefahr vermeiden) . . .	29.4	34.0	33.8	21.5
oder gar feig (untauglich in der Gefahr)?	1.8	3.7	0.0	3.8
71. ein Liebhaber von Vergnügungen außer dem Hause (Klub, Gesellschaften, Theater, Konzerte usw.)	28.7	29.5	23.5	29.1
oder häuslich (sich im eigenen Familienkreis am wohlsten fühlend) . . .	63.6	64.5	66.2	68.4
oder einsiedlerisch (geneigt, sich von aller Gesellschaft zurückzuziehen)?	9.7	6.5	16.2	10.1
72. geneigt, vorzugsweise über Sachen	58.6	31.4	54.4	31.6
über Personen	22.7	44.2	11.8	39.2
oder über sich selbst zu reden?	11.9	11.0	13.2	10.1
73. ein Liebhaber von unflätigen oder auf das sexuelle Leben bezüglichen Witzen	21.5	7.3	23.5	6.3
oder solchen abgeneigt?	41.1	58.0	51.5	72.2
74. einer, der viel	49.7	46.5	66.2	51.9
oder wenig liest	36.9	37.5	26.5	35.4
das Gelesene genau und geordnet	49.3	37.7	58.8	39.2
oder ungenau und verwirrt behält und wiedergibt?	12.5	18.8	8.8	20.3
75. geneigt, sich in abstrakte (philosophische oder theo-				

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern		147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern	
	Männer (1310)	Frauen (1209)	Männer (68)	Frauen (79)
logische) Grübeleien zu vertiefen?	18.5	12.4	23.5	21.5
76. ein eifriger Sammler (von Natur- oder Kunstgegenständen, Altertümern, Briefmarken usw.)?	13.1	6.9	10.3	6.3
77. Anarchist	0.8	0.2	0.0	0.0
Sozialist	5.5	3.7	5.9	8.9
Spiritist	0.7	0.6	0.0	0.0
Theosoph	1.1	1.8	1.5	1.3
Vegetarier	1.4	2.0	2.9	2.5
Abstinenzler	4.9	6.2	5.9	11.4
Anhänger der Naturheilkunde	2.0	1.9	0.0	2.5
Anhänger der Kollewijnschen Rechtschreibung?	1.4	0.5	5.9	2.5
Neuerer[1]	3.4	3.8	5.9	3.8
78. ein Sportliebhaber (Spazieren, Radfahren, Schlittschuhlaufen, Kegelschieben, Billardspielen, Jagen usw.)?	53.4	28.3	47.1	45.6
79. ein Liebhaber von Verstandsspielen (Schach, Damenspiel, Domino, Patience, Whist usw.)? . .	42.7	21.2	41.2	25.3
80. ein Liebhaber von Glücksspielen (Roulette, Ecarté usw.; Wetten bei Pferderennen)?	10.7	4.0	1.5	3.8
auch um große Summen?	2.5	0.0	1.5	0.0

[1] Als solche wurden alle diejenigen bezeichnet, bei welchen zwei oder mehr Neuerungen vorkommen; da die Frequenzzahlen für die Anhäufungen von Neuerungen bei einer Person für alle diese die Wahrscheinlichkeit begründen, daß sie die Neigung haben, neue Standpunkte und Bestrebungen eben als solche zu bevorzugen (vgl. Zeitschrift für Psychologie, Bd. 42, S. 287—288).

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern		147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern	
	Männer (1310)	Frauen (1209)	Männer (68)	Frauen (79)
81. genau bewandert in den Verwandtschaftsbeziehungen und Vermögensverhältnissen von Bekannten?	21.1	32.1	13.2	26.6
VI. Verschiedenes.				
82. ein Komplimentenschneider	10.8	7.5	14.7	2.5
einfach höflich	80.2	86.2	76.5	91.1
oder mürrisch und unwirsch?	6.8	2.9	7.4	1.3
83. zerstreut (oft mit ihren Gedanken abwesend, träumerisch)	24.7	19.7	35.3	29.1
oder stets wach (mit ganzer Seele bei der augenblicklichen Arbeit oder Unterhaltung)?	52.1	55.6	48.5	58.2
84. auf Reinlichkeit und Ordnung haltend (in Kleidung, Umgebung usw.; nichts herumliegen lassen; gleichmäßige und saubere Handschrift)	63.7	74.3	64.7	55.7
oder unordentlich? . .	24.2	16.9	25.0	24.1
85. pünktlich (stets rechtzeitig ins Bureau, bei der Arbeit, in die Schule; pflegt vorgeschriebene oder übernommene Arbeiten stets zur festgestellten Zeit einzuliefern usw.) . . .	69.2	61.8	82.4	69.6
oder nicht?	16.9	16.9	10.3	17.7
86. im Reden würdevoll und gemessen	10.5	6.1	19.1	6.3
sachlich	37.9	22.2	29.4	17.7
gemütlich	38.4	42.5	32.4	38.0
ironisch	10.6	4.8	8.8	3.8
oder geneigt, einfach drauf los zu schwatzen? . .	10.0	17.4	7.4	15.2

Fragen	Sämtliche 2519 Fragebogen, hauptsächl. von männl. Berichterstattern		147 Fragebogen, sämtlich von weibl. Berichterstattern	
	Männer (1310)	Frauen (1209)	Männer (68)	Frauen (79)
87. im Sprechton gedehnt u. schleppend	3.9	5.9	5.9	1.3
oder schreiend	7.7	6.3	8.8	11.4
oder gleichmäßig dahin fließend	50.4	55.0	20.6	34.2
oder kurz abbeißend? .	10.0	7.0	4.4	10.1
88. einer, der viel	32.4	42.4	27.9	43.0
wenig	45.6	38.6	51.5	45.6
oder nie lacht?	1.1	0.8	1.5	0.0
auch, oder vorzugsweise, um eigene Witze? . .	8.5	2.6	11.8	6.3
89. bei Krankheit mutig . .	29.5	42.3	25.0	43.0
oder ängstlich?	26.4	23.8	30.9	22.8
geduldig	37.7	47.8	41.2	51.9
oder ungeduldig? . . .	24.5	17.4	19.1	15.2
geneigt, bald ärztliche Hilfe einzurufen . .	30.8	32.6	22.1	36.7
oder nicht?	19.6	22.2	32.4	27.8
90. einer, der an psychischen Störungen leidet oder gelitten hat (Manie, Melancholie, akute halluzinatorische Verwirrtheit, chronische Paranoia, Dementia paralytica, Idiotismus, Imbezillität, Hysterie, Neurasthenie, Epilepsie, Hypochondrie, Phobien, Manien, Zwangsvorstellung. usw.)?	15.3	17.8	10.3	13.9

II. Prozentsätze aus der Schulenquete.

(S. S. 33—34.)

Fragen	Gymnasien Knaben (496)	Gymnasien Mädch. (189)	Realschulen Knaben (2227)	Realschulen Mädch. (498)	Total Knaben (2757)	Total Mädch. (701)
1. beweglich (nur mit Mühe still sitzen, Vorliebe für wilde Spiele)	29.1	24.3	27.2	27.7	27.8	27.0
oder ruhig?	55.9	64.0	62.5	61.5	61.0	62.0
2. regelmäßig eifrig bei der Arbeit	52.3	66.7	52.2	64.3	52.2	65.4
oder bloß zeitweise eifrig	23.8	22.7	30.3	26.1	29.2	24.8
oder faul?	10.5	7.9	13.9	6.6	13.2	6.9
3. durchgängig aufmerksam?	49.5	68.2	52.1	62.1	51.8	64.0
leicht abgelenkt?	32.3	22.7	31.8	30.3	31.8	28.1
geneigt, während der Unterrichtszeit zu spielen?	16.2	7.4	16.8	10.9	16.8	9.7
oft mit anderen Dingen beschäftigt (schwatzen, zeichnen ins Heft oder auf den Tisch, in den Tisch schnitzeln usw.)?	21.4	14.8	20.0	22.9	20.4	20.4
4. plötzliches Nachlassen der Aufmerksamkeit gegen Ende der Unterrichtsstunde?	4.6	4.2	9.1	8.8	8.4	7.4
5. einer der ersteren	17.0	14.3	14.5	9.4	15.5	11.7
oder einer der letzteren, welche nach Beendigung der Stunde das Lokal verlassen?	16.6	13.8	11.9	18.3	12.9	17.0
6. während des Unterrichts oft nach der Uhr sehen?	11.7	5.3	10.1	6.4	10.6	6.0
7. geneigt, vorsätzlich die Schulordnung zu stören?	5.8	0.5	9.0	3.8	8.6	2.9

Fragen	Gymnasien		Realschulen		Total	
	Knaben (496)	Mädch. (189)	Knaben (2227)	Mädch. (498)	Knaben (2757)	Mädch. (701)
8. in seinem Verhalten in der Schule geneigt, bis zur äussersten Grenze zu gehen?	4.4	3.2	6.2	4.8	6.1	4.3
9. Rädelsführer bei Störungen der Schulordnung?	3.6	1.1	5.1	2.2	5.1	2.0
10. widerspenstig (geneigt, absichtlich den gegebenen Vorschriften zuwider zu handeln)?	6.7	2.6	6.7	5.0	6.9	4.3
11. Verhalten bei einem Verweis von seiten des Lehrers: weinen?	9.5	14.8	8.6	15.9	8.9	15.6
frech?	4.2	6.9	4.8	3.8	4.7	4.6
räsonnieren?	13.9	9.0	14.7	11.7	14.8	11.1
schmollen?	8.7	9.5	7.3	9.6	7.7	9.7
gleichgültig?	14.5	9.0	18.0	10.9	17.4	10.6
12. bei der Zurechnung von Fehlern geneigt, es dabei bewenden zu lassen?	36.3	32.3	35.5	38.6	35.5	36.6
oder abzufeilschen?	21.8	24.3	19.9	16.7	20.5	19.4
13. geneigt, sich in Verhandlungen zwischen dem Lehrer und andern Schülern einzumischen?	9.3	10.6	9.9	9.4	9.8	10.1
14. merklich verstimmt, wenn der Lehrer ihn zum Narren hält?	10.7	12.7	13.9	17.3	13.5	16.4
15. mehr empfindlich für einen derben Verweis	21.4	18.5	19.8	16.3	20.2	17.4
oder für Ironie?	11.7	10.0	12.8	12.5	12.8	12.3
16. dauernd verstimmt (etwa nach einer vermeintlich unverdienten Behandlung)?	3 2	3.7	4.3	4.8	4.2	4.4

17. starrköpfig	6.1	7.4	8.3	6.0	7.9	6.4
geneigt zu stillem Widerstand	4.0	2.6	6.0	5.8	5.7	5.0
aus falscher Scham bei etwas Verkehrtem beharren?	1.6	1.1	3.1	1.4	3.0	1.7
18. geneigt, seine Mitschüler dem Lehrer gegenüber herabzusetzen (ihre Verstöße anbringen, tadelnde Bemerkungen über sie machen, über ihre Dummheiten lachen)?	5.2	0.5	7.4	2.2	7.1	1.7
19. geneigt, seinen Mitschülern bei den Schulaufgaben zu helfen (vorsagen usw.)?	14.7	22.7	19.8	32.2	19.1	30.3
20. unehrliche Mittel zu eigenem Nutzen (abschreiben, ins Buch sehen)?	9.1	6.3	12.3	7.6	11.8	7.3
21. ehrlich etwas gestehen (um andere nicht in Ungelegenheit zu bringen)?	28.1	36.5	23.4	32.8	24.4	33.8
22. ehrgeizig (große Stücke darauf legen, gute Noten zu erhalten; versuchen, einem andern die Antwort vorwegzunehmen; ungefragt antworten)?	26.2	34.9	28.4	35.0	28.2	35.3
23. bei Prüfungen ruhig	20.0	21.7	33.1	31.4	30.5	28.4
oder nervös?	16.2	22.2	23.4	31.8	22.3	29.3
24. bei Probearbeiten sofort in Gang	53.3	59.2	54.7	65.9	54.6	64.5
oder dröseln?	9.9	4.2	9.4	6.6	9.5	5.8
früh	18.6	14.3	14.4	16.3	15.4	16.3
oder spät damit fertig?	27.1	23.3	24.5	26.1	24.9	25.3
25. an Entwicklung seinem Alter voraus	11.1	7.9	7.3	8.4	8.3	8.3
oder dabei zurück?	17.8	11.1	17.6	9.6	17.7	10.3
26. geneigt, auswendig zu lernen (ohne Kritik anzunehmen, was gelehrt wird)	27.7	29.1	28.3	33.2	28.1	32.1
oder darauf haltend, die Sachen zu begreifen?	35.3	36.0	34.6	33.4	34.9	34.5

Fragen	Gymnasien Knaben (496)	Gymnasien Mädch. (189)	Realschulen Knaben (2227)	Realschulen Mädch. (498)	Total Knaben (2757)	Total Mädch. (701)
27. in der Unsicherheit eine eigene Meinung erproben (fragen: ist das nicht so?)	20.0	19.6	19.9	16.3	19.9	17.1
oder sich belehren lassen (fragen: wie ist das?)?	16.8	20.1	22.7	31.4	21.9	28.8
28. richtig zwischen Haupt- und Nebensachen unterscheiden	34.1	31.7	26.7	27.5	28.1	28.8
oder an unwesentlichen Kleinigkeiten hängen bleiben?	14.7	11.1	15.7	16.7	15.5	15.4
29. wirkt früher Gelerntes nach (in Bemerkungen oder Fragen bei späterer Behandlung eines verwandten Gegenstandes)	41.0	41.8	32.4	35.2	34.2	37.2
oder nicht?	19.6	20.6	25.0	23.1	23.8	22.3
30. das Gelernte genau und geordnet	32.3	40.2	28.2	33.4	29.0	35.4
oder ungenau und verwirrt behalten?	24.2	19.0	30.8	27.7	29.6	25.4
31. leicht	31.1	29.1	24.1	34.0	25.3	32.5
oder schwer auswendig lernen (Sprachregeln, Gedichte)?	18.2	10.6	23.1	17.3	22.4	15.4
leicht	30.3	28.6	23.8	25.7	25.0	26.5
oder schwer eine Erklärung begreifen?	22.4	16.4	24.7	26.3	24.1	23.5
32. einen Witz sofort begreifen	27.5	30.1	23.3	26.9	24.4	27.8
oder nicht?	15.5	12.2	15.1	14.1	15.2	13.8
33. geneigt, entschieden	20.4	25.9	26.8	33.8	26.0	32.0
oder bedingungsweise zu sprechen (sich ein Hintertürchen offen behalten)?	14.5	9.0	16.3	16.3	16.0	14.3

34. langsam	44.0	31.7	43.5	35.6	43.4	34.3
oder schnell im Antworten?	21.4	26.4	23.7	33.2	23.6	31.4
35. besser beanlagt für Mathematik	14.1	9.5	18.2	8.8	17.6	9.4
oder für Sprachen?	19.4	20.1	13.7	32.8	14.7	29.4
36. entschiedene Vorliebe für mathemat. Wissenschaften?	5.2	3.2	10.0	7.6	9.3	6.4
Physik, Chemie?	0.8	1.6	6.3	2.6	5.3	2.3
Naturgeschichte?	6.5	6.3	4.9	4.0	5.2	4.8
Sprache und Literatur?	12.1	16.4	7.6	17.9	8.5	17.4
Geschichte und Geographie?	9.3	5.8	7.9	6.8	8.2	6.4
Zeichnen?	0.6	1.1	3.7	3.0	3.3	2.4
Gymnastik?	0.2	0.0	1.0	0.2	0.9	0.1
37. gewandt im Auflösen von mathematischen Problemen	12.3	9.5	15.0	12.7	14.5	11.8
oder nicht?	25.0	24.9	26.1	31.6	25.8	29.7
38. besonders gewandt im Thema	10.3	12.2	6.7	12.1	7.3	12.1
im Aufsatz	9.9	11.1	9.2	14.3	9.4	13.3
im Übersetzen?	12.1	8.5	5.0	9.6	6.3	9.3
besondere Schwierigkeiten mit dem Thema	14.1	4.2	12.5	8.2	12.8	7.1
dem Aufsatz	5.6	5.8	9.9	4.8	9.3	5.1
dem Übersetzen?	11.3	6.9	7.9	5.4	8.5	5.7
39. mehr Interesse für die reine Theorie	5.2	2.6	3.2	2.4	3.6	2.4
oder für die Anwendung derselben	5.9	5.3	5.9	5.6	6.2	5.8
40. im Aufsatz sich auszeichnend durch logische Einteilung	6.7	3.7	7.0	7.0	7.1	6.1
Phantasie	6.1	7.4	5.4	7.2	5.5	7.4
korrekten Satzbau?	5.0	8.5	6.2	11.5	6.0	10.6
41. für einzelne Fächer über das Schulpensum hinaus arbeiten?	11.5	6.3	6.5	4.6	7.6	5.3
42. bei Schwierigkeiten mit einem Problem geneigt, die Sache aufzugeben	14.5	13.2	18.8	21.1	18.1	19.4

Fragen	Gymnasien Knaben (496)	Gymnasien Mädch. (189)	Realschulen Knaben (2227)	Realschulen Mädch. (498)	Total Knaben (2757)	Total Mädch. (701)
oder sich helfen zu lassen	6.9	10.0	13.2	15.1	12.1	13.8
oder sich darin zu verbeißen?	11.1	9.5	11.1	11.5	11.1	10.8
43. zerstreut (oft mit Gedanken abwesend)	29.1	12.7	27.7	18.1	27.8	16.4
oder stets wach (mit ganzer Seele bei der gegenwärtigen Beschäftigung)?	24.6	36.5	26.4	37.4	26.2	37.3
44. ein guter Beobachter (leicht etwas herausfinden, etwa eine bestimmte Pflanze bei botanischen Exkursionen)	5.4	4.2	8.1	7.2	7.9	6.9
oder nicht?	2.8	4.8	7.7	6.0	6.8	5.6
45. geschickt	12.5	16.4	14.2	12.1	14.3	14.0
oder ungeschickt (beim Zeichnen, prakt. Übungen usw.)?	9.3	5.8	14.2	12.1	13.2	10.5
46. musikalisch?	18.0	24.3	10.9	14.1	12.2	17.0
Zeichentalent?	7.3	6.3	9.7	6.6	9.3	6.4
47. witzig?	5.9	4.8	10.1	10.3	9.6	8.7
48. freimütig	22.2	20.6	24.2	28.7	24.1	27.0
oder schüchtern (etwa beim Vorlesen, besonders von eigenen Aufsätzen usw.)?	29.3	29.6	33.3	35.4	32.5	33.4
49. eher schweigsam	45.8	39.7	55.1	48.4	16.9	45.4
oder übermäßig wortreich?	24.0	31.7	24.9	28.9	24.8	29.8
50. geneigt, sich von den andern abzusondern (etwa auf dem Spielplatz)?	7.9	2.6	7.7	4.6	7.8	4.1

51. mutig (ein Raufbold)	15.7	6.3	10.4	5.6	11.6	5.7
oder furchtsam von Natur?	5.7	0.5	8.5	5.4	8.0	4.0
52. Führer	6.3	8.5	8.8	7.4	8.5	7.7
oder eher geneigt, es zu machen wie die anderen?	11.7	6.9	15.7	12.1	14.9	10.4
53. ungezogen (in der Schule oder auf der Straße andere belästigen)?	6.7	3.7	8.8	3.8	8.5	3.7
54. bei seinen Mitschülern in Ansehen stehend	20.6	22.2	18.3	22.3	18.8	22.4
oder durch dieselben geneckt und aufgezogen?	6.5	0.0	4.8	2.0	5.1	1.6
55 a. (für Knaben) im Verkehr mit Mädchen einfach und natürlich	38.0		27.8		30.1	
schüchtern	6.5		6.6		6.6	
oder geneigt, dieselben zn necken	4.4		4.0		4.2	
geneigt, jenen Verkehr zu suchen?	7.5		9.1		8.9	
55 b. (für Mädchen) im Verkehr mit Knaben einfach und natürlich		56.6		52.6		53.9
oder etwas gefallsüchtig		13.8		17.3		16.5
geneigt, jenen Verkehr zu suchen?		14.3		17.3		16.5
56. Lieblingsbeschäftigungen außerhalb der Schule:						
Sport	27.9	18.5	21.6	12.7	22.9	14.0
Bosseln oder Handarbeiten	8.9	10.6	10.3	10.8	10.2	11.1
Spazieren	9.7	9.5	9.5	12.5	9.7	11.5
Lesen	21.8	27.0	17.2	25.9	18.1	26.3
Musik	11.3	14.8	8.3	15.9	8.8	15.7
57. Mitglied eines Turnvereins?	2 8	0.5	3.8	0.2	3.8	0.6
ein guter Turner?	6.7	4.2	15.7	8.2	14.1	7.3
58. Mitglied eines Vereins zur Pflege der Beredsamkeit?	8.3	9.5	4.6	3.8	5.2	5.3
in demselben eine hervorragende Rolle spielend?	1.0	0.5	1.6	0.4	1.4	0.4

Fragen	Gymnasien		Realschulen		Total	
	Knaben (496)	Mädch. (189)	Knaben (2227)	Mädch. (498)	Knaben (2757)	Mädch. (701)
Vorstandsmitglied desselben?	1.2	1.6	1.9	1.0	1.8	1.1
59. mit den häuslichen Arbeiten bald	13.1	12.7	16.4	16.9	16.0	15.7
oder erst spät fertig?	17.6	10.6	19.4	20.9	19.1	18.0
60. Sammler (Postmarken, Bilder, Naturobjekte usw.)?	28.5	18.0	17.2	11.7	19.2	13.1
61. auf Reinlichkeit und Ordnung haltend (in Kleidung, Büchern, Pult usw.; saubere Hände)	42.2	59.8	50.9	69.7	49.5	67.4
oder unordentlich (zerrissene Bücher, schmutzige Arbeiten auf schlechtem Papier usw.)?	21.8	16.9	15.6	10.5	16.8	12.1
62. in bezug auf Kleidung etwas stutzerhaft (verschiedene farbige Krawatten, gescheiteltes Haar)	14.1	4.2	12.5	6.8	12.9	6.1
oder dafür gleichgültig (über das gewöhnliche Alter hinaus Mütze, kurze Hosen, liegenden Halskragen tragen usw.)?	27.7	11.6	23.2	12.3	24.0	12.0
63. eingebildet (übertriebene Meinung vom eigenen Wissen)?	8.9	4.8	13.1	5.6	12.4	5.4
geneigt großzutun?	5.9	3.2	5.0	1.6	5.1	2.1
64. geneigt zum Handeltreiben (mit Büchern, Postmarken usw.)?	5.9	0.5	4.4	1.6	4.7	1.3
65. wahrheitsliebend	34.9	45.0	31.8	49.4	32.4	48.6
sagen, was einem eben vor den Mund kommt	4.2	5.8	8.4	11.7	7.8	10.0
oder vorsätzlich lügen?	2.6	0.0	6.1	1.8	5.5	1.3
66. im Auftreten natürlich	61.2	64.0	67.5	69.7	66.2	67.9
oder eine Rolle spielend?	7.7	8.5	7.7	10.7	7.8	10.1

67. demonstrativ	14.5	21.7	14.5	19.5	14.5	20.3
oder verschlossen?	30.9	28.0	34.3	26.5	33.6	26.7
68. hochmütig (Wert auf Klassenunterschiede legen, Abneigung gegen den Verkehr mit Niedrigergestellten)	5.0	6.9	4.0	7.6	4.3	7.5
oder nicht?	13.7	12.7	17.6	16.0	17.0	15.5
69. wohl einmal grausam Tieren gegenüber?	1.0	0.0	0.6	0.0	0.7	0.0
70. pünktlich (zeitig in die Schule, Arbeit zur vorgeschriebenen Zeit einliefern)	37.6	50.8	36.7	52.3	37.0	52.1
oder nicht (oft etwas vergessen, nachlässige Fehler machen)?	24.2	18.0	26.7	19.1	26.3	18.5
71. impulsiv	11.5	16.9	12.8	22.3	12.9	21.4
oder bedachtsam?	36.4	26.4	33.7	28.9	34.1	27.8
72. heiter und munter	19.6	35.4	24.4	36.2	23.7	36.0
schwermütig	8.1	2.6	7.7	5.0	7.7	4.3
beides abwechselnd	10.7	17.5	8.3	13.7	8.9	14.7
oder gleichmäßig von Stimmung?	41.2	33.3	49.3	41.8	47.5	39.0
73. ängstlich und bedenklich (etwa vor dem Examen)	10.5	13.2	14.1	20.3	13.5	18.4
oder leichtmütig?	8.3	10.6	16.6	14.1	15.2	13.1
74. lachlustig?	32.3	51.8	29.0	37.6	29.5	41.0
75. höflich und freundlich	60.8	58.2	64.3	69.5	63.7	66.0
oder mürrisch und flegelhaft?	4.4	3.2	6.0	3.8	5.7	3.6
76. leicht in Begeisterung (für historische oder lebende Personen, Natur, Kunst usw.)?	7.3	12.7	6.8	8.2	7.0	9.8
77. herzlich	22.8	33.9	23.1	38.2	23.2	36.7
oder kühl?	9.9	14.8	15.0	11.5	14.0	12.3
mild	16.6	22.7	20.5	33.0	20.0	30.0
oder scharf und hämisch der Umgebung gegenüber?	3.4	6.3	4.0	7.8	3.9	7.3

Fragen	Gymnasien Knaben (496)	Gymnasien Mädch. (189)	Realschulen Knaben (2227)	Realschulen Mädch. (498)	Total Knaben (2757)	Total Mädch. (701)
78. reizbar?	7.1	7.9	10.2	11.9	9.8	10.7
leicht verletzt?	8.5	11.6	12.2	15.5	11.6	14.1
79. nach einer begangenen Dummheit verstimmt	8.9	12.2	17.3	19.5	15.9	17.4
oder mutlos	9.7	12.2	12.5	14.1	12.1	13.7
oder gleichgültig?	9.5	6.9	11.7	7.0	11.2	7.0
80. übermäßig für Kälte empfindlich (bald Winterrock tragen, sich fürchten vor offenem Fenster, Zugluft u. dgl.)?	6.3	6.9	5.2	6.6	5.4	6.8
81. bisweilen unverständliche Schrullen (ohne Veranlassung lachen, weinen, Gesichter schneiden, Zunge herausstrecken usw.; oft sich wiederholende Zuckungen von Kopf oder Gliedern; närrische Laute hervorbringen, pfeifen; grundlose Impulshandlungen usw.)?	4.2	5.3	4.5	5.2	4.6	5.5

III. Erblichkeits- und Geschlechtskoeffizienten für einige wichtigere Eigenschaften nach der Hereditätsenquete.

(S. S. 260.)

	Erblichkeitskoeffizienten				Geschlechtskoeffizient.	
	V_s	V_t	M_s	M_t	G_s	G_t
2. stets eifrig	0.138	0.053	0.081	0.169	0.480	0.535
zeitweise eifrig	0.110	0.054	0.023	0.081	0.327	0.282
faul	0.033	0.024	0.045	0.070	0.155	0.151
3. in Mußestunden beschäftigt	0.101	0.036	0.064	0.095	0.437	0.582
es sich bequem machend	0.068	0.028	0.072	0.083	0.475	0.350
5. aufschieben	0.052	0.035	0.027	0.107	0.408	0.340
angreifen	0.081	0.037	0.072	0.151	0.418	0.491
7. impulsiv	0.098	0.083	0.042	0.094	0.414	0.471
bedächtig oder Prinzipienmensch	0.104	0.077	0.065	0.100	0.486	0.420
8. resolut	0.082	0.117	0.038	0.089	0.478	0.508
unentschlossen	0.067	0.083	0.025	0.090	0.307	0.311
9. emotionell	0.107	0.061	0.065	0.077	0.423	0.574
nicht emotionell	0.089	0.037	0.059	0.048	0.443	0.300
11. reizbar	0.058	0.067	0.069	0.041	0.412	0.449
gutmütig oder nicht in Zorn zu versetzen	0.064	0.066	0.072	0.067	0.490	0.477
27. leichte Auffassung	0.194	0.121	0.065	0.148	0.447	0.444
schwere Auffassung	0.013	0.022	0.017	0.048	0.069	0.086
verständig	0.142	0.098	0.044	0.098	0.428	0.384
oberflächlich od. dumm	0.018	0.058	0.029	0.058	0.232	0.272
42. geschickt	0.094	0.067	0.093	0.115	0.486	0.605
ungeschickt	0.061	0.057	0.017	0.037	0.225	0.156
44. Essen und Trinken	0.142	0.088	0.093	0.141	0.504	0.323
nicht	0.136	0.102	0.114	0.186	0.283	0.411
47. mit sich zufrieden	0.095	0.105	0.067	0.080	0.391	0.247
nicht	0.108	0.098	0.071	0.082	0.313	0.408
48. eitel und gefallsüchtig	0.059	0.018	0.064	0.134	0.287	0.364

	Erblichkeits-koeffizienten				Geschlechts-koeffizient.	
	V_s	V_t	M_s	M_t	G_s	G_t
eigenes Äußere wenig beachtend	0.135	0.098	0.092	0.136	0.348	0.271
50. geldsüchtig	0.099	0.039	0.106	0.036	0.274	0.139
uneigennützig	0.122	0.089	0.206	0.185	0.343	0.432
51. geizig oder sparsam .	0.091	0.078	0.064	0.157	0.362	0.465
flott u. verschwenderisch	0.091	0.092	0.053	0.017	0.526	0.405
52. herrschsüchtig oder lenkbar	0.070	0.046	0.052	0.038	0.339	0.384
geneigt, jedem seine Freiheit zu lassen .	0.105	0.054	0.040	0.054	0.516	0.468
55. mitleidig und hilfsbereit	0.107	0.082	0.130	0.090	0.505	0.643
egoistisch oder grausam	0.082	0.029	0.091	0.048	0.305	0.166
62. ehrlich hervortretend .	0.116	0.063	0.076	0.081	0.584	0.652
diplomatisch oder intrigant	0.069	0.056	0.058	0.064	0.260	0.225
63. vollkommen glaubwürdig	0.113	0.112	0.121	0.104	0.516	0.575
nicht	0.085	0.083	0.097	0.089	0.377	0.338
64. unbedingt zuverlässig .	0.143	0.064	0.131	0.154	0.541	0.654
Grenzen des Gesetzes oder unehrlich . .	0.115	0.033	0.087	0.059	0.287	0.119
65. warm oder konventionell religiös . . .	0.117	0.126	0.096	0.193	0.185	0.336
Spötter oder gleichgültig	0.160	0.119	0.067	0.192	0.650	0.512
70. mutig	0.102	0.095	0.053	0.117	0.465	0.397
furchtsam oder feig . .	0.062	0.037	0.056	0.117	0.300	0.387
79. Verstandesspiele . . .	0.253	0.119	0.056	0.137	0.228	0.087
83. zerstreut	0.080	0.035	0.045	0.061	0.322	0.218
stets wach	0.108	0.071	0.093	0.115	0.374	0.501
84. reinlich und ordentlich	0.088	0.090	0.063	0.108	0.528	0.615
unordentlich	0.065	0.094	0.069	0.097	0.339	0.299
88. viel lachen	0.059	0.102	0.050	0.082	0.378	0.521
wenig oder nie lachen	0.078	0.128	0.082	0.082	0.415	0.301
lachen um eigene Witze	0.104	0.031	0.053	0.197	0.052	0.022
90. psychische Störungen .	0.237	0.157	0.159	0.136	0.095	0.125

Literatur.

W. R. Alger, The Friendships of women, Boston 1872.
Fr. von Baerenbach, Naturgeschichte des Weibes, Jena 1877.
A. Bebel, Die Frau und der Sozialismus, Stuttgart 1899.
A. Bellegarrigue, Les femmes d'Amérique, Paris 1853.
M. Brühl, Die Natur der Frau, Leipzig 1902.
H. Campbell, Differences in the nervous organisation of man and woman, London 1891.
M. Cauer, Die Frau im 19. Jahrhundert, Berlin 1898.
A. Debay, Histoire naturelle de l'homme et de la femme, Paris 1870.
H. Dohm, Der Frauen Natur und Recht, Berlin 1895.
E. Dumont, Das Weib, Leipzig 1880.
Mgr. Dupauloup, Aux femmes du monde, Orléans 1900.
L. Frati, La donna italiana, Torino 1899.
P. von Gizycki, Das Weib, Berlin 1897.
B. Goltz, Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen, Berlin 1859.
E. & J. de Goncourt, La femme au 18me siècle, Paris 1898.
Havelock Ellis, Man and woman, London 1899.
Havelock Ellis, Studies in the psychology of sex, Philadelphia 1906—1908.
Th. W. Higginson, Common sense about women, London 1897.
V. Jaekel, Die Natur der Frau, Berlin 1900.
E. Key, De misbruikte krachten der vrouw, Amsterdam 1898.
A. Kirchhoff, Die akademische Frau, Berlin 1897.
Kluge, Männliches und weibliches Denken, Halle a. S. 1902.
H. Lange, Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau, Berlin o. J.
M. Lefèvre, La femme à travers l'histoire, Paris 1902.
E. Legouvé, Histoire morale des femmes, Paris o. J.

C. Lombroso und G. Ferrero, Das Weib, Hamburg 1894.
P. Lombroso, Caratteri della femminilità, Torino 1909.
P. Mantegazza, Physiologie des Weibes, Jena 1893.
L. Marholm, Das Buch der Frauen, Paris und Leipzig 1895.
L. Marholm, Zur Psychologie der Frau, Berlin 1897—1903.
H. Marion, Psychologie de la femme, Paris 1900.
M. Martin, Die Psychologie der Frau, Leipzig 1904.
R. Mayreder, Zur Kritik der Weiblichheit, Jena und Leipzig 1905.
J. S. Mill, The subjection of women, London 1869.
P. J. Möbius, Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes, Halle a. S. 1901.
P. J. Möbius, Geschlecht und Kopfgröße, Halle a. S. 1903.
A. Monod, La femme, Paris o. J.
P. Näcke, Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe, Wien und Leipzig 1894.
A. Rebière, Les femmes dans la science, Paris 1897.
P. de Régla, La femme, Paris o. J.
E. Reich, Studien über die Frauen, Jena 1875.
M. O' Rell, Her Royal Highness Woman, London 1892.
Mme de Rémusat, Essai sur l'éducation des femmes, Paris 1841.
K. von Rosen, Über den moralischen Schwachsinn des Weibes, Halle a. S. 1904.
M. Runge, Das Weib, Berlin 1900.
G. Simmel, Zur Psychologie der Frauen, Berlin 1890.
H. Sodor, Des Frauenvolkes Schattenseiten, Bamberg 1876.
H. B. Thompson, Vergleichende Psychologie der Geschlechter, Würzburg 1905.
H. Treub u. C. Winkler, De vrouw en de studie, Haarlem 1898.
C. van Tussenbroek, Over de aequivalentie van man en vrouw, Amsterdam 1898.
F. M. Wendt, Die Seele des Weibes, Korneuburg 1891.
La coéducation des sexes (La Revue), Paris 1903.

C. F. Wintersche Buchdruckerei.